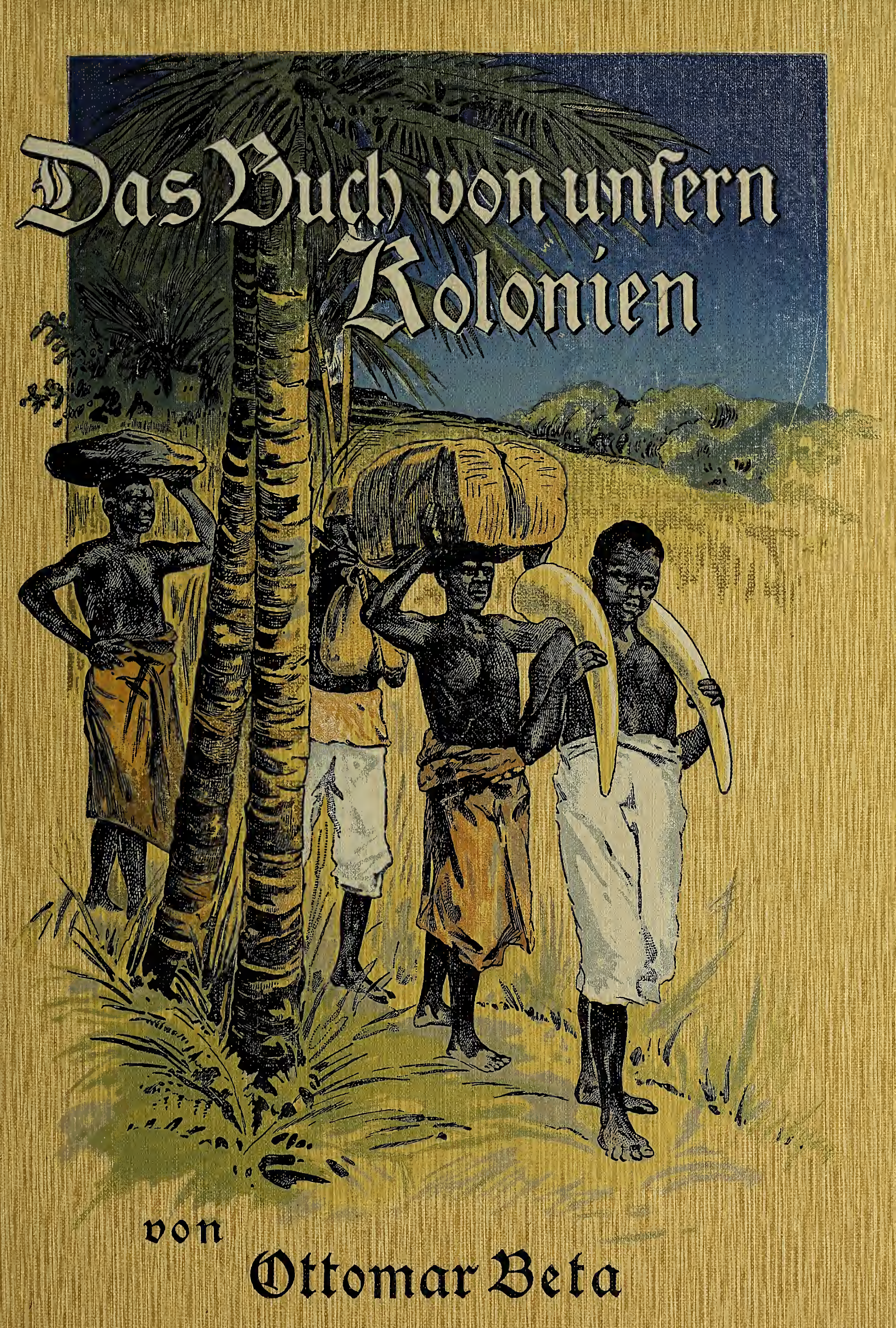


Das Buch von unsern Kolonien
von
Ottomar Beta


Aus der Bücherei







Dorf bei Bismarckburg, Togo, mit einziehender Haussa-Karawane.

Das Buch von unsern Kolonien

von

Ottomar Beta

Mit 8 farbigen Kunstbeilagen nach Originalen von Rudolf Hellgrewe, 107 Bildern im Text und 2 farbigen Karten des Deutschen Kolonialbesitzes

Neubearbeitung





Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig
1908

Germans to the front!

Das Verhältnis des deutschen Mutterlandes zu seinen Schutzgebieten befindet sich in fortwährendem Fluß. Nur das Bleibende in der Erscheinungen Flucht, die Natur der unserer Pflege anvertrauten Tropenländer, die Geschichte ihrer Erwerbung ließ sich in dem engen Rahmen eines Buches für jedermann zusammenfassen. Der Herausgeber stützte sich bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe auf die Vorarbeit bedeutender Kenner jener Gebiete und ihrer Bewohner.

Es haben in diesem Buche auch die zum Teil sehr tragischen und durchweg spannenden Ereignisse der letzten Jahre, die heldenhafte Haltung unserer Truppen auf dem heißumworbenen Boden Chinas, die siegreich beendeten dreijährigen Kämpfe gegen Hereros und Hottentotten, gegen Wüstensand, Sonnenbrand, Krankheit und Entbehrung in „Südwest" eine möglichst eingehende Würdigung erfahren, da sie für die Weltmachtstellung unseres teuren Vaterlandes von so hervorragender Bedeutung waren.

Die schwer erworbenen Schutzgebiete zu beleben und für das Vaterland fruchtbar zu machen, dazu brauchen wir, außer billigem und bereitwilligem Kapital, mutige, selbstbewußte Männer, Pioniere, Grenzer, Hinterwäldler, Vorkämpfer. Wer aus dem Nichts etwas schaffen und aufbauen will, der muß auch aus sich selbst etwas machen dürfen. Das Vaterland muß ihm dieselbe Überlegenheit zugestehen, ihm denselben Rückhalt gewähren, welche den Engländer vor aller Welt auszeichnen. Dies ist der Wunsch aller wirklichen Kenner des kolonialen Wesens und gelangt hier zum Ausdruck.

So möge denn auch die Neubearbeitung dieses Werkes dem für uns so ehrenvollen Rufe ein Echo geben, der inmitten der Gefahr und im Angesicht des Todes so oft gehört worden ist und der auch die Überschrift zu diesem Vorwort bildet.

Berlin, im Sommer 1907.

Der Verfasser.



Vorgeschichte.

An der Goldküste in Westafrika erschallte am 1. Januar 1683 der Klang von Drommeten und Pauken. In der Nähe des Berges Mamfro und des Dorfes Pokeson lagen im Hafen zwei Schiffe, von deren Mastspitzen der rote Adler im weißen Felde wehte. Es waren brandenburgische Schiffe, und mit Musik und unter dem Donner der Kanonen wurde die brandenburgische Flagge von Bord des Schiffes „Kurprinz“ ans Land gebracht. Die unter Gewehr stehende brandenburgische Besatzung erwies dieser Flagge, als sie geheißt wurde, militärische Ehren, und die „Kabusier“, der Negerstamm, der an jener Küste wohnte, begrüßte die Flagge mit lautem Geschrei.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, der mit Recht in der Geschichte den Namen des Großen Kurfürsten trägt, hatte mit tiefem Verständnis für die Zukunft seines Volkes und einer Einsicht, mit der er seinen Zeitgenossen um zweihundert Jahre voraus war, mit dem Vorbilde Hollands vor Augen und unter dem Beirat des Admirals Gijsels van Lier, sowie des Kapitäns Raule, die Überzeugung ausgesprochen, daß nur durch den Verkehr über See, durch den Handel und die denselben schützenden Kriegsschiffe die Macht Brandenburgs und Preußens gehoben werden könnte.

Er hatte schon im Jahre 1674 eine Anzahl von Schiffen ausgerüstet, und zwar den „Friedrich Wilhelm“ mit 40 Kanonen, 120 Matrosen und 40 Soldaten; die „Dorothea“ mit 32 Kanonen, 100 Matrosen und 40 Soldaten; den „Roten Löwen“ mit 20 Kanonen, 70 Matrosen und 20 Soldaten; den „Fuchs“ mit 20 Kanonen, 65 Matrosen und 20 Soldaten; die „Berlin“ mit 16 Kanonen, 50 Matrosen und 20 Soldaten, und den „Salamander“, einen Brander, mit 10 Matrosen

bemannt. Mit dieser Flotte bekriegte der Große Kurfürst zum Erstaunen der ganzen Welt die Spanier, die ihm zwei Millionen Taler schuldeten, und die brandenburgische Flotte unternahm es nicht nur, im Kanal spanische Handels- und Kriegsschiffe aufzubringen, sondern sie ging sogar bis in den Golf von Mexiko, bestand dort ehrenvolle Gefechte und kehrte



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

reich an Beute nach Pillau zurück. Die Spanier wurden gezwungen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, und das erstaunte Europa sah, wie das kleine Brandenburg einen Anlauf nahm, sich zu einer Seemacht zu entwickeln.

Am 1. Januar 1682 genehmigte der Große Kurfürst die Satzungen einer Gesellschaft, welche in der Nähe des Kaps der drei Spitzen, auf

dem Gebiete der heutigen britischen Ashantikolonie, westlich von dem nunmehr deutschen Togo, an der Goldküste Handel treiben sollte. Trotzdem die Holländer, die sich plötzlich in ihren Handels- und Schiffahrtsinteressen bedroht sahen, allerlei Schwierigkeiten machten, gelang es, in Afrika festen Fuß zu fassen. Es war mit einigen Negerfürsten ein Vertrag abgeschlossen worden, und zwei Fregatten, der „Kurprinz“, kommandiert von Kapitän Voß, und der „Morian“, kommandiert von Kapitän Blonck, stachen von der Elbe aus Ende 1682 in See, um den mit den Negern geschlossenen Vertrag zur Ausführung zu bringen. Die Urkunde, durch welche der Kurfürst von den Ländereien in Afrika Besitz nahm, war in goldenen Buchstaben geschrieben. Um dieses Dokument zu überreichen, eine Festung anzulegen und zu kolonisieren, wurde mit den beiden Fregatten der Kammerjunker Otto Friedrich von der Groeben mitgesendet, der schon größere Reisen nach Ägypten und nach dem Gelobten Lande gemacht hatte.

Glücklich gelangte man gegen Ende des Jahres 1682 an der Küste an. Die Neger, denen man freundlich und friedlich entgegentrat, erklärten sich nicht nur bereit, die brandenburgische Oberhoheit anzuerkennen, sondern waren auch gewillt, sich fest anzusiedeln, Ackerbau zu treiben und in den Sold der brandenburgischen Kolonialmacht zu treten. Sie halfen sechs dreipfündige Geschütze auf die Spitze des Berges bringen, der dazu bestimmt war, in ein Fort umgewandelt zu werden. An jenem Neujahrstage 1683 verkündeten die Kanonen an Afrikas Küste vom Berge und vom Bord der Schiffe her eine neue Zeit, unter deren Banne wir heute noch stehen. Groeben taufte den Berg nach dem Namen seines kurfürstlichen Herrn „Großfriedrichsberg“, und die Festung, die später auf dem Berge errichtet wurde, bekam den Namen „Großfriedrichsburg“. Um auch den „Kabusiern“ und ihren Häuptlingen die Feierlichkeit des Augenblicks klar zu machen, entschloß sich Groeben nach seinem Bericht, mit ihnen „Festesie zu saufen“, das heißt, es wurde eine Schale mit Branntwein gefüllt und in diesen Schießpulver hineingerührt. Dann tranken daraus Groeben und nach ihm die beiden Häuptlinge. Mit dem Rest dieser Flüssigkeit wurde allen anwesenden männlichen Negern die Zunge bestrichen, damit auch sie teil an der Verabredung und an dem Vertrage hätten. Außerdem trank Groeben noch mit dem Ältesten der Kabusier-Häuptlinge besondere Freundschaft, und wie er meldete, steckte ihm dieser Häuptling einen Löffel, gefüllt mit Branntwein, Wermut und

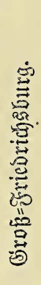
Violensaft, in den Hals, so daß der brandenburgische Freiherr vermeinte, „für sechs Wochen von dem Geschmack genug gehabt zu haben". Schon am nächsten Tage begann der Bau der Schanzen, und es entwickelte sich ein reges Leben an der Küste, dem Landstrich von Axim. Groeben hatte Handwerker mitgebracht, welche die Neger im Gebrauch von Werkzeugen unterrichteten, und die Eingeborenen zeigten sich nicht nur sehr gutmütig, sondern auch anstellig.

Die Holländer versuchten, diese brandenburgische Ansiedelung nach Kräften zu stören. Der holländische Gouverneur von Axim erschien an der Spitze einer holländischen Abordnung, um Einspruch gegen die Ansiedelung zu erheben. Aber Groeben berief sich auf seinen Vertrag. Darauf hetzten die Holländer die umliegenden Negerstämme gegen Groeben und die Kabusier auf, und die feindlichen Neger unternahmen einen Angriff. Dieser wurde jedoch mit Leichtigkeit durch einen einzigen Kanonenschuß abgewehrt. Groeben hatte noch die Freude, daß bald nach der Besitzergreifung ein dänisches und dann auch ein englisches Schiff in den Hafen der Kolonie einliefen, hier mit Kanonenschüssen die brandenburgische Flagge auf dem Großfriedrichsberg salutierten und dadurch das Besitzrecht Brandenburgs auf dieses Stück afrikanischen Landes anerkannten.

Wir haben an diesem Vorgang ein Bild der Art und Weise, wie sich auch heute noch solche Bündnisse und Besitzergreifungen zu vollziehen pflegen.

Später wurde die Goldküstenkolonie durch Länderkauf wesentlich erweitert und durch drei andere Schanzen, die Dorotheenschanze, die Forts Sophie Luise und Taccarary, verstärkt. Endlich erwarb der Kapitän Kornelius Reers 1687 auf dem Gebiete von Arguin einen Küstenstrich, der dem kleinen Brandenburg und seinem jetzt wieder zu Ehren und Ansehen kommenden Freihafen zu Emden eine hervorragende Stellung im Kautschukhandel gab. Auch stiftete Friedrich Wilhelm ein Seebataillon von vier Kompagnien.

Trotz des widrigen Geschicks, welches später diese ersten Versuche traf, bleibt von der Kolonisation des Großen Kurfürsten zu rühmen, daß sie Kultur, Bildung und Wohlstand den Negern brachte, die sich Brandenburgs Oberhoheit unterworfen hatten. Noch nachdem die afrikanische Besitzung Brandenburgs wieder verloren gegangen war, bekundeten die Holländer und Engländer, daß sich die Neger, die unter brandenburgischer



Groß-Friedrichsburg.

Herrschaft gewesen waren, durch Ordnung, Betriebsamkeit, Gutmütigkeit und Ehrlichkeit vor allen anderen Negern Westafrikas vorteilhaft auszeichneten.

Im Jahre 1688 starb Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ehe er noch, wie er beabsichtigte, den Holländern den Krieg erklären konnte, und seine Nachfolger waren durch andere Aufgaben gefesselt. Friedrich Wilhelm I. war einer der sparsamsten Monarchen, den jeder Groschen Geld reute, den er außerhalb des Landes ausgeben sollte. Im Jahre 1717 verkaufte er für 7200 Dukaten die ganzen Kolonien in Afrika an die Holländer und war hochbeglückt, daß er von ihnen noch ein Dutzend Neger erhielt, welche als Trommler und Pfeifer bei der langen Garde angestellt wurden. Damit war der erste Versuch, den Brandenburg gemacht hatte, um Kolonien im Auslande zu begründen, zu Ende gegangen, und zweihundert Jahre sollte es dauern, bis sich das Deutsche Reich, durch den glorreichen Krieg von 1870/71 neu erstanden und geeint, auf seine Pflicht in kolonialer Beziehung zu besinnen vermochte, die ihm seine Weltstellung und die Entwicklung von Handel und Gewerbe auferlegen.

Der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland in den Abgrund des Verderbens stürzte, aus dem es sich jahrhundertelang nicht herausarbeiten konnte, war schuld, daß sich für die Flotten- und Kolonisationsbestrebungen des Großen Kurfürsten in Deutschland so gar kein Interesse vorfand. Deutschland war eben zu einem „geographischen Begriff" hinabgesunken, dasselbe Deutschland, welches die Wiege und das Mutterland fast aller europäischen Völker gewesen ist. Von Deutschland hat sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die Völkerwanderung nach Westen, Süden und Osten ergossen. Die deutschen Stämme der Angelsachsen, der Franken, der Sueven und der Goten gründeten im heutigen England, Frankreich, Spanien, in Italien, auf der Balkanhalbinsel, ja sogar in Nordafrika neue Staaten auf den Trümmern des Römischen Reiches. Aber es fehlte dem deutschen Volke an Zusammenhang, an Einigkeit, an Selbstbewußtsein. Das Deutsche Reich geriet in Abhängigkeit von Rom, es geriet in Abhängigkeit von dem römischen Recht, von der römischen Gesetzgebung, die alle deutsche Eigenart erstickten. Die Uneinigkeit der Deutschen war auch schuld, daß die vorzüglichen Küstenverhältnisse Deutschlands nicht ausgenützt wurden, und daß man nicht eine einheitliche Flotte errichtete, ja, daß man sogar den Hansabund deutscher Handelsstädte trotz seiner ruhmreichen Vergangenheit — als „Staat im Staate", der gar nicht vorhanden war, — verpönte.

So konnten Spanien, Frankreich, Holland und England in der ganzen Welt Kolonien anlegen und Handel treiben, während Deutschland ein Binnenland wurde und gar keine Interessen und gar keine Beziehungen mehr für überseeische Unternehmungen und zu überseeischen Staaten hatte. Dafür wurde es der Schauplatz, auf dem jahrhundertelang alle religiösen und politischen Kämpfe ausgefochten wurden.

Trotzdem blieb unser Vaterland doch der Urquell, aus dem sich ein Strom von Auswanderern alljährlich in das Ausland ergoß. Man darf annehmen, daß während des jüngst verflossenen Jahrhunderts etwa zehn Millionen Deutsche ihre Heimat verlassen haben, um über das Meer zu ziehen und fremde Staaten bevölkern und bilden zu helfen. (Man zählte allein im Jahre 1881 lediglich in den deutschen und niederländischen Häfen 220798 deutsche Auswanderer und im ganzen 2686000 von 1871 bis 1906.) Den Grundstock für die jetzt so mächtig gewordenen Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die Deutschen geliefert. Die deutschen Auswanderer galten gewissermaßen als der „Dünger auf dem Acker fremder Kultur", in Wahrheit waren sie Baumaterial, aus dem sich neue Staaten bildeten. Und ein Amerikaner nannte sie „die besten Bürger seines Landes". Diese Auswanderung hat besonders im vergangenen Jahrhundert und wiederum vornehmlich in der zweiten Hälfte desselben die Aufmerksamkeit und den Schmerz aller Patrioten erregt. Man sah jährlich Hunderttausende von kräftigen Händen in das Ausland gehen. Man sah, wie Deutschland seine Kinder verlor, die hingingen, um fremde Staaten groß und reich zu machen. Der Gedanke lag nahe, daß es viel besser sein würde, diese Auswanderer, die nun einmal nicht mehr in der überfüllten Heimat bleiben wollten, nach deutschen überseeischen Gebieten zu leiten, wo sie dem Vaterlande mit ihrer Kraft und ihrem Herzen erhalten blieben, anstatt durch sie die wenig deutschfreundlichen amerikanischen Staaten zu stärken, wo die Deutschen schon in der zweiten Generation vollständig ihre Nationalität und ihre deutsche Eigenart zu verlieren pflegten, um sich mit Eifer den Aufgaben zu widmen, die ihnen die neue Heimat stellte.

Es begann sich im deutschen Volke etwas zu regen, was hier seit Jahrhunderten geschlummert hatte: das Interesse an den überseeischen Beziehungen, das Interesse am Besitz von Kolonien. Vorläufig wurde die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes durch Männer erregt, welche nach dem politischen Aufschwunge der Jahre 1866 bis 1871 öffentlich

ihre Stimme erhoben, damit für die Auswanderer, die nach Amerika gingen, größere Fürsorge getroffen wurde. Man begann sich wenigstens für das Schicksal dieser Unglücklichen zu interessieren, die, von schurkischen Agenten betört, nach Nord- und Südamerika gingen, um hier zu weißen Sklaven, zu willenlosen Knechten der Leute zu werden, mit denen sie Verträge abgeschlossen hatten, deren weittragende Bedeutung sie vorher nicht kannten. Unter diesen Männern verdient besonders J. J. Sturz hervorgehoben zu werden. Er opferte die fette Stellung eines brasilianischen Generalkonsuls und nicht unbeträchtliche ihm gebotene „Kopfgelder", um seine Landsleute vor dem Schicksal der Parceria-Sklaverei (Halbpartpacht) auf den brasilianischen Kaffeeplantagen zu bewahren. Er schrieb u. a. eine Schrift, deren Titel allein genügt, um die Lage grell zu beleuchten. Sie hieß: „Die deutsche Auswanderung und ihre Verschleppung". Und seine Forderung, daß Afrika ein „gemeinsames Indien" der europäischen Völker werden solle, führte im Jahre 1885 zur Bildung des Kongostaats als einer beständig neutralen Kolonie, wenn auch unter belgischem Protektorat und neuerdings belgischer Suzeränität.

Es muß zur Ehre unseres Volkes erwähnt werden, daß Sturz durch eine öffentliche Sammlung und durch ein festes Gehalt von 1000 Talern seitens des preußischen Auswärtigen Amts für seine Opfer schadlos gehalten wurde. Volk und Regierung bekundeten dadurch, daß sie der Tatsache der deutschen Auswanderung nicht mehr achtlos gegenüberstehen wollten. Südamerika, wo sich in den gemäßigten Provinzen Brasiliens, Rio Grande do Sul und Santa Catharina, und in den La Plata-Ländern größere deutsche Siedlungen gebildet hatten, die unter fremder, zum Teil drückender Herrschaft den heimatlichen Pflug führten und z. B. von Porto Alegre aus emsig die Küstenschiffahrt betrieben, begann den Einfluß eines aufstrebenden Deutschen Reiches zu fühlen und ihm durch größere Duldung Rechnung zu tragen.

Dies führte endlich im Jahre 1896 zu der Wiederaufhebung des ursprünglichen, aus dem Jahre 1859 stammenden sog. van der Heydtschen Reskripts, durch welches die Auswanderung nach Brasilien durchweg verboten worden war, was weit über die Vorschläge von Sturz hinausging.

Man schätzt zurzeit die Zahl der Deutschen in jenen „Teilen" auf etwa 250 000 Seelen, und dem Wunsche des deutschen Botschafters in Washington, des Freiherrn Speck v. Sternburg, daß diese deutsche Be-

völkerung auch dort, wie in Nordamerika, nicht als eine „deutsche Gefahr" betrachtet werden möchte, beginnt seitens der südamerikanischen Republiken immer mehr Genüge zu geschehen.

Auf das innigste zu beklagen bleibt dabei der Umstand, daß sich unsre Arbeitskraft dort, in Chile und anderwärts, fast ausschließlich auf das billigere englische Kapital angewiesen sieht. Aber dieser Teil einer zielbewußten Kolonialpolitik, der nur durch innere Reformen auf deutschem Boden zu lösen ist, darf uns hier nicht beschäftigen.

Besonders aber wurde Afrika, das in dem wenig begehrten Äquatorialgebiet noch so reich war an herrenlosem Land, in der Berliner Wilhelmstraße ins Auge gefaßt, um so mehr, da zahlreiche deutsche Forschungsreisende ermunternde Kunde von dort heimbrachten, und große, täglich mit der Entwicklung unserer Industrie wachsende Bezugs- und Handelsinteressen auf dem Spiele standen.

Inzwischen waren auch die freien Reichsstädte Bremen und Hamburg, die letzten Träger der großen Überlieferungen des alten Hansabundes, tätig gewesen. Hatten sie doch den Hauptvorteil von der Auswanderung gehabt. Auch waren sie von dem Unglück des „Hinterlandes" am wenigsten berührt worden. Unternehmende Kaufleute aus Bremen und Hamburg waren hinausgegangen in alle Welt und hatten Faktoreien gegründet, Plantagen angelegt und es ohne Hilfe der deutschen Kriegsflagge verstanden, ganze Küstengebiete und Inselgruppen dem deutschen Einfluß untertänig zu machen und für sich selbst einen mehr oder minder großen Verdienst aus diesen Neugründungen herauszuziehen. Insbesondere in der Südsee und in Afrika waren solche Faktoreien erwachsen, und die Hansestädte unterstützten diese Unternehmungen einzelner ihrer Bürger, weil sie durch diese deutschen Ansiedelungen und Handelsplätze wiederum Frachten und Rückfrachten für ihre Schiffe erhielten.

Man muß bedenken, daß das Meer die billigste Fahrstraße ist, die sich jedem Bedarf an Einfuhr und Ausfuhr umsonst bietet. Unsere großen Häfen sind offenen Türen gleich, um so mehr, da die ehemaligen Hansa- und freien Reichsstädte zugleich Freihäfen und deshalb auch Stapelplätze sogar für die Waren des Auslandes bildeten. Englische und im englischen Besitz befindliche heimische Waren lagerten namentlich in Hamburg, um nach allen Enden der Welt versandt zu werden, wo sich ein guter Absatz bot. Es mußte sich in diesen Freihäfen eine bedeutende Kapitalskraft bilden, die sich von den ungesunden und teuern

Kapitalbildungs- und trübseligen Bankverhältnissen des Inlandes völlig unabhängig erhielt. Hamburgs Schiffsverkehr stieg von 1/2 Million Registertonnen im Jahre 1851 auf 6,7 Millionen im Jahre 1897, die Anzahl seiner Dampfschiffe von 42 auf 345 im Jahre 1896, wovon etwa 30 auf englische Dampferkompagnien entfielen. Ähnlich entwickelte sich der Norddeutsche Lloyd. Die hanseatischen Firmen Woermann, Jantzen und Thormählen, O'Swald und Hansing, Hernsheim, Godeffroy erwuchsen zu Weltmächten mit einem Interessenkreise, der die Häfen aller Ozeane umfaßte. Und man rechnete schon damals, daß in überseeischen Ländern über 1 1/2 Milliarden Mark deutschen Kapitals angelegt oder durch unsern Fleiß entstanden waren, davon 100 Millionen allein in Afrika. Alle diese Werte und Interessen standen auf dem Spiele, wenn sich ihnen der politische Schutz versagte.

Da war es denn allerdings kaum noch ruhig zu ertragen, daß überall, wo deutsche Unternehmung sich Absatz erschloß und Faktoreien gründete, die Engländer sofort ihre Flagge heißten und die betreffenden Gebiete für die englische Krone in Beschlag nahmen.

Ein solcher Fall ereignete sich im Jahre 1874 auf den Fidschi-Inseln, wo dann alle deutschen Rechte für erloschen erklärt wurden, und es kaum gelang, den Betroffenen eine Entschädigung auszuwirken.

Der Altreichskanzler Fürst Bismarck hat zweifellos dieser beschämenden Situation das größte Verständnis entgegengebracht. Er verschaffte dem Reich im Jahre 1879 die Häfen von Saluafata, Jaluit und Mioko als Kohlenstationen in der Südsee und war 1880 sogar bereit, der in Bedrängnis geratenen Hamburger Firma Godeffroy durch eine Zinsgarantie des Reichs ihren Besitz auf den Inseln der Salomogruppe zu sichern. Aber der Reichstag erwies sich als rückständig. Leute wie Bamberger stellten sich der Triebkraft des Volkes feindselig entgegen, und die betreffende Vorlage wurde, wenn auch nur mit geringer Majorität, abgelehnt.

Das deutsche Volk brauchte Zeit, um sich zu besinnen, und es bedurfte Hunderter von Broschüren, um es aus seinem binnenländischen Schlafe aufzurütteln. Leute von Gewicht, der Vizeadmiral Livonius, der Missionsdirektor Fabri erhoben ihre Stimme, und besonders machte sich die Kolonialgesellschaft um diese Weckarbeit verdient. Sie entstand aus der Verschmelzung des 1882 gegründeten Kolonialvereins und der 1884 gegründeten Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Sie zählt zurzeit 322 Zweigvereine in allen Gauen Deutschlands. Auch Antwerpen,

Paris, London, Palermo, Chicago, Apia, Tokio, Batavia und Bagamoyo sind Sitze solcher Zweigvereine. Und in letzter Stunde gelang es dann durch den so geschaffenen Druck oder, besser gesagt, durch den dem Reichskanzler auf solche Weise gebotenen Rückhalt, die Reichsregierung zum Zugreifen zu bewegen, noch ehe alle erwerbbaren Gebiete der Welt von England, Frankreich, Italien und Amerika in beschleunigtem Zeitmaß mit Beschlag belegt sein würden. Es geschah stellenweise förmlich im Wege des Wettrennens, und in wenigen Jahren entstanden 90 private Erwerbsgesellschaften mit 170 Millionen Mark und einem Umsatz von 63 Millionen unter dem endlich gewährten politischen Schutz des Reichs.

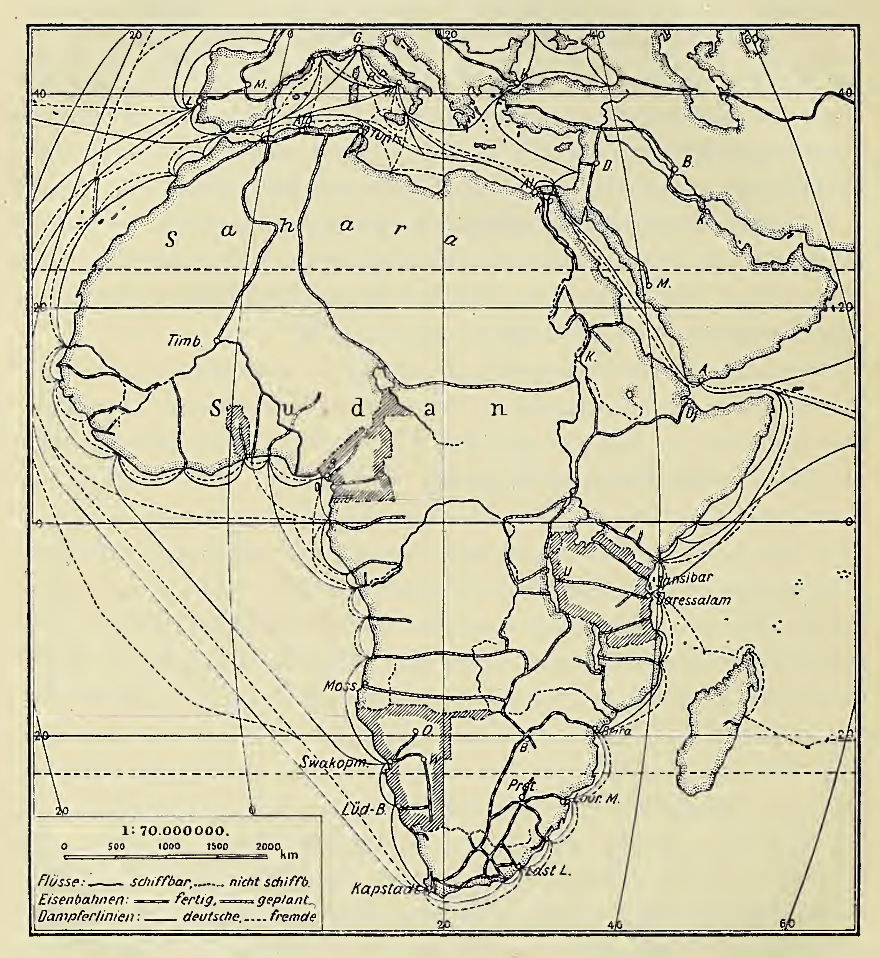
Speziell an deutschen Gesellschaften werden 35, davon 11 auf Aktien, aufgezählt, mit einem größtenteils voll eingezahlten Kapital von 150 Millionen Mark, von denen einige, wie die Jaluit-Gesellschaft ungewöhnlich hohe Dividenden, bis zu 20 Proz., gezahlt haben.

Hier ist auch die Stelle, um sogleich auf die Entwickelung des Eisenbahnwesens in Afrika hinzuweisen. Unsere Karte läßt erkennen, in welchem Umfange diese in kürzester Zeit sich vollzogen hat. Es geschah selbstverständlich unter Vorgang Englands, welches seine Kriege ebenso sehr mit Eisenbahnen wie mit Kanonen und Schnellfeuergewehren ausfocht. Und ihm schloß sich Frankreich an. Deutschland mußte erst durch Erfahrung klug werden. Die schlimme Rinderpest des Jahres 1897, welche den Verkehr mit Ochsenwagen von Swakopmund ins Innere von Südwestafrika unmöglich machte, führte zum Bau der betreffenden Staatsbahn nach Windhuk, der sich die Otavibahn bis Tsumeb in die Kupferregion als private Unternehmung anschloß. Und der Aufstand der Hottentotten gab Anlaß zu dem weiteren Ausbau der Bahn Lüderitzbucht—Keetmannshoop, der noch jetzt im Gange ist.

Ebenso mußte erst unser Handel in Deutschostafrika durch die englische Ugandabahn im Norden und durch die portugiesische Schiffahrt auf dem Schirefluß im Süden nahezu brach gelegt werden, ehe man sich entschloß, das Seengebiet mit der Küste durch eigene Bahnen zu verbinden.

Und wir müssen gleich eingangs darauf hinweisen, daß auch diese „new departure", wie man einen solchen ruckweisen Anlauf in England nennt, hauptsächlich der innerpolitischen Katastrophe, nämlich der kolonialfeindlichen Reichstagsabstimmung vom Januar 1907 zu verdanken ist, die endlich einen neuen Mann, Bernhard Dernburg, in einem neu

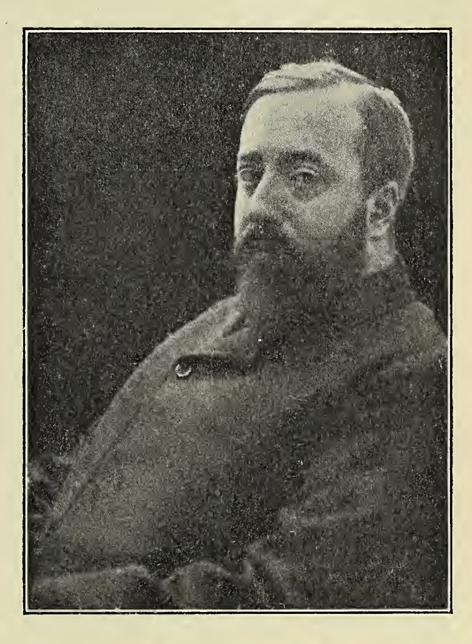
geschaffenen Kolonialministerium ans Ruder brachte, der die ungemein große Bedeutung des Eisenbahnwesens für die Entwicklung der Kolonien programmatisch der Nation ins Bewußtsein rief. Auch die Reise,



Karte der wichtigsten Eisenbahnen Afrikas- und Schiffslinien nach unsern Kolonien.

welche Staatssekretär Dernburg noch im Sommer desselben Jahres nach „Deutsch-Ost" unternahm, galt vornehmlich der Erkundung nötiger Eisenbahnverbindungen, sowie der Hebung des Plantagenbaus, insbesondere der Baumwolle. Man darf rechnen, daß Deutschland zur Zeit noch eine

Milliarde jährlich an das Ausland zahlt, die seinen Kolonien zugute kommen würde, wenn den Dernburgschen Anregungen Folge geleistet wird. Und es scheint, als ob insbesondere dem Baumwollanbau endlich vonseiten der beteiligten Industrie die nötigen Kapitalien zur Verfügung gestellt würden.



Staatssekretär Bernhard Dernburg.

Die Ziffern, welche auf allen diesen Gebieten anzugeben wären, bewegen sich in aufsteigender Linie. Sie sind zurzeit noch beschämend gering, wenn man sie in Beziehung setzt zu den Größenverhältnissen unserer Kolonien, welche an Umfang fast fünfmal die des Mutterlandes übertreffen. Die untenstehende Zeichnung gibt ein Bild derselben.

Es darf nicht vergessen werden, daß sich für Afrika, wenigstens in Deutschland, in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts ein bedeutendes Interesse dadurch herausgebildet hatte, daß eine Anzahl von deutschen Forschern Leben und Gesundheit auf das Spiel setzten, um diesen so wenig erforschten Erdteil,



Vergleichende Darstellung der Ausdehnung unserer Kolonien im Verhältnis zum Mutterlande.

den man den „schwarzen" nannte, und der ziemlich weiß auf der Landkarte aussah, zu durchziehen und der ganzen gebildeten Welt Kunde zu bringen von Land und Leuten, von Sitten und Erzeugnissen, von Verhältnissen, welche zum Teil ganz neu für alle Welt waren, zum Teil nur

bestätigten, daß die Angaben der ältesten Schriftsteller, wie Herodot, und die der Bibel über das sagenhafte Land Ophir auf wahrheitsgemäßen Schilderungen beruhten. Eine Liste der deutschen Forschungsreisenden auf dem heißen Boden des „schwarzen Kontinents“ ist sehr lehrreich. Sie erreicht gerade in der kritischen Zeit des endlichen Zugreifens, d. h. in den siebziger und achtziger Jahren, ihren Höhepunkt.

Wir geben sie in alphabetischer Ordnung: Heinrich Barth 1845 bis 1855, Bastian 1857, Baumann 1886—1892, Böhm und Bernsmann 1877, Bohndorff 1880—1883, Brenner 1867, Buchner 1878—1881, Burckhardt 1813—1814, Büttner 1885, v. d. Decken 1860—1865, Dölter 1880—1881, Emin Pascha (Schnitzer) 1877—1889, Fischer 1883 bis 1886, Flegel 1880—1884, François 1888—1891, Güßfeldt 1873 bis 1875, Hahn (mit Rath) 1857—1866, Hartert (und Staudinger) 1885—1886, Heuglin 1856—1876, Hildebrandt 1872—1873, Höhnel 1887—1888, Hornemann schon 1798, Hübner 1870, Junker 1875—1883, Kaiser (mit Böhm und Reichard) 1883—1884, Klunzinger 1863—1875, Knothe 1888, Krapf 1845—1852, Kund (und Tappenbeck) 1885—1889, Lenz 1874—1880, Lepsius 1845, Mauch 1866—1872, Mechow 1880, H. Meyer 1887—1889, Mohr 1870, Morgen 1889—1891, Munzinger 1861—1871, Nachtigal 1869—1874, Peters 1889—1890, Pogge 1875, Pohle 1885, Rath (mit Hahn) 1857, Rebmann 1847, Reichard 1883 bis 1884, Rohlfs 1862—1881, Roscher 1860, Rußegger 1837—1839, Rutenberg 1877—1878, Schinz 1885, Schmidt 1886, Schnitzer (s. Emin), Schran 1885—1890, Schweinfurth 1864—1886, Soyaux (mit Güßfeldt) 1873—1879, Stecker 1881—1882, Steinäcker 1888, Steudner 1861—1863, Stocker 1888, Vogel 1854—1856, Wellsted 1834, Wissmann (mit Pogge) 1881—1882, derselbe (mit François) 1885, Wolf 1885—1886 und 1888 bis 1889, Zeuner 1889, Zintgraff 1888—1889, Zweifel 1879.

Und zwar fallen für Zentralafrika von diesen Reisenden die folgenden als Träger und Anreger des kolonialen Gedankens in jenen kritischen Jahren zeitlich geordnet namentlich ins Gewicht:

Roscher, v. d. Decken, Güßfeldt, Nachtigal, Lenz, Pogge, Barth, Buchner, Soyaux, Wissmann und François, Böhm, Reichard, Kaiser, Wolf, Fischer, Schmidt, H. Meyer und Peters.

Diese kleine, noch durch viele andere Reisende, z. B. Prof. G. Fritsch, dem wir sehr eingehende ethnographische Studien verdanken, zu ergänzende Liste umfaßt gut ein Drittel aller namhaften Afrikaforscher, wie denn

auch die Wissenschaft der Geographie gerade in Deutschland die vornehmste Pflege erfuhr, und wie man anerkennend sagen muß, auch vielfach mit englischer Unterstützung. Die übrigen sind vornehmlich Engländer, mit denen kolonisatorisch Hand in Hand zu gehen, wie man meint, leider nun einmal Gebot unserer durch viele Umstände bedingten und immer noch eingeengten Politik ist.

Diese Forscher wurden auf ihren gefahrvollen Fahrten von den Sympathien des gesamten Deutschlands begleitet; sie wurden verdientermaßen gefeiert als die Helden und Heroen der Neuzeit, und die am 2. März 1885 aufgestellte Forderung des Fürsten Bismarck, daß der Regierung eine Initiative auf dem Boden der Kolonialpolitik nur möglich wäre, wenn sie durch Entschlossenheit und Überzeugung des ganzen Volkes getragen würde, ward dadurch erfüllt.



Erster Teil: Afrika.



Allgemeines über die Bevölkerung Afrikas.

Wir haben uns in erster Linie mit den Schutzgebieten zu beschäftigen, die räumlich und vielleicht auch politisch und wirtschaftlich am meisten ins Gewicht fallen und zeitlich die ersten waren. Es sind dies die Kolonien Afrikas, welches gleichsam den tropischen Ergänzungserdteil Europas bildet und ausersehen zu sein scheint, die Industrie des Mutterlandes mit den ihr am wenigsten entbehrlichen Rohstoffen zu versehen.

Der sogenannte schwarze Erdteil ist wenig gegliedert. Er lud die Eingeborenen nicht zur Schiffahrt ein. Sein Meer ist die Wüste, und das Schiff der Wüste ist ein Wiederkäuer auf vier Beinen, das Kamel. Selbst die Ströme Afrikas sind wenig schiffbar, da sie auf ihrem Wege zur Küste über eine Reihe von Gebirgs- und Hochlandsterrassen hinabfallen. Die Küste selbst ist flach, unwirtlich, von Nebeln und fieberschwangeren Sümpfen umlagert. Eine Sonne brennt auf Nord- und Mittel-Afrika herab, unter deren Strahlen nur Menschen existieren können, die äußerlich mit einem „Schutzpigment" umkleidet sind, welches ihren Organismus gleichsam *beschattet*, und die sich auch geistig in einen engen, sehr materiell gearteten Horizont einschließen. Große Anstrengungen, idealer Aufschwung sind unter diesem Himmel nicht möglich. Mit Ausnahme Ägyptens, wo schon früh eine Mischung alter Kulturen der Vorzeit sich herstellte, zeigt sich das ganze übrige Afrika von *Naturvölkern* bewohnt, die nach unserer Vorstellung eine Art von Traumleben führen. Weder große Bauwerke noch große Staatenbildungen konnten bei ihnen entstehen, geschweige denn höhere Religionsauffassungen.

Auch Ackerbau und Industrie blieben auf niedriger Stufe, da die Natur überall, wo das Wasser nicht mangelt, reichliche Früchte zeitigt,

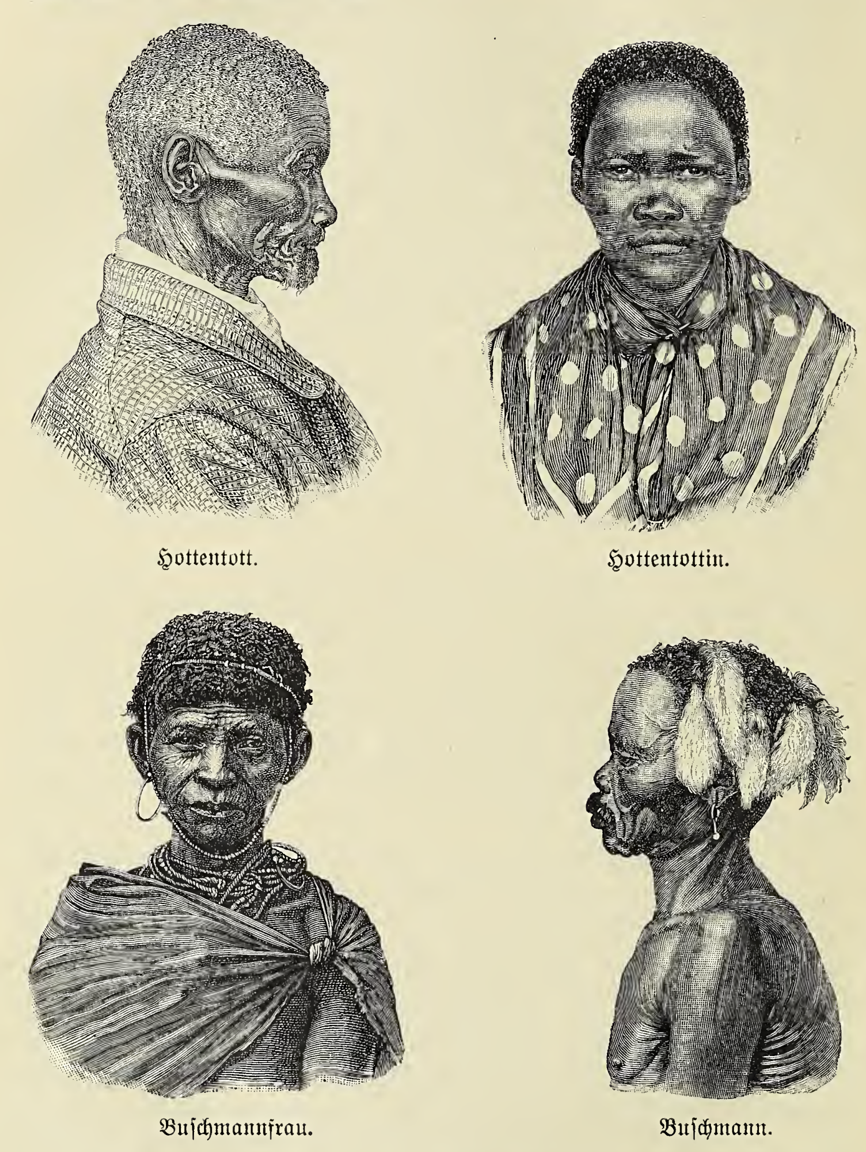
und sich andere Bedürfnisse als die der Nahrung kaum erhoben. Statt Arbeit und Arbeitsteilung, die uns in rauheren Klimaten die Grundlage der Existenz geben, wachsen dort u. a. der Brotbaum und die Banane, die eine immerwährende Ernte ohne Mühe erlauben.

Einer etwaigen Übervölkerung begegneten diese Naturmenschen, nicht wie dies in Europa geschieht, durch höhere Gütererzeugung, sondern durch Raubzüge, welche den Fang von Menschen zum Zweck hatten, die dann geopfert wurden, zum Teil auch durch Massenabschlachtungen wie in Dahome. Sogar der Kannibalismus herrscht noch heute im sogenannten „Herzen" von Afrika, dem Hochlande, das seine Riesenströme, Nil, Kongo, Sambesi, Senegal, Niger, nach allen Weltmeeren entsendet. Und denselben Kannibalismus werden wir auch im fernen Osten der Südsee als eine der schauderhaftesten Naturerscheinungen wiederfinden. Er wird instinktiv und naiv geübt. Dieselben Leute, die noch vor kurzem ihren erschlagenen Feind in ihrem Leib begruben, sind heute schon Träger der Kultur, des Christentums und einer neuen Herrschaft mit neuen Sitten.

An den Kannibalismus reiht sich die Sklaverei, der Verkauf der Kriegsgefangenen, ja selbst der nächsten Angehörigen, namentlich der Frauen, die als Kapitalanlage galten, oder ganzer Völkerschaften. Die Sklavenjagden waren bis vor kurzem im Sudan, der Region südlich der Sahara, gang und gäbe. Sie wurden auch durch die fremden Gäste an den Küsten, die Araber und Portugiesen, begünstigt und belohnt. Selbst die brandenburgischen Kolonisten der Goldküste durften sich am Sklavenhandel bereichern.

Gelegentlich dieser Sklavenjagden, mit denen die Jagd nach Elfenbein Hand in Hand ging, fand eine starke Wanderung und Vermischung aller Volkselemente statt, und zwar zeigt diese Bewegung eine gewisse Regelmäßigkeit. Die höhere Kultur überwältigt die niedere. Der Nordosten, welcher am stärksten und frühesten äußeren Einflüssen unterworfen war, sandte seinen Überschuß von Energie nach Süden und Westen. Und so finden wir denn die Urbevölkerung überall vom Berber- und Arabertum durchsetzt, wodurch zugleich der Grund einer höheren Gottesauffassung gelegt wurde. Der Islam ist über die Sahara hinweg schon bis an die Küsten des Atlantischen Ozeans vorgedrungen; wir begegnen ihm im Herzen unserer Schutzgebiete Togo und Kamerun als Hindernis gegenüber der Tätigkeit unserer christlichen Missionen. Es ist das ein

Gegensatz, der hoffentlich mehr zum edeln Wetteifer als zum verheerenden Widerstreit Anlaß geben wird.



Hottentott.

Hottentottin.

Buschmannfrau.

Buschmann.

Am wenigsten macht sich der Einfluß des Islam natürlich geltend, wo die Verlockung zu den Raubzügen am geringsten war und in den vom Nordosten entferntesten Gebieten. Ein solches ist der Fall in unserer

zeitlich ersten Kolonie Südwestafrika, deren Bewohner aber im übrigen auch nicht gerade viel Erfreuliches bieten. Die dort heimischen Hottentotten (Stotterer, so genannt wegen der Schnalzlaute ihrer Sprachen) und Buschmänner galten als die niedrigste Erscheinungsform der Menschheit und nebst den mit ihnen verwandten, niemals aus den Finsternissen ihrer Urwälder sich hervorwagenden Zwergmenschen, mit denen wir im Hinterlande von Kamerun in Fühlung kommen, als die eigentlichen Urbewohner dieses Weltteils. Sie sind meistens noch reine Jagdvölker, die auch schon zur ausgedehnten Viehzucht sich aufgeschwungen haben, aber zur Gründung fester Heimsitze nicht leicht gelangen.



Buschmänner.

Eine zweite und bedeutend höhere Rasse sind die Kaffern, denen sich die Hereros oder Damara, und Ovambos von „Südwest" zugesellen, während die Berg-Damara eine Zwischenform bilden und auch die Hottentottensprache angenommen haben. Sie sollen den eigentlichen Negern am Benuë sehr ähnlich sein. Die Kaffern sind Bantu, die man als vliesh aarig bezeichnet. Man nennt die Hottentotten dagegen büschelhaarig. Auch die Bantu sind in gewissem Sinne Waldbewohner, aber sie roden den Wald aus, indem sie Feuer an die Stämme legen, und treiben nun in den auf solche Weise urbar gemachten Lichtungen eine Art von Hack-

kultur. Den Pflug findet man bei ihnen nirgends. Ihre Dörfer, aus Schilfhütten bestehend, wandern gewissermaßen mit den Lichtungen durch den Urwald, der sich hinter ihnen wieder schließt. Auch sie bringen es nicht zu festen Wohnsitzen. Wir lernen sie als die Eroberer und der-



Berg-Damara.

zeitigen Herren in unseren ost- und westafrikanischen Schutzgebieten nördlich des Äquators kennen. Ihnen nahe stehen die ebenfalls vlieshaarigen eigentlichen Neger, welche viel schwärzer, ja wie die Kru fast blauschwarz sind. Sie bewohnen den Sudan, jene vielumstrittene und von Karawanen durchkreuzte Region südlich der Sahara, auch die Gebiete zwischen Niger

und Senegal. Sie sind Mohammedaner, treiben Pferdezucht und haben berittene Truppen.

Die Haussaneger im Hinterlande von Togo und am Benuë im Hinterlande von Kamerun beherrschen den Handel. Ihre Sprache ist die Trägerin des Verkehrs. Die Kruneger aus Liberia, ohne die wir gegen die störrischen Kameruner nicht viel hätten anfangen können, bewähren sich als Matrosen und Lastträger. Sie bilden den Kern der dortigen Schutztruppen.

Eine dritte, oder vierte Gruppe sind die lockenhaarigen Nubavölker, von kaffeebrauner Hautfarbe. Deren Urtypus sind die Nubier



Haussaneger. Herero.

und die menschenfressenden Monbuttu zwischen Nil und Kongo. Auch das Jägervolk der Schuli am Albertsee gehört ihnen zu. Schweinfurth, der drei Jahre lang unter den Monbuttu und den ihnen verwandten Niam-Niam im „Kulturlande des Kannibalismus" gelebt hat, hält sie für echte und reine Semiten. Dagegen sind die sehr wenig umgänglichen Somali und die Suaheli des Ostens ein Mischvolk, dem man sogar indogermanische Züge abgelauscht haben will. Uns interessieren besonders die Suaheli, weil sie die Küste unseres ostafrikanischen Schutzgebietes bewohnen. Suaheli heißt in der Tat nichts anderes als Küstenbewohner. Ihre

Sprache ist die Verkehrssprache dieser Gebiete, und zwar ein mit vielem Arabischen versetztes Bantu, das nun einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand an dem orientalischen Seminar in Berlin bildet. Die fein gegliederte, wortreiche Bantusprache ist der beste Beweis für die geistige Begabung des Negers, die vornehmlich linguistisch ist, der sich eine Neigung zur Mimik hinzugesellt, die, verbunden mit kindlichem Frohsinn, den schwarzen Erdteil mit einem auch den verstocktesten Europäer anmutenden Leben erfüllt.

Bantudialekte werden durch ganz Zentralafrika gesprochen. Sie sind eine Familie wie die indogermanischen Sprachen: Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Deutsch usw. Sie haben eine reiche Deklination und zeichnen sich durch eine Anzahl von Vorsilben aus. So heißt utu Mensch, umu-ntu ein Mensch, aba-ntu viele Menschen. Der Name Bantu bedeutet also nicht viel mehr als Volk, Leute. Solche Vorsilben (es sind deren achtzehn bis zwanzig) drängen sich in jedes Wort ein. Sie kennzeichnen auch alle auf denselben Gegenstand bezüglichen Worte in einem jeden Satz. Man faßt die Bantusprache deshalb unter einem besonderen Namen zusammen. Man nennt sie die „präfix-pronominale" Sprachfamilie und zählt deren 168 mit zahlreichen Dialekten. Daß aber diese Umständlichkeit der Sprache kein Vorteil ist, daß vielmehr die formeneinfachste Sprache den Sieg über die verwickelteren davonzutragen berufen ist, mag nebenbei gesagt sein. Denn zum Teil erklärt sich daraus das überall bemerkbare Vordringen des Englischen, das in seiner Abart als Pigeon-, Küsten- oder See-Englisch sogar von den Muschiks und Chinesen entlang der mandschurischen Grenze gesprochen wird.

Die geistige Begabung der Bantu bekundet sich ferner in ihrer Trommelsprache. Eingeweihte wissen sich durch Trommellaute auf große Entfernungen Mitteilungen zu machen und in wenigen Stunden alle Angehörigen eines Volkes von Dorf zu Dorf von wichtigen Vorgängen zu unterrichten.

Trotz ihrer sehr materiellen Auffassung aller Dinge, mit wenigen Ausnahmen sogar so hoher wie der Religion, die sich in einem bloßen Fetischdienst unter nicht selten geradezu mörderischer Tyrannei von Zauberern verliert, sind die Neger im Grunde genommen gutartigen Gemüts. Der große Livingstone saß einst inmitten der Geographischen Gesellschaft in London. Da fragte ihn ein christlicher Bruder: „Herr Doktor, wo sind Sie lieber, hier unter uns oder wieder in Ihrem Kaffernkraal?" Und

er antwortete ohne Zögern: „Lieber dort, die Kaffern sind die besseren Menschen.“

Der große Reisende, Arzt und Missionar hat seine Meinung durch die Tat besiegelt, da er unter den „Wilden“ sein Leben zu Ende führte. Die Naturvölker ahnen von der Tragweite der ihnen von den Europäern aufgenötigten Schutzverträge, die ihre Häuptlinge bei einem Glase steifen Grogs — wie Peters es schildert — mit irgend einem Zeichen versehen, so gut wie nichts. Sie sind uns nicht rechtlich untertan, sondern nur kraft unsrer höheren Kultur. Diese hat die leitenden Völker Europas vereinigt, und diese Vereinigung unterliegt einem Sittengesetz, das die Greuel früherer Zeitläufte ausschließt. Auch den neuen, namentlich dem Alkoholismus, wird sie ein Ziel setzen. Entgegen den vielen gegen sie gerichteten Angriffen darf sich die deutsche Kolonialverwaltung rühmen, die Schnapseinfuhr überall aufs strengste unterdrückt zu haben; nichts wirkt auf die Eingeborenen demoralisierender und gibt zu Unruhen mehr Anlaß als der Schnaps. Auch den Europäern ist in heißen Klimaten nichts schädlicher. Nur in Togo und Kamerun läßt sich diese Fürsorge noch immer nicht durchsetzen, weil die benachbarten Kolonien den Schnaps als den lohnendsten Tauschartikel verwenden.

Den vereinten Bemühungen der Mission und der Regierung wird es gelingen, auch hier eine Besserung herbeizuführen.

Die geschlossenen Verträge haben aber eine große Bedeutung. Die Naturvölker werden damit dem einen Staat unter Ausschluß aller andern zur Beherrschung überantwortet. Sie werden in erster Linie unter dessen besonderen Schutz gestellt.

Wie schwer es aber fällt, die einander entgegenstehenden Ansprüche und Lebensauffassungen der Europäer und der Eingeborenen, die sich zum Teil als „Herrenvölker“ fühlen, in Einklang zu bringen, das beweisen die jüngsten Ereignisse in „Südwest“, wie unser Schutzgebiet Deutsch-Südwest-Afrika jetzt einfach genannt wird. Es gilt den Eingeborenen eine höhere Lebenshaltung entgegenzubringen, in die sie sich willig einfügen. Vor allem durch Schaffung von Eisenbahnen. Und hierin bleibt Deutschland leider noch immer sehr weit hinter England zurück.

Auf die Ursachen unserer Rückständigkeit ist bereits verwiesen worden. Auch vertrösten die Engländer nicht auf den Landmesser als Pionier (Reichstagssitzung vom 6. März 1907), wenn sich kleinere private Kapitalisten zur Ansiedlung melden.

Daß auch handelspolitische Beweggründe zur Erwerbung von Kolonien Anlaß geben, ist selbstverständlich, und sie sind zugleich dessen Rechtfertigung. Wenn sich Deutschland nicht völlig und auf immer von diesen Küsten, den Vorratskammern so vieler unentbehrlicher Rohprodukte — man denke nur in dieser Zeit der Elektrizität allein an den Kautschuk — ausschließen lassen wollte, so mußte es in den Wettlauf der übrigen Mächte nach den hergebrachten Bräuchen desselben eintreten. In dieser Weise sind zur Zeit dem Deutschen Reiche in Afrika insgesamt 2417000 qkm überliefert worden. Die Gebiete Portugals, der unter belgischem Schutz stehende Kongostaat, das Überbleibsel, das sich die Türkei erhalten hat, sind ungefähr von gleicher Größe. Englands Anteil ist doppelt so groß, Frankreich steht mit 3338216 qkm in der Mitte. Die Anteile Italiens und Spaniens betragen etwa je ein Drittel, 816000 und 710000 qkm.*)

Am schönsten scheint die Union von Amerika dazustehen, die an der Westküste, der sogenannten Pfefferküste, schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts den Negerfreistaat „Liberia" gründete, wo vielleicht die in der Union selbst als freie Bürger sich wenig bewährenden früheren Sklaven (meist Bantu) Gelegenheit finden, ein naturgemäßes Leben aufs neue zu beginnen, während sie sich in die Kultur, die sie in den Vereinigten Staaten umgibt, nicht einleben zu können scheinen. Sie verfallen dort dem ständigen Proletariat und der landesüblichen Lynchjustiz. Ideal sind die Zustände in Liberia freilich auch nicht. Doch liefert diese Republik gute Arbeiter und Soldaten auch für unseren Bedarf in Kamerun.

Noch ein Wort über die Mission.

Der Islam hat das im Norden Afrikas bereits eingebürgert gewesene Christentum wieder verdrängt, und die christliche Mission hat gegen ihn einen schweren Stand.

Es ist eine gar gewaltige Erscheinung, diese Mission, an der sich alle Völker beteiligen.

---

*) Man pflegt Rußland als kolonisierende Macht nicht in Betracht zu ziehen. Und auf dem Boden Afrikas scheint dieses gewaltige Reich in der Tat auf jeden Einfluß verzichtet zu haben. Man darf das dem Umstande zuschreiben, daß Rußland seine „Ergänzungszone" in Asien sucht und vorläufig mit der Kolonisierung Nordasiens vollauf beschäftigt ist. Sibirien allein umfaßt ein Gebiet von 12500000 qkm. Es ist nicht verwunderlich, wenn Rußland immer wieder den Versuch macht, dieses Riesengebiet durch Gewinnung von eisfreien Häfen am Stillen Ozean handelspolitisch zu beleben. Und auch Deutschland dürfte an der Aufschließung desselben ein Interesse haben.

Nach Grundmann unterhielt die protestantische Kirche im Jahre 1890 600 Stationen mit 680 Missionaren und einem Budget von 30 Millionen Mark, die katholische zu derselben Zeit 26 Stationen mit 269000 Heidenchristen. Seitdem ist eine sehr erhöhte Tätigkeit entwickelt worden, zum Teil auch durch das Hinzutreten von Regierungsschulen.

Nach den Angaben des Missionsdirektors Herrn D. C. Buchner unterhält man zurzeit in unseren eigenen Kolonien von evangelischer Seite 30 höhere und 1053 Volksschulen mit 43390 Schülern und von katholischer Seite 486 Schulen und 117 Erziehungshäuser mit 26654 Schülern.*) Der Umstand, daß, trotz der Ereignisse in Südwest, die Ansiedler ihre früheren eingeborenen Arbeiter, die auf den Missionsschulen erzogen waren, wieder zu erhalten suchen, beweist, daß diese Anstalten segenbringend wirken. Ebenso muß rühmend hervorgehoben werden, daß die Missionare vielfach als Friedensvermittler sich bewährt haben, und daß sie von den Aufständischen meist geschont wurden. Der Ausdruck „Weiße Teufel" bezieht sich mehr auf jene Art von Europäern, die dem auf den weißen Mann gekommenen Vermächtnis durch den Verkauf von Schnaps zu genügen glaubte.

*) Dazu erscheinen auf deutschem Boden gegen hundert Missionsblätter. An sonstigen Zeitungen bieten uns unsere offiziellen Kolonien außer den Amtsblättern die folgenden: 1) die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung", Swakopmund; 2) die „Usambara-Post", Tanga; 3) die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung", Daressalam; 4) die „Deutsch-Asiatische Warte", Tsingtau; 5) die „Tsingtauer Neuesten Nachrichten", ebenda; 6) die „Samoanische Zeitung", Apia; alle wöchentlich, bis auf Nr. 5, welche täglich erscheint.

Daneben empfehlen sich die heimatlichen kolonialen Zeitungen: „Afrika", „Afrikapost", „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft", „Deutsche Kolonialzeitung", „Deutsches Kolonialblatt", „Koloniale Zeitschrift", „Mitteilungen der Nachtigalgesellschaft", „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten", „Der Tropenpflanzer".

Endlich besteht eine „Brücke zur Heimat" (Bremen), welches Blatt den Deutschen im Auslande, z. B. in den südamerikanischen Ländern, wo die Entartung besonders drohend zutage tritt, ihr Deutschtum zu erhalten sich bemüht.

Ferner erscheint seit 1907 in New York ein Monatsblatt „Der deutsche Vorkämpfer", welches die Übersiedlung von amerikanischen Deutschen nach Südwest befürwortet.

Lüderitzland und Südwest-Afrika.

Der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz erwarb im Frühjahr 1883 die Bucht von Angra Pequeña in Südwest-Afrika für geringes Geld und ein paar Gewehre von einigen Hottentotten-Häuptlingen. Er erbat sich, unter dem Hinweis, daß diese im gemäßigten Klima liegende Region Afrikas Gelegenheit zur Ansiedlung eines Kerns deutscher Bevölkerung gäbe, für seine Erwerbung den Schutz des Reiches. England dagegen erhob Anspruch auf die ganze Westküste, vom Oranjefluß bis zum Flusse Kunene, der Grenze des portugiesischen Gebiets. Da hierfür kein anderes Recht als das gewohnheitsmäßiger und unangefochtener Anmaßung sich finden ließ, so entschloß sich Fürst Bismarck zu einer angesichts unserer schwachen Seewehr recht kühnen Tat. Am 24. April 1884 sandte er dem Reichskonsul in der Kapstadt die folgende Depesche:



Adolf Lüderitz.

„Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die englischen Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjestrom auf deutschen

Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen."

Es war dies ein entscheidender und einschneidender Schritt. Deutschland gab damit endlich seine Visitenkarte auf dem Boden der Kolonialpolitik ab. Das erstaunte England hatte nun zu erklären, ob es die teutonischen Vettern zulassen oder ein für allemal aus den Gefilden der Weltpolitik verbannen wollte.

Nun, England erholte sich von seiner Verwunderung. Es beugte sich der geschaffenen Tatsache, trotzdem bereits englische Kapitalanlagen dort bestanden, auch leuchtete es unsern britischen Vettern wohl ein, daß eine Nation wie die unsre mit etwa 900 000 Seelen jährlichen Bevölkerungszuwachses nicht ohne Gefahr dauernd von jeglichem Anteil an Kolonial- und Seeherrschaft sich ausschließen lassen würde. England behielt sich aber die Herrschaft über die an der Küste entlang liegenden Inselchen, die sogenannten Guano-Inseln vor, ebenso die Walfisch- und die Luciabai. Auch entsandte es schleunigst eine Expedition, um sich das Hinterland am schiffbaren Molopostrom und das gewaltige Betschuanaland und im Norden davon das Gebiet bis zum Tonke unter dem Namen Britisch-Sambesia zu sichern, offenbar zu dem Zwecke, jede Verbindung zwischen der deutschen Machtsphäre und den damals noch halbwegs unabhängigen Burenrepubliken zu verhindern.

In einem Abkommen vom Jahre 1885 wurde dann alles Land von der Küste nach innen bis zum 20. resp. 22. und 25. Grade östlicher Länge der deutschen Oberherrschaft unterworfen. Ein Gebiet von 1500 km Länge, was ungefähr der Küstenstrecke zwischen Genua und Gibraltar entspricht, und von 400 bis 800 km Tiefe war damit der deutschen Unternehmung gesichert. Es umfaßt eine Fläche von 835000 qkm und ist nächst Ost-Afrika unsere größte Kolonie. Der Flächeninhalt des Deutschen Reichs beträgt vergleichsweise nur 540000 qkm.

Man unterscheidet in Deutsch-Südwest-Afrika das Groß-Namaland im gemäßigten Süden in der Höhe der Lüderitzbucht, wo es durch den Oranjefluß vom englischen Kapland getrennt ist; ferner in der Höhe der Walfischbai unterm Wendekreis des Steinbocks das Damaraland und im Norden, schon in der Region der Tropen das Kaoko- und Ovamboland mit dem Kunene als Grenzstrom gegen das portugiesische Gebiet. Im Osten findet unser Schutzgebiet seine Grenze an der Kalahari-Wüste, und vom 22. Grad südlicher Breite an, wo uns eine Erweiterung bis

zum 21. Grade östlicher Länge gesichert wurde, stößt es an das Flußgebiet von Tonke oder Tiogo. An der nördlichen, also portugiesischen Grenze längs des Tschobiflusses und über diesen hinaus schiebt sich eine breite Zone deutschen Gebiets bis an den Sambesi, die Hauptverkehrsader von Süd-Ost-Afrika, unter dem 25. Grade östlicher Länge heran. Es ist das die spöttisch sogenannte „Bleistiftspitze", auch der Caprivizipfel, eine der sonderbarsten Gebietsgestaltungen, die in der Weltgeschichte je vorgekommen sind, aber offenbar nicht in dem Maße nutzlos, wie man annimmt. Denn gerade hier fand sich der bekannte blaue Grund, welcher diamantführend ist. An Häfen finden sich außer der Lüderitzbucht (Angra Pequeña, was auf portugiesisch kleiner Hafen bedeutet) nur der Sandwichshafen und der neuerrichtete Hafen von Tschoatschaut oder Swakopmund. Die beiden letzteren begrenzen die britische Walfischbai nördlich und südlich. Sie bilden gleichsam jeder für sich ein exotisches Altona, sind aber mit besserem Erfolg verbunden, da der den Briten gehörige Hafen zusehends versandet, so daß britische Guanoschiffe bereits sich genötigt sehen, den Schutz von Swakopmund aufzusuchen.

Vom Meere aus gesehen gewinnt der Ankömmling vorerst den Eindruck einer Wüste mit vorliegenden, stark umbrandeten und aufgewühlten Dünen. Erst in einer Entfernung von 60 bis 150 km von der Küste liegen 1000 m hohe und namentlich im Norden sich schroff auf einige tausend Fuß erhebende Gebirgspartien vulkanischen Ursprungs. Die höchste Erhebung befindet sich im Damaraland und beträgt 2300 m. Im Innern aber dehnen sich zwischen den verschiedenen Höhenzügen und Kopjes weite Grasflächen, Savannen oder Steppen aus, die sich wenigstens ebenso vorzüglich wie die von Transvaal zur Viehzucht eignen. Das wird zur Genüge durch die vorhandenen großen Herden der Eingeborenen bewiesen. Auch gelangten eine Anzahl deutscher Ansiedler durch Viehzucht hier in wenigen Jahren zu großem Reichtum. Dieses Flachland wird von sogenannten Regenflußbetten durchzogen, welche während der Regenzeit in gefahrdrohender Weise anschwellen. Sie werden zwar ebenso schnell wieder trocken, im Untergrunde aber, oft nur wenige Fuß tief, unter dem auflagernden Sand späterer Bildung, erhält sich ein Grundwasserstrom, der durch sogenannte Galeriewälder bezeichnet und durch Brunnen leicht nutzbar zu machen ist. Die hier gedeihende Vegetation treibt ihre Wurzeln 20—30 m tief und hat so saftreiche Blätter, daß die Schafherden nur aller zwei oder drei Jahr einmal zur Tränke getrieben

werden. Auch hat die Natur an vielen Stellen durch quer gelagerte Riffe für Stauwasser gesorgt, und außerdem gibt es periodische Regenlachen und salzhaltige Pfannen, die Laagdes, Vleys und Pans der Kapholländer. Solche Pans sind z. B. der Ngamisee in Britisch-Sambesia und die Etoscha-Pfanne im Owambolande. Es ist zweifellos, daß menschliche Kunst diesen Naturanlagen in großem Maßstabe nachhelfen kann, und daß ausgedehnte Strecken scheinbarer Wüsten durch Stauwerke und artesische Brunnen der Kultur gewonnen werden können, ebensogut wie die früher sogenannte „Wüste" Nordamerikas. Nur gehört dazu reich-



Die neue Mole und die Reede von Swakopmund. Carl Müller phot.

liches und sehr billiges Kapital, wie es das deutsche Volk im Übermaße sich schaffen könnte, wenn es angemessene Bodengesetze hätte, ähnlich denen Englands. Bevorzugt ist besonders der zentrale Teil unseres Schutzgebiets, das vielumstrittene Owahereroland, wo sich zahlreiche ergiebige Quellen befinden. Und diese Gegend bildete denn auch bisher das Einbruchstor unserer Siedlungen. Erst später bahnte sich im Süden eine gleiche Entwicklung an.

Aber selbst in den Wüsten, z. B. der Kalahari, d. h. die „Quälende", finden sich wasserreiche Senkungen. Nur das Dünenland, die Namib

genannt, ist tatsächlich hoffnungsloses Steingeröll, so daß also Südwest-Afrika als Land fast ausschließlicher Binnenkultur sich darstellt, welches durch Eisenbahnen mit der Küste in Verbindung gebracht werden muß.

Wo die Bewässerungsverhältnisse einigermaßen günstig sind, gedeihen unsere Feldfrüchte, Gemüse, Weizen (bei Okahandja 36 Ztr. pro Morgen!), namentlich auch Mais. Alle nützlichen Arten von Palmen sind hier einheimisch. Bekannt durch die Vorträge des Staatssekretärs Bernhard Dernburg ist die auf dem Baiwege zwischen Lüderitzort und Keetmanshoop von einem Ochsenwagen verlorene Dattelkiste, welche einem Haine von Dattelpalmen zur Entstehung verhalf. Nach Bebel können auf einem Morgen 600 Palmen gedeihen. Der Tabak-, besonders auch der Wein-, Obst- und Gemüsebau scheint eine große Zukunft zu haben, und die zahlreichen Anbauversuche, welche in unseren Hauptstationen in besonderen botanischen Gärten seitens der Kolonialbehörden, Missionen und Farmer angestellt wurden, erwiesen sich für Zypressen, Eukalyptus, Akazien und andere zur Aufforstung der kahlen Hochebene geeignete Hölzer durchaus dankbar.

Sehr lästig wird allerdings vielfach die Heuschreckenplage, der man durch weite Verbreitung eines Impfgiftes zu begegnen gedenkt, von dem im letzten Berichtsjahre in Windhuk 1500 Tuben verteilt wurden. Auch Pferde scheinen nicht zu gedeihen. Inwieweit im Lande selbst gezüchtete Pferde sich bewähren werden, bleibt abzuwarten. Gr. Spitzkopjas bei Warmbad soll als Pferdezuchtplatz schon eines guten Rufes sich erfreuen; es liegt 1200 m hoch und kommt zugleich als Luftkurort in Betracht. Beweiskräftiger ist, daß die Eingeborenen durchweg gut beritten sind. Ferner halten sich die eingeführten Kamelhengste, denen die vorhandene Vegetation ein bekömmliches Futter bietet. Der Transport wird durch Reitochsen und Ochsenkarren bewirkt, auf dem Baiwege durch Esel und Maultiere.

Die Savannen sind nicht etwa eintönig, sondern durch Bergketten, Kopjes und Tafelländer unterbrochen, welche zum Teil, wie der Waterberg, die Ontjati- und Komasberge, die Naukluft, die Tiras- und Karasberge als Gebirgsfesten der Aufständischen berühmt geworden sind. Von ihnen entspringen zahlreiche Wasserläufe, und der südliche Einschnitt ist reich an heißen Quellen, die schon jetzt wegen ihrer Heilkraft oft genannt werden. Die Ortschaften Otyikango, Windhuk, Rehoboth, Gibeon, Keetmanshoop, Warmbad usw., in Meereshöhen von 700—1700 m gelegen, bezeichnen diesen „Graben" als der Ansiedelung besonders günstig.

Auch die Flußgebiete sind durch den letzten Krieg zu Ruhm und



Sanddünen im Küstengebiet von Deutsch-Südwestafrika.

Bedeutung gekommen. Nach Süden, dem britischen Molopo und Oranje zu, streben meist unterirdisch der Fischfluß mit dem Konkip, der Auob, Elefantenfluß, große und kleine Nosseb; Damara und Kaoko senden ihre Regenflüsse Hoanib, Hu ab (ein Name mit den Schnalzlauten, die den Hottentotten eigentümlich sind), Eisib, Toakhaub, Kuiseb dem Ozean zu. Der Okavango mit den Nebenflüssen Uovambo und Uomatako entführt das Wasser des nordöstlichen Schutzgebiets zum Ngamisee, dem Sammelbecken von Britisch-Sambesia. Das Hochland von Windhuk ist die gemeinsame Wasserscheide dieser drei Gebiete. An jagdbarem Wild ist kein Mangel. Antilopen, Zebras, Gemsen und Steinböcke bevölkern das Feld und die Gebirge. Die Hyäne, der Leopard und der Schakal sind die einzigen störenden Gäste, abgesehen von den räuberischen und zum Trunke neigenden Eingeborenen selbst. Diese sind bisher vom Islam nicht berührt worden, da sie dem Sudan zu fern liegen, und die Europäer im Süden und Osten scheinen ihnen bis jetzt wenig mehr als ihre Untugenden gebracht zu haben. Den Deutschen ist also hier eine große Erziehungsaufgabe gestellt.

Wir haben uns diese erste Kolonie noch nachträglich in heißen Kämpfen erobern müssen, welche weit eher als die heimischen den Namen „Kulturkämpfe" verdienen. Es wird viel Mühe und Geduld erfordern, sie jenes Charakters zu entkleiden, welchen die Kämpfe der frommen Puritaner in Nordamerika mit den Rothäuten trugen, die sehr brutale Ausrottungskriege waren. In unserm technischen Zeitalter gebietet die Kultur freilich über ganz andre und majestätischere Mittel, denen auch der Wilde sich beugt. Nur die feigen und raubmörderischen Buschmänner dürften ihrer erhabenen Sprache unzugänglich sein.

Eine besondere Episode bildete zunächst unser Krieg gegen die Hottentotten vom Witboistamme, welche vom Viehraube lebten und allem Anschein nach auf Anreizung von englischer Seite den neuen Herren sich feindlich entgegenstellten. Mit Hilfe des englischen Waffenschmuggels waren diese Hochlandsstämme in der Lage, 600 wohl ausgerüstete und berittene Krieger ins Feld zu stellen. Die Deutschen zögerten lange, ehe sie ihnen den förmlichen Krieg ankündigten. Der Zustand mußte sich erst bis zur Unleidlichkeit zuspitzen, ehe das Reich 1893 sich entschloß, eine deutsche Schutztruppe von 340 Mann unter dem neuernannten Landeshauptmann Major Kurt v. François den bedrängten Ansiedlern zu Hilfe zu schicken. v. François erstürmte die feste Stellung der Witbois bei Hoornkrans,

und öffnete damit einem langwierigen Guerillakrieg die Tore. Hendrik Witboi, ein sehr gewandter und energischer Halbblutneger, begann nun gegen uns einen Krieg, der dem später in Transvaal geführten sehr ähnlich war. Er entwickelte gegen uns die Taktik der Buren. Er vernichtete unsere Versuchsstation bei Kubub, unsere Transporte und Herden. Unsere eingeborenen Treiber ließ er ohne weiteres erschießen. Er galt bei den Hottentotten als eine Art von Prophet und fand immer wieder neuen Anhang, bis der Major und jetzige Oberst Leutwein, der 1894 dem Major v. François gefolgt war, diesen Hottentottenpatrioten endlich in der Naukluft südlich von Hoornkrans umzingelte und gefangen nahm.

Hendrik blieb zunächst unser Freund, obwohl wir noch jahrelang mit den Hereros unter ihrem Führer Kapitän Lambert in heiße Kämpfe verwickelt blieben. Im Jahre 1896 kam es auch mit diesem zu einem trügerischen Frieden. Dem fürchterlichen Endkampf, den wir mit diesen Stämmen zu führen hatten, widmen wir ein besonderes Kapitel.

Was die Ovambos betrifft, so steht uns deren Angewöhnung an die deutsche Verwaltung noch bevor, und die Nähe der Otavi-Kupferminen macht es nötig, auch diese Aufgabe bald in Angriff zu nehmen. Es befinden sich unter ihnen schon 1300 Christen unter der Pflege der finnischen und der rheinischen Missionen, und es stehen 2000 Schüler unter 40 einheimischen Lehrern, auch erscheint sonntäglich eine Zeitung „Osondaha“ in ihrer Sprache.

Den Segen der neuen Herrschaft waren die Eingeborenen sofort zu ermessen in der Lage. Denn ohne strenge Grenzsperre, die seitens unserer Schutztruppe, damals 540 Mann stark, durchgeführt wurde, und ohne die damit Hand in Hand gehende Maßregel der Impfung würde auch das Ovamboland zweifellos von der Rinderpest ebenso heimgesucht worden sein wie der angrenzende Süden und Osten, wo das ganze Volk der Basutos in einem Gebiet, ebensogroß wie das unsere, unter englischem Schutz an den Bettelstab kam.

Ebenso haben die Ovambos als sehr anstellige Arbeiter beim Bau der 600 km langen Otavibahn sich erwiesen. Von den 17 Millionen Mark, die diese kostet, ist ihnen gewiß ein gut Teil zugeflossen. Es ist aber wohl möglich, daß die zu ihnen geflüchteten stammverwandten Hereros, welchen für ihr geraubtes Vieh Land angewiesen wurde, ihnen den Rachekrieg predigen werden. Wir müssen uns dann damit trösten, daß selbst die Engländer, die den Ruf haben, das Kolonisieren aus dem ff zu

verstehen, nicht ohne sieben Kaffernkriege ausgekommen sind, von dem ungeheuerlichen Burenkriege ganz abgesehen.

Auch von den Okavangos nördlich des Kaukaufeldes am Kubango droht Gefahr. Sie verübten im Juli 1903 eine Reihe von Greueltaten, denen die Reisenden Emmerich und Lang und die Familie Praasch zum Opfer fielen, und plünderten die Station Amutoni.

Hoffen darf man, daß die Eisenbahn, die eine höhere Lebenshaltung in diese Bezirke trägt, ihren friedenstiftenden Einfluß ausüben wird. Und es muß ferner bemerkt werden, daß auch die Hereros von Omaruru, Otjimbingue und Ovinaua nach der Flucht vom Waterberge sich unterworfen haben und fleißig an der Bahn mitarbeiten.

Die Erforschung der Hottentottengebiete ging Hand in Hand mit der des Oranjeflusses und des Sambesi. Die Holländer, welche am Kap zuerst sich festsetzten, verfolgten eine Kolonialpolitik, die der geographischen Forschung wenig günstig war. Erst England warf die Tore offen. Sehr vieles hat der große Livingstone zur Aufschließung dieser Breiten beigetragen, der in den vierziger Jahren namentlich die später von den Burenkriegen verwüsteten Länder bereiste. Andersson folgte vom Oranjestrom und der Walfischbai aus 1851—58, ferner Hahn und Rath 1857, Böhm und Bernsmann 1877, Mago 1882, Capello und Ivers 1884, Schinze, Büttner und Pohle 1885, v. Steinäcker 1888, v. François 1891.

In die Zeit der Kämpfe mit den Witbois und Hereros, 1891—95, fällt ferner eine Reihe von Erforschungen unter F. J. v. Bülow, E. v. Uechtritz, Graf Pfeil, Dr. K. Dove, Dr. R. Hindorf und Dr. Hartmann.

Die ganze Westküste Afrikas ist eine sogenannte Kaltwasserküste. Sie wird durch den Auftrieb der Meerestiefen kühl erhalten. Das hat leider die weitere Folge, daß die wassergeschwängerten Seewinde hier ihre Feuchtigkeit in schweren Nebeln ablagern, die wenig zuträglich sind. Im Innern dagegen herrscht ein starker Temperaturwechsel, der oft nächtlicherweile das Wasser gefrieren läßt, während bei Tage eine Hitze von 45° C. herrscht. Das Ganze ist ein verhältnismäßig trockenes Hochland mit vielfach fast verschwindendem Regenfall. Dieser hält sich in der Gegend von Klein-Windhuk auf 393,5 mm jährlich. Das Klima des südlichen Teils dürfte im wesentlichen mit dem von Transvaal übereinstimmen. Es ist gesund zu nennen, und die unvermeidlichen Fieber treten in milderer Form auf als in den äquatorialen Gebieten.

Die Weißen zählten nach dem Regierungsbericht von 1900 3388 Köpfe.

Inzwischen sind infolge des Krieges die Häfen Swakopmund und Lüderitzbucht ins Kraut geschossen. Von den Schutztruppen haben sich über 1000 zur Ansiedelung bereit erklärt. Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Nach dem Bericht 1906 zählte die weiße Bevölkerung 6366 Köpfe, davon 717 Frauen und 807 Kinder, und diese verteilte sich auf die einzelnen Bezirke in folgender Weise: Omaruru 273, Lüderitzbucht 433, Gobabis 35, Swakopmund 1819, Windhuk 1918, Outjo 73, Gibeon 270, Grootfontein und Karibib 694, Keetmannshoop 851. In Kriegszeiten kann eine solche Statistik keinen Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit machen. Am stabilsten erscheint der Bezirk von Windhuk nebst dem von Keetmannshoop, welches letztere als Hauptstadt des Südens betrachtet werden kann. Die frühere Statistik wies ein Drittel Nichtdeutsche auf, nämlich 850 Buren, 128 Engländer, 186 Kapländer, und ferner eine Anzahl Schweden, Russen, Amerikaner und Schweizer.

In Windhuk befindet sich ein imposantes Fort und eine Reihe großer Geschäfte in massiven Gebäuden. Die Eingeborenen, Berg-Damara, Hottentotten und Mischlinge, wohnen in Pontoks, Hartebeesthäusern aus Kies und Lehm mit Schilfdächern.

Otjikonho, auch Großbarmen, einwärts von Swakopmund erfreut sich eines massiven Stationsgebäudes. Die Rheinische Missionsgesellschaft ist dort schon seit 1884 tätig. Die Schwefelquellen dieses Ortes werden sehr gerühmt. Hier gedeiht die Dattelpalme. Früher war hier der Schauplatz heftiger Kämpfe zwischen den Nama-Hottentotten und den Hereros.

Die Hottentotten sind ein sehr erregbares Völkchen, leichtgläubig, leicht enttäuscht und dann rachsüchtig und hochmütig. Obwohl die Bibel durch unsern Landsmann Krönlein in ihre eigenartige, durch Klicks oder Schnalzlaute bereicherte und schwer zu erlernende Sprache übersetzt ist, haftet das Christentum bei ihnen nicht so fest wie bei den Hereros. Aber sie sind trotzdem, wie ihre Kriegführung bewies, die bei weitem intelligenteren. Die Erbfehde beider Stämme hat eine eigentümliche Ursache. Sie dreht sich um die Eroberung desselben Gebiets, um das auch wir so viel kostbares Blut einsetzen mußten. Es kann deshalb nicht so schlecht sein wie der Ruf, den die Kolonialfeinde ihm bereiten, wenn es auch kein Schlaraffenland ist.

Die Hereros sind stattliche Menschen, ein sogenanntes „Herrenvolk", schwerfällig, aber verschlagen. Milch ist ihre Hauptnahrung. Sie lassen

ihr Vieh lieber an Altersschwäche eingehen, ehe sie es schlachten oder verkaufen. Sie hängen an ihren alten Sitten; auf die deutsche Kultur blickten sie verachtungsvoll herab und hielten für Schwäche, was Nachsicht und Schonung war*). Nun hat die Kultur ihre furchtbare Majestät



Hererofrauen.

*) Hauptmann K. Schwabe in seinem vorzüglichen Werke „Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika" zitiert den Missionar-Inspektor v. Rhoden über die Herero: „Die unverschämtesten Bettler und geriebensten Betrüger finden sich nicht etwa hier und da unter ihnen, sondern die ersten Missionare meinten, das ganze Volk scheine gar keinen Begriff davon zu haben, daß Lügen und Stehlen Sünde sei. Ganz so schlimm hat sichs bei näherer Bekanntschaft doch nicht herausgestellt, und es finden sich hier und da noch Spuren von Dankbarkeit, Treue und Erbarmen. Aber diese Spuren sind selten, und im allgemeinen ist ihnen die roheste Grausamkeit natürlich. Sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf, als müßte es nur so sein und wundern sich, daß die Europäer sich über solche Greuel entsetzen."

Statt noch sollte es wohl besser heißen schon; denn uns Deutschen liegt es ob, die Ansätze solcher Tugenden bei unseren Schutzbefohlenen zu entwickeln.

an ihnen bewiesen und sie hinweggeräumt. Der Anzug ihrer Weiber ist höchst seltsam. Er besteht aus einem Schmuck von Eisenperlen, die in zahlreichen Schnüren um die Hüften geschlungen werden, einem Mieder aus Lederschnüren mit Plättchen von Straußeneierschalen und wohlriechenden Wurzeln und dazu einer Art von Mantel und einer höchst seltsamen Kopfbedeckung.

Windhuk bildet den Mittelpunkt unseres Schutzgebiets. Unter dem Wendekreis des Steinbocks, etwa 250 km östlich von der Walfischbai gelegen, ist es bereits durch eine im Jahre 1897 eröffnete Eisenbahn mit Swakopmund verbunden. Es ist Sitz der Regierung, und neben anderen Gesellschaften hat hier ihren Hauptplatz die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, welcher große Ländereien verliehen wurden. Um diese „Konzessionen" entbrannte gelegentlich der Aufstände ein heftiger Streit. Man empfiehlt deren Aufhebung und Einführung eines Systems langer Pachten, das in Kiautschou sich bewährt und den Beifall so hervorragender Männer wie Hermann von Wissmann und v. François gefunden hat.*)

Die Verkehrsverhältnisse haben sich sehr entwickelt. Post und Telegraphie sind allgemein eingerichtet, von Windhuk findet zweimal täglich Briefbeförderung nach Swakopmund statt, das seit dem Kriege eines regen Dampferverkehrs sich erfreut. Aber zurzeit stehen die Verhältnisse noch nicht friedensgemäß fest. Zum Glück ist der Bahnbau endlich in Fluß gekommen. Sehr im argen liegen noch die Landungsverhältnisse auf der Reede von Swakopmund. Der Absatz dieses Gebiets, bislang fast nur in Vieh bestehend, vollzieht sich vornehmlich über Land nach Kapstadt.

Der Viehstand erlitt durch die Rinderpest des Jahres 1897, dann durch den Aufstand großen Abbruch. Man ist aber zu der Hoffnung berechtigt, daß der überseeische Absatz von Häuten, Molkereiprodukten, Fleischkonserven usw. großer Steigerung fähig sein werde. Die Regierung schafft jetzt Kapvieh heran, das sich hier bewährt. Auch scheint es, daß die Schafzucht, die man in Deutschland aufzugeben sich genötigt sieht, hier ein vorteilhaftes Entwicklungsfeld finden werde. Angora und Fettschwänze gedeihen vorzüglich. Dem Mutterlande würden dadurch

---

*) Mindestens würde sich dies System aus einer Reihe tieferliegender Gründe als eine ergänzende Einrichtung empfehlen, es setzt aber besondere Krediteinrichtungen nach Art der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse voraus.

Carl Müller phot.

Windhuk, im Vordergrunde ein Hererolager.



Station im Khangebirge.

Carl Müller phot.

große Summen erspart, die jetzt für Wolle ins Ausland gehen und namentlich Australien bereichern.

Eine Reihe von ergiebigen Quellen ist bereits durch Regierungsbohrkolonnen erschlossen, bei Swakopmund wurde ein unterirdischer Strom gefunden.

Dazu kommen die Kupferfunde südlich vom Sandwichshafen in Gorod nahe Naramas und im Otavigebiet, bei Tsumeb, der vorläufigen Endstation der Otavibahn, mit 16 prozentigem Erz. Dies Metall verdient infolge der elektrischen Industrie besondere Aufmerksamkeit, sein Preis ist durch Trusts sehr gesteigert worden.

Bemerkt soll hier werden, daß die in Afrika übliche Spurweite meist nur 1,0668 m beträgt, während vergleichsweise die Normalspur in Deutschland 1,435 m und die Schmalspur 0,75 m mißt.

Im tropischen Norden glaubt man nach den Berichten des Leutnants Dr. Hartmann die Stätte für ausgedehnte Kakaopflanzungen gefunden zu haben, also für eine Kultur, deren Absatz nahezu unbegrenzt ist.

Die Entwicklungsfähigkeit dieser ersten Kolonie des Deutschen Reichs wird durch die Tatsache bekundet, daß die aus Transvaal vertriebenen Buren in steigender Zahl hier unter deutschem Zepter eine Zuflucht suchen.

Die Regierung hat Bedingungen gestellt, durch welche die Unantastbarkeit des Deutschtums gewahrt wird. Andrerseits hat man für eine möglichst gedeihliche Entwicklung der Ansiedler Sorge getragen und legt auf gute, geordnete Vermögensverhältnisse besonderes Gewicht. Eine Farm sollte nicht ohne ein Kapital von etwa 30000 Mark unternommen werden. Das Handwerk hat auch hier überall einen guten Boden.

Die in Frage kommenden Buren waren bis jetzt nur Kapholländer, die nach Ausbruch des Krieges gegen die Engländer nach Amsterdam geflüchtet waren und sich von dort größtenteils nach Swakopmund eingeschifft haben. Sie gehören den gebildeten Ständen an, befanden sich zum Teil in angesehenster Stellung, waren Besitzer großer Farmen, namentlich auch Straußenfarmen, für deren Anlage unser Schutzgebiet vortreffliches Gelände bietet.

Über diesen Vogel einige Worte. Der Strauß ist ein armer Geselle, der im Kampf ums Dasein sich so schlecht zu behaupten versteht, daß der Mensch sich seiner wird annehmen müssen. Es empfiehlt sich dies um so mehr, als die Zucht dieses Vogels sich als höchst einträglich erwiesen hat, wie dies Nachrichten aus der Kapkolonie und aus den La Plataländern bestätigen.

Straußeneier, Straußenbraten und -suppe gehören zu den geschätztesten Gegenständen der Tafel bei den Antipoden. Was aber die Federn betrifft, so sind diese zu einem Haupthandelsartikel jener Länder geworden und trotz des gesteigerten Angebots immer mehr im Preise gestiegen, da die Mode sich ihrer gnädig annimmt. Sehr hoch im Preise stehen die weißen Federn aus den Flügeln, die Schwungfedern, während die grauen aus dem Schwanz und die schwarzen sehr viel billiger sind, bis herab zu 2 Pfund Sterling das Pfund Federn. Aber ebensowenig wie bei Blumen und Juwelen, mit denen diese Naturprodukte rangieren, dürfte eine Entwertung bei ihnen jemals eintreten. Die Zucht dieses schätzbaren Tiers, dessen Haut übrigens auch die schönsten Handschuhe gibt, und dessen hohle Beinknochen zu Pfeifenrohren verarbeitet werden, ist also lohnend. Der Strauß wird so zahm, daß er mit den Schafen auf die Weide läuft. Er scheint sich seiner Verwandtschaft mit diesem gleichgesinnten Vierfüßler bewußt zu sein, denn er ist gewissermaßen das Schaf oder doch das Lama der Vogelwelt.

In der Zucht dieses Vogels dürften also die Buren unsere Lehrmeister werden.

Die Gegend am Kunene-Fluß an der Nordgrenze eignet sich mehr für die Anlage von Plantagen als von Farmen.

Zurzeit herrscht hier eine unheimliche Teuerung. Kapstadt muß uns, statt wir es, versorgen. Nachdem nun aber der Krieg am 31. März 1907 als endgültig geschlossen erklärt worden ist, und die Schutztruppe, als Gendarmerie forterhalten, dem Lande die erforderliche Sicherheit gewährleistet, wird ein Teil unsrer Auswanderung zweifellos seinen Weg nach dem gemäßigten Süden dieses aussichtsvollsten Siedlungsgebietes unter der deutschen Kaiserkrone nehmen und sich mit dem fördersamen und verwandten batavischen Elemente verschmelzen lassen.

Aber noch viel Kapital wird nötig sein, um das Land völlig zu erschließen, das vom Mutterlande der Tochterkolonie als Darlehen zugewandt wird. Nächst dem Bahnbau kommt die systematische Wassererschließung in Betracht. Durch Anlage großer Stauwerke und artesischer Brunnen hofft man immer weitere Gebiete dieser gewaltigen mit unserm Blut eroberten Kolonie für eine Kultur zu gewinnen, die dem deutschen Ansiedler zusagt und der deutschen Nation, wie man zu sagen pflegt, ihren Platz an der Sonne und eine Wohnung im neuen Hause sichert. Keine andere Kolonie in unserem Besitz bietet dazu eine gleich günstige Gelegenheit.

Der Krieg in Südwest.

Der Herero-Aufstand.

Südwest, so nennen wir jetzt kurz und bündig dieses deutsche Schutzgebiet, bot den Naturvölkern vorzügliche Viehweiden. Als Hirtenstämme durchzogen die farbigen Bewohner dessen weite Steppen und schlugen ihren Kraal bald am Fuß der Gebirge, bald in den trockenen Flußtälern auf, je nach dem Wechsel der Jahreszeit und des Regenfalles. Sie standen in beständigen Kämpfen miteinander. Die Hereros, ein Bantustamm, aus dem Norden kommend, vertrieben die Damara-Buschmänner in die Gebirge und die Hottentotten, welche man für ein Mischvolk von arabischen und ureingesessenen Negern hält, nach dem Süden. Deren Nationalheld war Hendrik Witboi, unter dessen und seiner aus der Kapkolonie stammenden Vorfahren Führung zahlreiche Raub- und Rachezüge gegen die Hereros unternommen wurden. Und auch diese wieder hatten viele Häuptlinge, die einander bekriegten. Erst die Deutschen schafften Ruhe. Sie schlugen die Witbois bei Naukluft, schlossen einen



Samuel Maharero.

dauerhaften Frieden mit Hendrik und verschafften dem sogenannten Kapitän Maharero die Vorherrschaft im Damaralande. Die Kunst des divide et impera, der unser Volk so oft erlegen war, vereinigt sich nicht mit seinen soldatischen Tugenden.

Trotzdem blieben Bantu und Kaffern unstete Gesellen, die den Bemühungen der Missionare, welche in diesem Gebiete seit einigen Menschenaltern mit Erfolg tätig sind, sie an Seßhaftigkeit und Ackerbau zu gewöhnen, nur äußerlich nachgaben.

Im Oktober 1903 fand wieder ein Aufstand statt, den wir wohl der Nähe der englischen Grenze zuzuschreiben haben. Die Bondelswarts am Oranjefluß erhoben sich und belagerten Warmbad. Ihr Führer



Palast von Samuel Maharero.

war Johannes Christian. Wie wenig den Deutschen irgendwelche Unterdrückungsabsichten innewohnten, geht schon daraus hervor, daß damals in diesem gewaltigen Schutzgebiet, das Deutschland an Größe weit übertrifft, nur 729 Mann mit 27 Offizieren standen. Das Gebiet der Bondelswarts hatte nur eine Besatzung von 12 Reitern.

Nachdem nun die disponibeln Truppen dorthin entsandt und die Bondelswarts durch das tapfre Eingreifen der Hauptleute v. Koppy und v. Burgsdorff, der eine Abteilung von Witbois mobil gemacht hatte, zur Vernunft gebracht worden waren, erschütterte plötzlich am 12. Januar 1904 eine schreckliche Kunde alle deutschen Herzen. Die mit Mühe von uns vereinigten Hereros hatten, die Abwesenheit der Truppen benutzend,

unter Führung des von uns begünstigten Maharero sämtliche deutschen Ansiedler in ihrem Bereich auf grausamste Weise hingemordet.

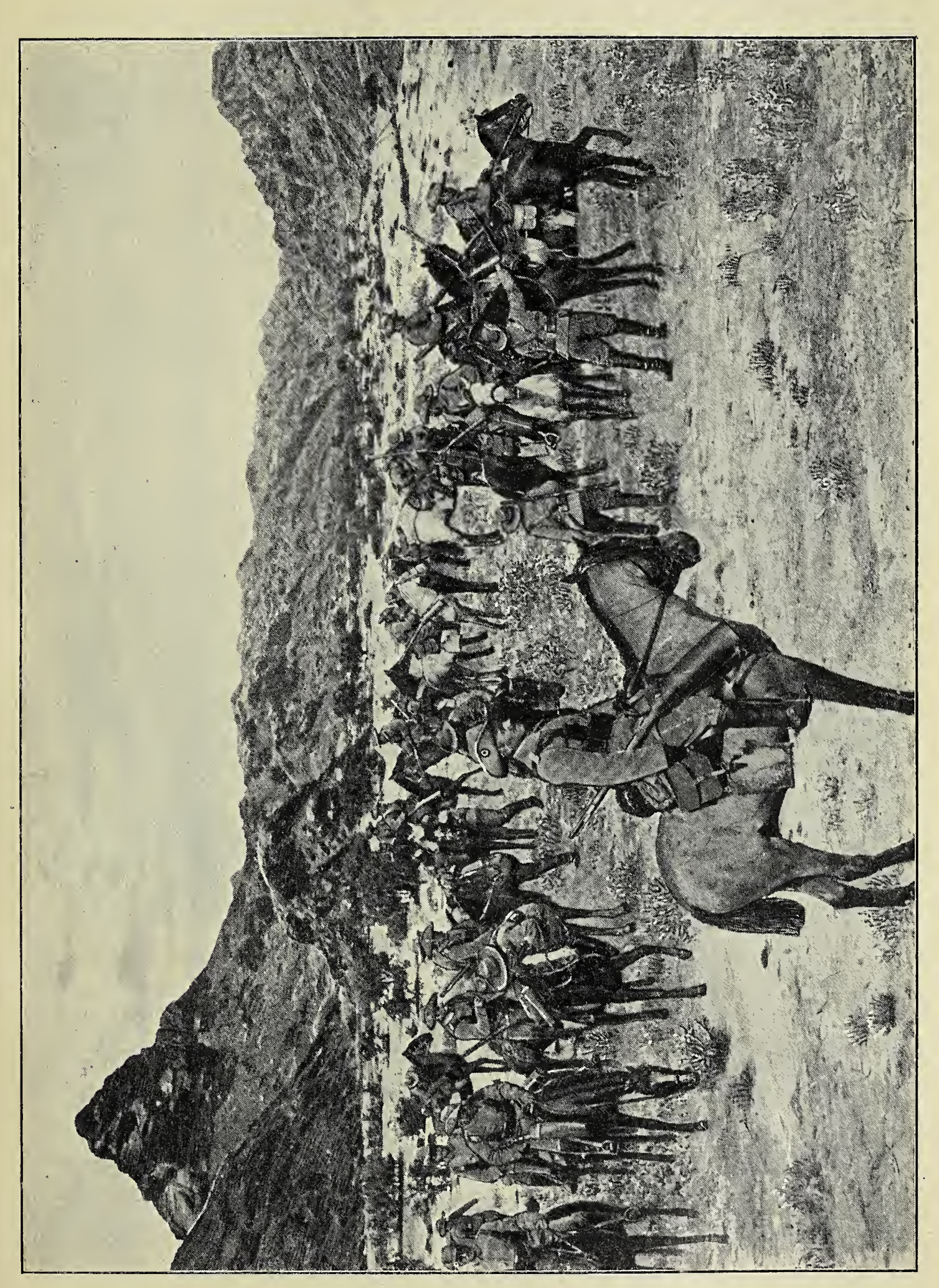
Bei der Schwäche unserer Seewehr hatten wir in jenen Gewässern damals nur das kleinere Kanonenboot „Habicht", das sofort von Kapstadt aus herbeidampfte. Dessen Mannschaft landete am 19. Januar in Swakopmund und stieß längs der Bahn nach Karibib vor. Entsetzliche Bilder der Zerstörung trafen ihre Augen. Nichts als rauchgeschwärzte Trümmer und verstümmelte Leichen! In Waterberg waren sämtliche Weiße des Orts hingeschlachtet worden, unter ihnen Legationsrat Höpner und Ingenieur Watermeyer; Gobabis, Okahandja, Otsoasu, Omaruru, Karibib, Grootfontein, Ontjo, Windhuk waren Schauplatz gleicher Greuel gewesen. Im ganzen waren 159 Personen, darunter 123 unserer Landsleute, Farmer und Händler, auch 5 Frauen, der Mordlust jener entsetzlichen Bantus zum Opfer gefallen. Der sonstige Schaden an Baulichkeiten und geraubtem Vieh wird auf 7 Millionen veranschlagt.

Der Gouverneur, Oberst Leutwein, hatte inzwischen mit den Bondelswarts bei Kalkfontein notgedrungen Frieden geschlossen. Er glaubte Hendrik Witbois sicher zu sein, der soeben erst vom Deutschen Reich die goldene Verdienstmedaille erhalten hatte und ein Gnadengehalt bezog. Er sandte seine Truppen nach dem Norden. Verschiedene Kolonnen unter Hauptmann Franke, der in Gibeon sofort Kehrt gemacht hatte, und Oberleutnant v. Zülow drangen in Eilmärschen in das Hererogebiet ein, um zu retten, was zu retten war. Die Hereros erwiesen sich nun als sehr gefährliche Feinde. Sie befanden sich im Besitz der besten Schußwaffen, welche meist über die englische Grenze von Betschuanaland eingeschmuggelt worden waren. Auch waren sie stets gut beritten, während unsere Truppen vielfach, durch die Pferdesterbe ihrer Reittiere beraubt, zu Fuß operieren mußten. Nur „gesalzene", akklimatisierte Pferde sind den Strapazen und Krankheitskeimen dieses Landes gewachsen. Anderes kam hinzu, namentlich die Schwierigkeit der Verpflegung und Wasserversorgung, um den Krieg für die Einheimischen als sehr aussichtsvoll erscheinen zu lassen. Ihre Fechtweise war die der Buren. Hinter Kopjes, im Steingeröll, in Schluchten und Dünen oder im Dorngebüsch versteckt, ja auf Bäumen lauernd, ließen sie den Feind vorüberziehen und beschossen ihn dann von allen Seiten. Nur durch Sturm mit gefälltem Bajonett konnten sie vertrieben werden. Dann verschwanden sie in dem unwegsamen Gelände. Mancher Erkundungsritt,



Patrouille der Schutztruppe bei Windhuk.





Reiter der Schutztruppe.

so der bei Owikokorero, brachte den Unsern schwere Verluste. Und wehe dem Unglücklichen, der den Hereros lebend, wenn auch vielleicht zu Tode verwundet, in die Hände fiel, denn an Grausamkeit kamen diese Schwarzen den Rothäuten Amerikas sehr nahe. Trotzdem drangen unsere tapferen Truppen bis Okahandja und Omaruru vor und entsetzten Windhuk. Nur Grootfontein blieb monatelang abgeschnitten.

Wie es bei diesem Entsatz vielfach zuging, mögen die Kämpfe um Omaruru, zu deutsch Bitterfeld, uns vergegenwärtigen. Jetzt ist es die wich-



Schützenlinie im Feuer.

tigste Station an der Otavibahn Swakopmund—Tsumeb, damals bestand es aus wenigen Häusern und Farmen, zu deren Anlage ein Flußbett verlockte, worin beständige Quellen sich fanden. Es ist ein dicht mit Boldern und Kopjes besätes Land. Zu beiden Seiten des Flußbetts erheben sich Kirche, Schule, Kaserne und die Pontoks der Eingeborenen, in ihrer Nähe die Werften der Händler. Die kleine Besatzung war abgezogen. Oberarzt Kühn führte den Befehl.

Anfang Januar gewannen die Ansiedler, etwa zweihundert Seelen, die Überzeugung, daß die Schwarzen Schlimmes im Schilde führten. Ihr Benehmen in den „Stores", den Verkaufsläden, wurde ungebührlich

und frech. Endlich überfielen sie sogar einen Transport und vertrieben die herbeieilenden Deutschen mit Schüssen. Aus diesem Anlaß wurde die weiße Bevölkerung in der abseits liegenden Kaserne konzentriert. Dies geschah am 17. Januar. Nur die Händler suchten im Missionshause Schutz, welches hier wie an anderen Orten von den Hereros geschont wurde. Alle zurückgelassenen Vorräte, namentlich die Munition und Spirituosen, wurden verbrannt. Dann verrammelte man Türen und Fenster mit Sandsäcken und schuf Schießscharten, den von den Schwarzen eröffneten Gewehrkampf fleißig erwidernd. Auch konnten die Schwarzen nicht verhindern, daß Boten nach Karibib entsandt wurden, um Hilfe zu heischen. Diese traf am 4. Februar endlich ein. Und zwar war es Hauptmann Franke, der sie brachte. Unermüdlich mit seiner Schar, seit Wochen Tag und Nacht durch Hitze- und Durstgebiete marschierend, war er von Siedlung zu Siedlung geeilt, um den Aufständischen ihre Opfer zu entreißen. Kanonendonner verkündete das Herannahen des Entsatzes. Zwanzig Mann der Eingeschlossenen machten einen Ausfall, gerade rechtzeitig, um den Hereros, die sich den Truppen mit Macht entgegenstellten, in den Rücken fallen zu können. Der Kampf endete, nach Verlusten auf beiden Seiten, mit dem fluchtartigen Rückzug der Schwarzen, die einem Bajonettangriff niemals standzuhalten vermögen. Sie wußten nur zu gut, daß die Deutschen im gegebenen Momente ihrem Feinde Mann gegen Mann entgegentreten. Und sich in einen solchen Endkampf einzulassen, dazu sind zum Glück für uns diese raubsüchtigen und grausamen Wilden zu



Hauptmann Franke.

feige. Sie flüchten wie der schwarze Panther vor dem Löwen, sobald sie ihre Munition verschossen haben.

Inzwischen landeten weitere Nachschübe aus Deutschland in Swakopmund, wo auch Oberst Leutwein über Port Nolloth am 13. Februar eingetroffen war und mit vielem Eifer die Operationen begann.

Major v. Estorff schlug die Hereros am 25. Februar bei Otji-Hinama-Parero, am 16. März bei Omusama-Okatjembo. Und Major v. Glasenapp vertrieb sie unter kolossalen Strapazen zu Fuß von Gobabis, das sie belagert hatten. Als er sie aber am 13. März bei Owikokorero



Gräber unserer Soldaten in Karibib.

in der Meinung, ihre Nachhut vor sich zu haben, angriff, wurde er unter schweren Verlusten abgewiesen. Wiederum wurde er auf dem Marsche am 3. April bei Okaharni überrascht, und es bedurfte ungeheurer Opfer und Anstrengungen, den Feind zu werfen. Ebenso geriet Oberst Leutwein, der die Ontjatiberge nehmen wollte, nachdem er die Scharen Mahareros am 3. April bei Onganjira geschlagen hatte, am 13. April zwischen die an Zahl weit überlegenen Scharen unter dem Häuptling Kajata und mußte sich in der Nacht nach Otjosasu zurückziehen. Solche Lehren zwangen uns zur Vorsicht und behüteten uns vor Unterschätzung des Feindes, welche dessen bester Verbündeter ist.

Es wurde ersichtlich, daß der Feind mindestens 4000 Gewehre stark war, und daß wir ihm mit nur 800 Berittenen nicht beikommen konnten. Malaria und Typhus taten das übrige.

Inzwischen waren daheim unter den Majoren v. d. Heyde und v. Mühlenfels 2 Bataillone zu 3 Kompagnien mit 3 Batterien aus Freiwilligen gebildet worden, und im Mai 2 weitere Bataillone unter Oberst Deimling. Im ganzen zogen wir mit 20 Kompagnien, in zwei Regimenter geteilt, und dem nötigen Ersatz ins Feld, die mit ihrem Train und ihren Pferden in Swakopmund, wo wir keinen Hafen, sondern nur eine dem Ansturm der Ozeanwelle preisgegebene Reede haben, sehr großen Landungsschwierigkeiten begegneten.



Major von Glasenapp.

Kurz, man darf sagen mit Virgil: „tantae molis erat!“, und die verschiedenen Hemmnisse wuchsen im Laufe der Zeit, anstatt sich zu vermindern, und lassen diesen Krieg als einen ganz einzigartigen erscheinen.

Aber auch die Hereros hatten vor unsrem Elan und unsrer Zähigkeit Respekt bekommen. Sie wurden mehrfach geschlagen, so bei Barmen, Lievenberg und anderen Orten, und Samuel Maharero beschloß, das ganze Hererovolk bei den Wasserstellen des Waterberges zusammenzuziehen, immer noch hoffend, die Deutschen würden ihm erlauben, sich dort des ruhigen Genusses seines Raubes erfreuen und vielleicht nach Norden zu den stammesverwandten Ovambos und auf die in der Regenzeit fruchtbaren Gebiete westlich der Etoscha-Pfanne, das Kaukaufeld, flüchten zu können.

So leichten Kaufs indessen sollte er nicht davon kommen. Seine Mordtaten sollten ihre fürchterliche Sühne finden. Die Deutschen warteten nur auf das Eintreffen genügender Verstärkungen. Diese wurden endlich im Juni auf 1500 Gewehre mit 30 Geschützen und



Lager der Schutztruppe in der Nähe des Waterberges.

12 Maschinengewehren gebracht, über die der aus China zurückkehrende Generalleutnant v. Trotha den Oberbefehl erhielt.

Langsam umschloß er die festungsartige feindliche Stellung, ein Sandsteinplateau, das sich bis zu 500 m aus der Ebene erhebt. Ein konzentrischer Angriff wurde vorbereitet, und diese Taktik blieb auch in der

Folgezeit die Regel, da der flinkfüßige Sohn der Wildnis sonst mit Leichtigkeit einem entscheidenden Stoße auszuweichen verstand.

Unsere Positionen waren uns durch die Wasserstellen vorgezeichnet, die oft, wie z. B. Otjenje, Outjo, Naidau, wo die Abteilungen Fiedler und Volkmann den Weg nach Norden abschnitten, 50 km voneinander entfernt waren und nur durch den Heliographen mit einander in Verbindung blieben. Auch die Funkentelegraphie erwies sich für das Zusammenwirken der drei Abteilungen Mueller, Heyde, Estorff sehr nützlich, die je 20—30 km auseinanderlagen. Die Hereros verstanden sich auf diese europäischen Errungenschaften nicht. Sie haben die Drähte im Lande unbeachtet gelassen, während später die Hottentotten mit Bedacht diese durchschnitten und die Patrouillen abschossen, welche Reparaturen vornahmen. Das waren dort tägliche Vorkommnisse. Der Feind lag auch hier verborgen in den Dornbüschen, und wehe den Patrouillen, die in seinen Bereich gelangten. Es galt nun durch Angriffe von vier Seiten aus nach einem Punkte hin den Umfassungskreis zu verengen. Am 11. August stieß die Abteilung Mueller unter Major v. Mühlenfels vor, mitten in den Busch hinein, sich konzentrischem Feuer aussetzend. Es gelang ihm, den Feind nach Hamakari zurückzuwerfen. Schon hierbei blieb viel Vieh, meist geraubtes, in unseren Händen. Dann griff die Abteilung v. Estorff bei Otjosongombe ein, in westlicher Richtung vorstoßend. Oberst Deimling gewann die Stellung bei Omuvoroumue und erzwang den Paß ins Gebirge. Abends stürmte er die stark verschanzte Station Waterberg. Dann griff er am folgenden Morgen Hamakari an, wo sich der Feind in dichtestem Dornbusch am Tage zuvor behauptet hatte und sich mit außerordentlicher aber erklärlicher Zähigkeit verteidigte. Die Kämpfenden standen einander auf Hörweite gegenüber, und die Hereros schrien den Unsern in gebrochenem Deutsch Schmähungen zu. Allmählich aber belehrten sie unsre Maschinengewehre, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Diese Maschinen sind imstande, 500 Schuß in der Minute abzufeuern, und die Hereros machten Erfahrungen ähnlich denen der Derwische bei Omdurman.

Endlich brach zum zweiten Male die Nacht herein, und alle Abteilungen blieben erwartungsvoll in ihren Stellungen. Da plötzlich erfüllte Geschrei und Getöse die Ohren der ermüdeten Truppen. Das ganze Hererovolk, dessen Zahl nie genau festgestellt worden ist, setzte sich in Bewegung und rollte wie ein reißender und eingedämmter Strom in



Verteidigung eines Geschützes der Abteilung v. d. Heyde in d



npfen gegen die Hereros am Waterberg am 11. August 1904.





Verteidigung eines Geschützes der Abteilung v. d. Heyde in den Kämpfen gegen die Hereros am Waterberg am 11. August 1904.

östlicher Richtung davon, alles vor sich überrennend. Weiber, Kinder, die Männer zu Pferde, zum Teil auf Wagen, Groß- und Kleinvieh, drängten unaufhaltsam vorwärts, in wildester Flucht und sich steigernder Hast. Die Straße, die das Volk zog, war vorerst nur allzu schrecklich gekennzeichnet. Überall lagen Verschmachtete, verlassene Kinder, verlorenes Eigentum, verendetes Vieh, meilenweit. Denn die Furcht vor der unerbittlichen Vergeltung, die hier geübt wurde, hatte sich des bis dahin so hochmütigen Hirtenvolkes bemächtigt. Und Generalleutnant v. Trotha wollte sich nicht vorwerfen lassen, nur halbe Arbeit getan zu haben. Ohnehin gingen von Waterberg aus vereinzelte Trupps flüchtiger Feinde, ein Zug Witbois z. B., bis zu Hendrik im fernen Namaland und verkündeten, daß die Macht der Deutschen durch Samuel Maharero gebrochen wäre.

Wochenlang nahm die Verfolgung alle Kräfte der Unsern völlig in Anspruch, die, wie der dankbare Feldherr bestätigte, auch hungernd und durstend nie versagten. Zahlreiche Scharmützel fanden statt. Am 9. September stieß Major v. Estorff bei Owinaua-Naua auf die im Abzuge begriffene Werft des Anstifters all dieses Unheils, Mahareros selbst, und obwohl der dichte Dornbusch den Angriff erschwerte, blieben doch 50 Feinde tot am Platze.

Die einzige Zuflucht des nach allen Richtungen, besonders nach Süden hin den Durchbruch versuchenden Feindes blieb zuletzt nur noch das Sandfeld, die Omaheke, d. h. die „Quälende". Aber selbst hierhin folgten ihm unerbittlich die Unsern. Sie fanden viele in Hast und Verzweiflung in den Sand gegrabene Löcher, oft zehn, zwanzig Meter tief, an deren Grunde vielleicht ein wenig ungenießbares Sickerwasser sich sammelte. Da hatte der Herero gehofft, sein Vieh noch einmal tränken zu können. Weiter in der Wüste wächst eine melonenartige Frucht in großen Massen und dem Kundigen als kleine Wasserreservoire bekannt. Der Sohn Hendrik Witbois hat später erzählt, daß er sieben Monate lang nur von dem Naß dieser Früchte seinen Durst gestillt, sogar Kaffee damit gekocht habe. Und daß die Hereros ihr Leben zu fristen verstehen, beweisen die zahlreichen Versuche kleiner Trupps ihres Volkes, ihren Weg nach Westen zurückzunehmen, wo sie raubend umherziehen. Meist stoßen sie an den Wasserstellen auf die Unseren und fliehen, oder sie ergeben sich, um in den Sammelstellen, wo 16000 Hereros von uns unterhalten werden, Unterkunft zu erbitten. Sie finden nun beim Garten- und Bahnbau



Eine Schutztruppenabteilung an einer Wasserstelle.

Verwendung. Es hat den Anschein, daß sie anfangen, der Arbeit Geschmack abzugewinnen.

Von den Unsern fielen in diesen Kämpfen eine Reihe tapferer Offiziere, so Graf Wolf v. Arnim auf dem Vormarsch auf Hamakari, indem er einem Verwundeten Hilfe brachte, Hauptmann v. Bagensky und Oberleutnant Reiß mit 7 Mann im Gefecht bei Owiumbo, Hauptmann Gansser und Leutnant Leplow mit 10 Mann, Oberleutnant Lekow mit 7 Mann am Waterberg. Auch Hauptmann v. François, der Farmer



Hererokinder im Gefangenenlager. Carl Müller phot.

geworden war, und Baron v. Stempel wurden getötet, um nur einige zu nennen, dazu kamen viele Verwundete und vielleicht noch eine größere Zahl, die den Strapazen und den schlechten Wasserverhältnissen erlagen.

Doch den Schrecken des Hererokrieges sollten sich neue hinzugesellen, welche den verdienten Obersten Leutwein veranlaßten, nach zehnjähriger aufopfernder Tätigkeit am 17. November 1904 sein Amt als Gouverneur niederzulegen. Der Generalkonsul in Kapstadt v. Lindequist wurde sein Nachfolger.



Gefangene Hereros.

Der Hottentotten-Aufstand.

Anfang Oktober 1904 traf über Kapstadt die Nachricht ein, daß im Süden unseres Schutzgebiets sich dieselbe Tragödie abgespielt hätte wie im alten Damaraland. Die Lichtnachrichten von Gibeon hatten plötzlich aufgehört. Hendrik Witboi, auf dessen Treue Oberst Leutwein sich ganz fest verlassen zu können glaubte, und der seit zehn Jahren, seit dem Frieden zu Naukluft im September 1894, sich für den leutseligsten Freund der Deutschen ausgegeben hatte, zeigte uns plötzlich sein wahres, in Gegensätzen sich bewegendes Wesen. Schriftlich kündete er den Unsern den Krieg. Selbst der Bezirkschef von Gibeon, Hauptmann v. Burgsdorff, hatte dies für unglaublich gehalten. Er ritt sofort meilenweit allein, von Gibeon nach Rietmont, um den greisen Hendrik zu besuchen, ihm Vorstellungen zu machen. Aber in dessen Werft wurde er hinterrücks erschossen, und der Mörder, der später in der Wüste elendiglich verschmachten sollte, wurde von Hendrik belobigt. Gerade der Umstand, daß zehn Jahre des Friedens verflossen waren, gibt nun zugleich die Erklärung für Hendriks Verhalten ab. Denn diese Zeitspanne spielt bei den Kaffern eine große Rolle. „Die Zeit hat sich erfüllt,“ so schrieb Hendrik selbst, „wo er große, lang gehegte Entschlüsse auszuführen sich anschicken müsse.“

Die Witbois stammen aus der Kapkolonie, aus kühlerem Klima und zeichnen sich durch eine hellere Hautfarbe aus. Daher ihr Name (Witboois, auch Witbois, Hellfarbige). Die Engländer nennen die Neger im allgemeinen Boys, Jungen. Es sind fanatische Christen; sie würden fanatisch sein, auch ohne ihr Christentum. Man sagt am Kap, kein Weißer könnte verstehen, was in einem Kaffernschädel vor sich geht. Um eben jene Zeit kam nun ein Stammesgenosse Klas Shepherd, genannt Stürmann, zu dem betagten Häuptling, und predigte ihm und allen den

Krieg gegen die Weißen, nach dem Motto der Afrikander: Afrika für die Schwarzen! Und Hendrik vergaß alle Wohltaten der deutschen Freunde und folgte diesem Ruf nur zu willig, da ihm dies Gelegenheit gab, den Weißen ihr Vieh zu rauben. Flüchtlinge vom Waterberg hatten ihm vorgelogen, die deutsche Macht läge am Boden. Hendriks Sohn, Samuel Isaak, ein Verächter Stürmanns, stand ihm entgegen. Ihm ist es vermutlich zu verdanken, daß die Greuel, die nun ins Werk gesetzt wurden, einen Rest von Menschlichkeit behielten. Nur die Männer wurden ermordet, die Frauen und Kinder geschont und zum Teil von den Hottentotten selbst nach Gibeon gebracht, wo gegen 200 Frauen und Kinder unter dem Schutz einer kleinen Besatzung sich befanden.



Hendrik Witboi.

Fünfunddreißig Männer, unter ihnen der verdiente Missionar Holzapfel — ein Opfer Stürmanns —, der ehrwürdige Ansiedler Hermann, der Regierungslandmesser Gärtner, der Schäfereiverwalter Hußfeld, bekannt durch seine Erfolge mit der Zucht

der Fettschwänze, auch Engländer und Buren, wurden hingeschlachtet. Sie ließen die Leute halb tot tagelang liegen und schlugen sie dann erst vollends tot. An Grausamkeit gaben die Witbois den Hereros wenig nach.

Zunächst stellte Hendrik 600 Gewehre ins Feld. Er wurde durch die rote Nation, durch Franzmanns, Bethanier und Feldschuhträger (Veldschoendräger) Chauas, Bovi, Grootdode ꝛc. verstärkt. Dann stießen noch 150 Hereros zu ihm. Alle jene Leute waren gut beritten. Erst am 22. November konnten wir ihm eine genügende Truppe unter Oberst Deimling entgegenstellen, die ihn bei Kub und am 4. Dezember bei Naris aufs Haupt schlug. Er verlor 60 Mann an Toten und fast alles Vieh, 15000 Stück. Major Meister folgte ihm mit drei Kompagnien und einer Batterie über Gochas und Kalkfontein bis Stamprietfontein am trockenen Flußbett des Auob. Auch hier wieder ein konzentrischer Angriff.

Bei Groß-Nabas am Auob standen die Witbois Schulter an Schulter mit den Hereros unter Maharero, 1000 Mann stark, dem von Norden her angreifenden Major Meister mit 300 Mann 54 Stunden lang gegenüber. Ohne Nahrung und Wasser, so feierten die Unsern jenen Silvester 1906. Einige unserer Leute wurden vor Durst wahnsinnig. Völlig erschöpft, halb tot gingen sie endlich zum Sturm über und trieben den übermächtigen Feind dem von Süden her heranmarschierenden, durch neue Truppen verstärkten Oberst Deimling in die Arme. Bei dieser in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Tat fielen 18 Mann und 4 Offiziere, 42 Mann und 5 Offiziere wurden verwundet, 148 Zugtiere erlagen den Strapazen und Geschossen. 70 Schwarze blieben als Leichen in ihren Verstecken. Hendrik floh ins Sandfeld. Erst am 29. Oktober 1905 erhielt der Nationalheld der Hottentotten bei Faalgras die tödliche Wunde. Sein Sohn Samuel Isaak ergab sich später den Deutschen.

Aber außer mit den Witbois hatten wir auf sechs anderen Kriegsschauplätzen in Groß-Namaland zu kämpfen, gegen die Kapitäne Morenga, Morris, Simon Koppers, Manasse, Cornelius, Elias Andreas, die alle dem Propheten Stürmann aufs Wort geglaubt hatten, daß sich nun die Zeit erfüllet hätte. Die Weissagung mag zutreffen, aber in anderem Sinne.

Man staunt, wenn man die verschiedenen Kreuz- und Querzüge auf der Karte verfolgt, die unsere braven unermüdlichen Truppen unter Oberst Deimling, Major Ritter und Lengerke, Meister, Maercker und anderen trefflichen Führern in steten Eilmärschen und Zickzacklinien überstehen mußten. Zwischen den Klippen und Schluchten der Tiras-, Zwiebel-



Generalmajor von Deimling. H. Noack phot.

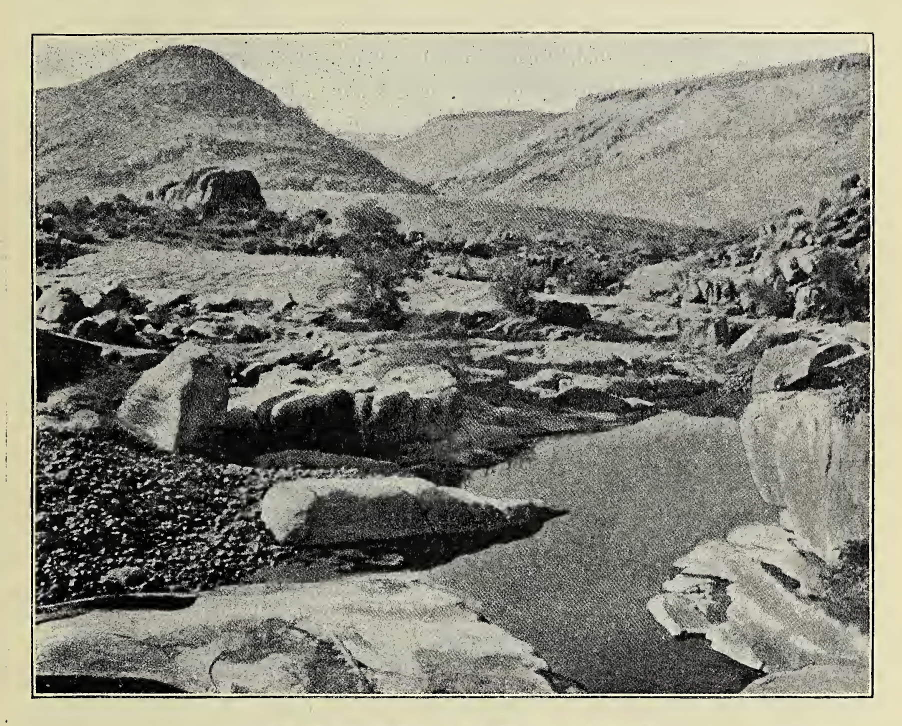
und Karasberge im Westen und den englischen Grenzen im Süden und Osten, Betschuanaland und dem Oranjestrom vollzieht sich die Hetzjagd. Cornelius wurde 7 Monate lang über 1300 km weit verfolgt.

Unser schlimmster Feind in dieser Gegend war Morenga, ein Hottentottenbastard von unglaublicher Anschlägigkeit, dem viel abenteuerndes Volk, auch von jenseit des Oranjeflusses, zulief und sich in den Karasbergen zu Narudas eine förmliche Festung eingerichtet hatte. Er war ebenso wie die Brüder Morris wegen Mordes gelegentlich des früheren Aufstandes der Bondelswarts geächtet worden. Auch die Morris waren Bastards, Söhne eines Engländers und einer Hottentottin. Morenga überfiel Werften, das Vieh raubend, belagerte Warmbad, beschlich und beschoß das Lager ermüdeter Truppen und entführte ihnen die Zugtiere. Endlich im März 1905 unternahm Oberst Deimling auch gegen diesen Feind einen konzentrischen Angriff. Vier Kolonnen, Kirchner, Kamptz, Koppy, Lengerke, zusammen 1100 Gewehre, gingen von Keetmannshoop gegen die Karasberge vor; Morenga war durch die ihm Nachrichten zutragende Bevölkerung vorbereitet, sie zu empfangen und den Spieß umzukehren, nämlich den Vorteil der inneren Linie wahrzunehmen. Morris-Brothers und Stürmann dienten ihm als Unterfeldherren. Und fast wäre ihm sein Plan gelungen, aber die zuerst überfallene Abteilung Kirchner hielt ihn durch die Zähigkeit ihres Widerstandes zu lange auf, und Hauptmann v. Koppy, mit den Gebrüdern Morris bald fertig, kam gerade eine Minute früher als Morenga vor der Narudasschlucht an.



Major Meister.

Der Fanatiker Stürmann wiederum versagte an dem dritten Punkte vollständig, so daß die Abteilung Kamptz, bei der sich Oberst Deimling befand, zur Not der Koppyschen hätte die Hand reichen können. Das wirkte entmutigend. Morengas Leute gingen zur wilden Flucht über und ließen endlich auch alles Vieh im Stich, an 12000 Häupter; auch fand man 130 Tote.



Eine Wasserstelle in der Narudasschlucht.

Unter den unsererseits schon im ersten Jahr auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes Gefallenen nennen wir nur die Leutnants v. Stempel, Eick, Haack, v. Mosch, Giesselmann, Schmidt, v. Heydebreck, Schultze, v. d. Marwitz, Roßbach, Oberbeck, v. Vollard-Bokelberg, Ahrens, Fürbringer, Hauptmann Wehle und Kirchner, Major v. Nauendorff und den Oberarzt Meyer, außerdem 150 Mann, ohne die zahlreichen Vermißten und den Krankheiten erlegenen.

Solchen Taten konnten die Hottentotten nicht dauernd widerstehen. Ein Stamm nach dem andern gab endlich klein bei. Eine heroische

Maßregel des Obersten Deimling, die südlichen Grenzgegenden völlig von Vieh, das die Raubsucht der Abenteurer reizen konnte, zu entblößen, trug hierzu wesentlich bei. Zuletzt, am 23. Dezember, konnte Oberst v. Estorff mit den Bondelswarts einen auch für diese erträglichen Frieden eingehen, in welchem sogar die Morris, Christian und die Stürmanns-Leute, wenn auch nicht dieser selbst, mit eingeschlossen sein sollten.

Dieser Vertrag von Ukamas ist ebenso wie der frühere von Kalkfontein (27. Januar 1904) von den „Know-nothings", deren auch Deutschland sich erfreut, arg getadelt worden. Was, rufen sie, nach 128 Gefechten, nach dem Verlust von 343 Toten, 315 Verwundeten, nachdem bei Hartbeestmund, bei Roisvlag (13. März und 4. Mai 1906) der Feind vernichtet, auf englisches Gebiet gedrängt worden, noch diese gnädigen Bedingungen, Landgewährungen, Versorgung mit Vieh usw.?!

Man vergißt, daß eben die Konkurrenz mit den Engländern, welche unsre Feinde an unsern Grenzen ansiedeln, hier mit in Rechnung tritt, daß man dem Feinde nicht bloß goldene Brücken bauen, sondern auch Heimstätten bieten muß, wo man ihn unter Aufsicht hat. Und selbst diese Vergünstigungen haben die Anhänger Christians nicht bewegen können, die Freiheit in der „Quälenden" mit dem Frieden zu vertauschen. Immerhin dürften sie wohl keine Großtaten mehr verüben und sich völlig auf englisches Gebiet zurückziehen. Mit dem unheilvollen Propheten selbst haben die Engländer später kurzen Prozeß gemacht, als er ihnen auf eigenem Gebiet zu viel raisonierte. Im Mai 1907 wurde er von ihnen dem Galgen überliefert.

Morenga überschritt im August 1907 mit einer Anzahl bewaffneter Anhänger die Grenze des Kaplandes, wo er nach der Niederwerfung des Aufstandes einen Zufluchtsort gefunden hatte. Allein infolge der sofort von den Deutschen ergriffenen Gegenmaßregeln kündigte er bereits im September seine Unterwerfung unter den den Bondelswarts gestellten Bedingungen an.

Wenn man bedenkt, daß sich die Feinde stets auf englischem Boden rekrutieren konnten, während uns in diesem Stadium des Krieges von der Kapkolonie her jede Zufuhr verweigert wurde, so sind diese Erfolge sehr achtbar. Unsere Truppen mußten von der Lüderitzbucht her auf dem Baiwege verpflegt werden, neuerdings mit Zufuhren, die auf Kamelen herangeschafft wurden. Der Mann im Felde kostete uns unter solchen Umständen jährlich 10000 Mark, etwa so viel, wie das Gehalt eines Geheimrats erster

Klasse beträgt. Wahrlich, Volk und Regierung haben hier eine Kraftprobe abgelegt, die allen anderen Völkern Respekt einflößen muß und endlich auch die Engländer bewog, uns gegen gutes und nicht zu wenig Geld dieselben Vorteile zu gewähren wie den aufständischen und mörderischen Schwarzen.

Und dabei sind die Briten immer noch entgegenkommender gewesen als der eigene Reichstag. Sie haben den Grundsatz: Right or wrong, my country! — während man bei uns bislang den Bambergerschen Überlieferungen treu blieb. Das führte zu einer Neuwahl, bei der das deutsche Volk sein Herz für die Kolonien und für seine tapferen Schutztruppen durch eine zuvor noch nie dagewesene Beteiligung bekundete.

Eine halbe Milliarde sollte nicht pro nihilo ausgegeben worden sein. Blut und Leben von 300 Mann und 40 Offizieren, die vorm Feinde fielen, von denen ganz abgesehen, die der tückische Typhus dahinraffte, sollten nicht umsonst geopfert worden sein. Das bedeuteten die Wahlen vom 25. Januar 1907. Danach erst konnte die Eisenbahnverbindung des Groß-Namalandes mit dem Weltmeer, der Hauptstraße der Völker, hergestellt werden. Es war post festum. Wäre diese Verbindung schon anfangs schnell vollendet worden, so wäre vermutlich der Aufstand, der uns schon zehnmal mehr kostete, als die ganze Bahn, und Opfer auferlegte, die sich ziffernmäßig nicht abschätzen lassen, verhindert oder im Keime erstickt worden. Auch hinsichtlich der Entschädigungen der Farmer hat der Reichstag ähnlichen Anschauungen gehuldigt. Von karg bemessenen 7½ Millionen wurden zunächst nur 5 bewilligt. Man nennt das penny-wise and pound-foolish. Und diesen Fehler in Zukunft zu vermeiden, auch das wäre ein Sieg, auf den die deutschen Politiker stolz sein könnten, ein Sieg über sich selbst, ein Sieg über den kleinlichen Parteigeist.

Wir schließen dieses Kapitel mit einem Verse des beliebten Schutztruppenliedes:

Ich bin ein junges Reiterblut in kaiserlichem Sold,
Trag auf dem Ohre keck den Hut, frag nicht nach Lieb und Gold;
Hab unter mir ein flottes Pferd und führ ein gut Gewehr —
Was sonst der Himmel mir beschert, das wiegt bei mir nicht schwer.
Wir dienen dir, lieb Vaterland, in Südwestafrika —
Schutztruppe werden wir genannt, zum Schutze sind wir da!

Togo.

Auf die 7 Grad nördlich vom Äquator westöstlich verlaufende Küste von Ober-Guinea, die Pfeffer-, Elfenbein-, Sklaven- und Goldküste, legte England, nachdem es aus Gründen, die wir nicht untersuchen wollen, die verdienstliche Tat vollbracht hatte, den portugiesischen Sklavenhandel zu unterdrücken, seine schwere Hand. Aber auch deutsche und französische Kaufleute hatten hier eine ergiebige Quelle des Reichtums gefunden. Öl, Kautschuk, Elfenbein, Farbhölzer, Ebenholz, Mahagoni, Kaffee, Früchte aller Art gingen von dieser Küste aus in alle Welt. Es ist erklärlich, daß unsere Kaufleute schließlich ins Gedränge kamen und sich nach einem ähnlichen Schutz und Rückhalt sehnten, wie ihn die britischen Konkurrenten genossen, welche überall die englische Flagge heißten und fremden Händlern Zölle und Gesetze auferlegten. Auch verstanden sie sich vorzüglich auf die Aufhetzung der Eingeborenen.

Sieht man sich die Karte dieser Küste an, so erblickt man eng eingekeilt zwischen englisches Gebiet im Osten und im Westen zwei scheinbar geringfügige Einsprengsel mit den Farben Frankreichs und Deutschlands. Letzteres ist die Kolonie Togo, die unmittelbar an das von den Franzosen in heißen Kämpfen eroberte, durch fürchterliche Menschenmassenopfer berüchtigte Dahome grenzt.

Togo ist der Zeit nach Deutschlands zweite Kolonie. Der Reichskanzler hatte infolge einiger unliebsamer Vorkommnisse erwähnter Art im Jahre 1883 die Hansestädte aufgefordert, über Maßnahmen zur Sicherung deutscher Handelsinteressen zu berichten. Danach erhielt der berühmte Afrikareisende und Kaiserliche Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal Vollmachten, mit der „Möwe" nach Westafrika zu eilen und nach Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem sogenannten Könige von Togo die deutsche Kriegsflagge zu heißen. Es geschah am

5. Juli 1884. Im Dezember 1885 erreichte das Auswärtige Amt Abmachungen mit England und Frankreich, welche am 14. November 1899 gelegentlich des Samoavertrages weiter befestigt wurden.

Togo ist unser kleinstes Schutzgebiet auf afrikanischem Boden, etwa so groß wie das Königreich Bayern. Es zählt zurzeit 87 200 qkm



Markt in Anecho.

mit einer Million Einwohnern nach ungefährer Schätzung. Von der Küste ist uns nur ein schmaler Strich von 52 km Länge zugefallen. Im Osten grenzt es an Dahome unter französischem, im Westen an die Aschanti- oder Goldküste unter englischem Schutz. Es dehnt sich nach Norden zwischen den Flüssen Volta und Mono fächerartig aus, ohne den Niger zu erreichen. Die beiden genannten Flüsse sind schiffbar und



Panorama von Lome,

werden von Engländern und Franzosen mit kleinen Dampfern bis zu den höher liegenden Umladeplätzen befahren, von denen namentlich Kete Kratschi am westlichen Grenzfluß, dem Volta, wichtig ist. Aber sie münden auf fremden Gebieten, wären also für die Zwecke deutschen Handels ohne großen Wert, wenn es nicht gelingt, hier ebenso wie auf dem Niger-Benuë die freie Schiffahrt durchzuführen und die Zollplackereien an den Mündungen zu mildern. Erfreulich ist es, daß der Mono einen Seitenarm nach Anecho entsendet und auf diesem von deutscher Seite erreicht werden kann. Aber auch ohnedies ist die Schiffahrt hier mit vielen Schwierigkeiten verknüpft.

Unser Hauptanlegeplatz ist Lome unmittelbar an der Grenze des englischen Aschantilandes. Seit 1897 ist es Sitz des Kaiserlichen Landeshauptmannes. Es hat eine starke eiserne Landungsbrücke erhalten, und zwei Bahnen verbinden es mit dem Innern und dem wetteifernden Hafen Anecho. Auch die Straßen sind gut, besonders die nach dem wichtigen Kete Kratschi. Anecho hieß früher Klein-Popo (von Pueblo, portugiesisch für Volk). Namhaft sind ferner Misahöhe, Kpandu, Paratau und Sansanne-Mangu. Zwischen diesen bestehen regelmäßige Postverbindungen, welche von den Eingeborenen besonders gewürdigt werden. Porto Seguro



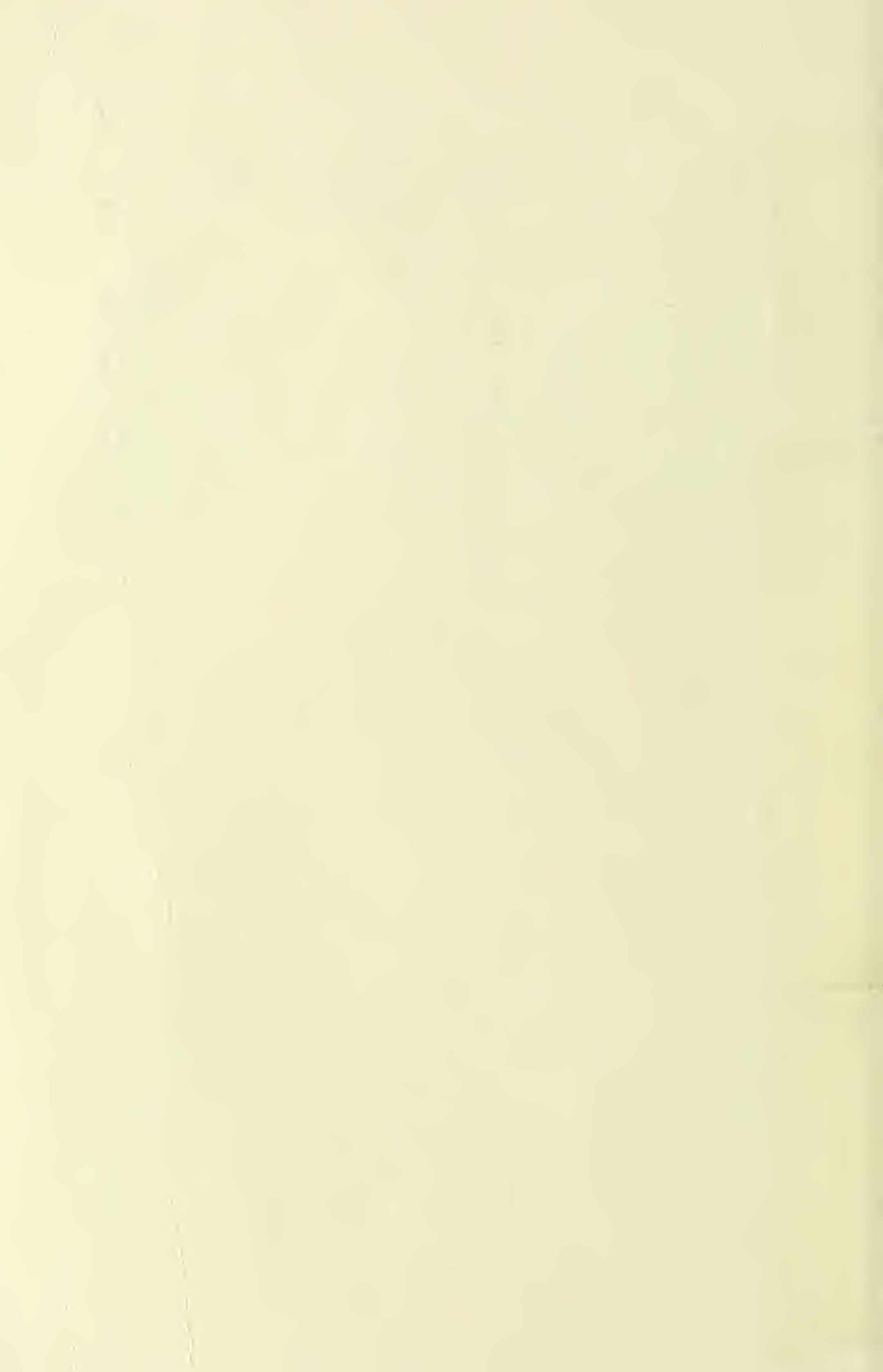
der Hauptstadt von Togo. Verlag der Deutschen Togogesellschaft.

(portugiesisch: sicher), der frühere Hochsitz des Sklavenhandels, ist ganz in den Hintergrund getreten.

Eine Eigentümlichkeit dieser Küste sind die Lagunen, welche an die baltischen Haffs erinnern. Sie sind mit dem Stauwasser vieler kleiner Flüsse angefüllt und bis zu 10 km breit. Sie erleichtern den Querverkehr von Hafen zu Hafen, sind aber auch böse Malaria-Brutstätten. Die Küste ist mit Kokospalmen besetzt, welche die Portugiesen hier eingeführt haben.

Dahinter erhebt sich ein Wellenland mit sogenannter Obstgartensteppe, Parklandschaft, Galeriewäldern (an den Flußläufen) mit 3 m hohem Grase. Es steigert sich zum Fetisch- oder Opossum-Gebirge von 500 bis 1000 m Höhe. Dies ist ein Schiefergebirge und soll an den deutschen Harz erinnern.

Togo ist Handelskolonie und durch den direkten Bezug von Palmöl und Kautschuk für uns von Wichtigkeit. Die Ausfuhr letzteren Artikels hat sich schnell verdreifacht. Ihr Wert betrug 1905 über eine Million. Mais steht mit 566 844 Mark, Getreide, Hülsenfrüchte stehen mit einer halben Million, Baumwolle mit 100 000 Mark, ferner Ebenholz, Elfenbein, auch etwas Gold auf der ziemlich umfangreichen Liste ihrer





Panorama von Lome, der Hauptstadt von Togo. Verlag der Deutschen Togogesellschaft.

werden von Engländern und Franzosen mit kleinen Dampfern bis zu den höher liegenden Umladeplätzen befahren, von denen namentlich Kete Kratschi am westlichen Grenzfluß, dem Volta, wichtig ist. Aber sie münden auf fremden Gebieten, wären also für die Zwecke deutschen Handels ohne großen Wert, wenn es nicht gelingt, hier ebenso wie auf dem Niger-Benuë die freie Schiffahrt durchzuführen und die Zollplackereien an den Mündungen zu mildern. Erfreulich ist es, daß der Mono einen Seitenarm nach Anecho entsendet und auf diesem von deutscher Seite erreicht werden kann. Aber auch ohnedies ist die Schiffahrt hier mit vielen Schwierigkeiten verknüpft.

Unser Hauptanlegeplatz ist Lome unmittelbar an der Grenze des englischen Aschantilandes. Seit 1897 ist es Sitz des Kaiserlichen Landeshauptmannes. Es hat eine starke eiserne Landungsbrücke erhalten, und zwei Bahnen verbinden es mit dem Innern und dem wetteifernden Hafen Anecho. Auch die Straßen sind gut, besonders die nach dem wichtigen Kete Kratschi. Anecho hieß früher Klein-Popo (von Pueblo, portugiesisch für Volk). Namhaft sind ferner Misahöhe, Kpandu, Paratau und Sansanne-Mangu. Zwischen diesen bestehen regelmäßige Postverbindungen, welche von den Eingeborenen besonders gewürdigt werden. Porto Seguro (portugiesisch: sicher), der frühere Hochsitz des Sklavenhandels, ist ganz in den Hintergrund getreten.

Eine Eigentümlichkeit dieser Küste sind die Lagunen, welche an die baltischen Haffs erinnern. Sie sind mit dem Stauwasser vieler kleiner Flüsse angefüllt und bis zu 10 km breit. Sie erleichtern den Querverkehr von Hafen zu Hafen, sind aber auch böse Malaria-Brutstätten. Die Küste ist mit Kokospalmen besetzt, welche die Portugiesen hier eingeführt haben.

Dahinter erhebt sich ein Wellenland mit sogenannter Obstgartensteppe, Parklandschaft, Galeriewäldern (an den Flußläufen) mit 3 m hohem Grase. Es steigert sich zum Fetisch- oder Opossum-Gebirge von 500 bis 1000 m Höhe. Dies ist ein Schiefergebirge und soll an den deutschen Harz erinnern.

Togo ist Handelskolonie und durch den direkten Bezug von Palmöl und Kautschuk für uns von Wichtigkeit. Die Ausfuhr letzteren Artikels hat sich schnell verdreifacht. Ihr Wert betrug 1905 über eine Million. Mais steht mit 566 844 Mark, Getreide, Hülsenfrüchte stehen mit einer halben Million, Baumwolle mit 100 000 Mark, ferner Ebenholz, Elfenbein, auch etwas Gold auf der ziemlich umfangreichen Liste ihrer

Ausfuhrartikel. Sie werden für baumwollene Gewebe, Spirituosen, Salz, das für die Eingeborenen ein Luxusartikel ist, und für die vielbegehrte Kolanuß eingetauscht, welche uns die deutsche Schwesterkolonie von Togo, Kamerun, liefert und deren Anbau auch in Togo selbst sich lohnt. Die Ölpalme, der Kaffeebaum, die Gummiliane wachsen hier wild, werden aber neuerdings künstlich angebaut, ebenso alle Arten unserer Gemüse, die hier vortrefflich gedeihen. Einheimisch sind ferner und werden fleißig angebaut: Yams, Erdnuß, Sorghum (Negerhirse), Bataten, Bananen, Ananas, Kakao, Kaffee, endlich die Weinpalme, welche den Eingeborenen ihr Lieblingsgetränk liefert. Dies wird teils frisch genossen, teils gegoren als nicht ungefährliches, alkoholhaltiges Getränk. Auch die Viehzucht trägt zur Ausfuhr bei. Auf der Liste des Jahres 1898 zählen wir ferner 64 Pferde und 171 Esel. Die Gesamtausfuhr wird in dieser Denkschrift auf 2582000 Mark beziffert gegen eine Einfuhr von 3270000 Mark. Im Jahre 1905 sind diese Ziffern auf 3,96 und 7,75 Millionen gestiegen. Dreiviertel dieses Umsatzes kommen auf Deutschland. Die Einfuhr setzte sich 1905 aus 46 Artikeln zusammen, nach den Baumwollwaren überragen infolge des Bahnbaus Eisenwaren, Roheisen und Transportmaschinen die Spirituosen, welche noch 1904 an zweiter Stelle standen. Deren Einfuhr ist 1905 um etwa zwei Drittel gegen das Vorjahr gesunken. Dann folgen Tabak, Kleider, Pulver usw. Außerdem fallen ins Gewicht Drogen, Salz, Geld, Glas, Wäsche, Leinen und Leinenwaren, Petroleum, Seife, Parfümerien, Tonwaren, Wasserfahrzeuge.

Die Ausgaben der Kolonie für 1905 belaufen sich auf 5,77 Millionen, wovon 4,47 auf die Bahn Lome–Palime entfallen, die als Reichsdarlehen figurieren. Allem Anschein nach wird die Bahn sich gut verzinsen, denn die Einwohnerzahl beträgt nach annähernder Schätzung 11 Seelen auf den Quadratkilometer. In Deutschland rechnet man 112 auf dieselbe Fläche.

Wir haben es hier also mit einer im Vergleich zu unsern übrigen afrikanischen Kolonien verhältnismäßig dichten Bevölkerung zu tun. Das durfte man schon aus dem Umstande folgern, daß hier ehedem die Massenschlächtereien und die Massenausfuhr von Sklaven möglich waren. Jetzt tritt die Sklaverei, wie bemerkt werden muß, in einer sehr gelinden Form auf. Der Haussklave wird gut behandelt, in gewissem Sinne wie ein Kind des Hauses. Er fühlt sich nicht als Sklave, nennt seinen Herrn „Vater" und ist sogar erbberechtigt. Die Bezeichnung, die er hier führt, würde am besten mit dem Namen Hörig oder noch treffender Zugehörig zu übersetzen sein.

Von der Dichtigkeit der Bevölkerung zeugen die vielen Städte oder Straßenknotenpunkte Tschamba, Bassari, Basilo usw., wo man 40—50000 Einwohner gezählt haben will. Der mehrerwähnte Handelsplatz Kete Kratschi hat es auf 30000 Einwohner gebracht. An Markttagen wimmelt es dort von ebensovielen Besuchern. Täglich treffen dort tausendköpfige Haussa-Karawanen vom Nigergebiete ein, die ihre Waren dem Schiffsverkehr auf dem Voltastrom und damit allerdings auch dem englischen Handel überliefern. Die Haussasprache ist für den Sudan dasselbe, was



Kakaosaatbeete unter Ölpalmen (Agupflanzung der Deutschen Togogesellschaft).

für Asien das Pigeon-Englisch ist. Auch hier steht das besondere Nigger-Englisch in starker Konkurrenz mit den einheimischen Idiomen und dem sehr viel weniger leichten und bequemen Deutsch unserer Beamten und Missionare. Einige portugiesische Sprachreste fehlen nicht, um den sprachlichen Wirrwarr vollständig zu machen. Ganz entsprechend ist die Kleidung dieser lebhaften, lustigen und geschwätzigen Negerwelt. Fez, Chapeau claque, Pickelhaube (verkehrt getragen, den Adler nach hinten), Panamahut und Ballonmütze, Badehosen, Stehkragen, Schlafröcke, Husarenjacken,

grellfarbige Damenunterröcke usw., alles findet in buntem Durcheinander und halb im Humor — den der Neger nicht so leicht verliert — angemessene Verwendung. Von der Schlichtheit und Würde etwa des Arabers der afrikanischen Nordküste hat der Sudan nichts übernommen.

Erhebliche Unruhen sind in dieser Kolonie nicht vorgekommen, obwohl mohammedanische Wanderprediger aus den französischen und englischen Schutzgebieten Sokoto und Saberma in Mangu, Sokodé und Kratschi ihr Wesen trieben.



Töpferei der Eingeborenen in Amelame, Mitteltogo. Phot. Hupfeld.

Die Bevölkerung ist von großer Mannigfaltigkeit. Der Evhe-Neger zeichnet sich als Schmied, Sattler, Gerber, Töpfer, Weber, Färber, Pflanzer und Viehzüchter aus. Er gelangt oft zu großem Reichtum. In den Hafenstädten hat er zum Teil bereits die alte Wohnart in Schilfhütten aufgegeben und genießt die Annehmlichkeit luftiger, massiver ein- oder zweistöckiger Häuser aus Zementsteinen. In Anecho zählt man bereits 50 solcher Negerhäuser europäischen Stils. Der Evhe-Typus ist nicht unedel, seine Hautfarbe licht bis ins Hellgelbe, seine Sprache, dem

im ganzen Sudan herrschenden Bantustamme zugehörend, ist fließend und wohlklingend, seine Geschichte weit zurückreichend; seine Sitten, Gesetze und Gebräuche sind, abgesehen von den erwähnten Ausnahmen kaum einer Änderung bedürftig. Er ist reinlich, fleißig, gastfrei, friedfertig und gütig. Er beobachtet scharf, seine Phantasie, seine Beredsamkeit sind ebenso entwickelt wie seine Klugheit und Berechnung. Dabei ist er ein geborener Kaufmann. Er hat Erziehungshäuser für die Jugend, Gerichtsverhandlungen (Palaver), wo, ohne geschriebenes Recht, ähnlich wie in England nach Billigkeit, Überlieferung, Herkommen und sogenannten „Präzedenzfällen" entschieden wird. Es wäre eitel Torheit, hierher einen Assessor mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch senden zu wollen.

Ein Versuch in dieser unheilvollen Richtung, unter Aufhebung des internationalen Billigkeits- (Equity-) Gerichtshofes in der Schwesterkolonie von Togo, Kamerun, nach Paragraphen alles zu richten und zu schlichten, endete denn auch in Empörung und Chaos. Zurzeit ist man klüger geworden. Man läßt die Eingeborenen möglichst selbst Recht sprechen. Ein Appell an die Bezirkshauptmänner steht aber in jedem Falle offen.

Trotzdem ist man ja dabei, für unsere Schutzgebiete ein besonderes Strafgesetz zu verfassen. Wahrscheinlich geschieht dies ebenso zur Zügelung der Weißen wie der Schwarzen, welche dies Klima gewöhnt sind und ihre normale Empfindungsweise nicht so leicht verlieren. Bei den Weißen dagegen stellt sich zuweilen der sogenannte „Tropenkoller" ein, besonders bei einer nicht angemessenen Lebensweise. Dieser Zustand, der rein pathologisch ist, erklärt so manches ruchbar gewordene Ärgernis und darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die Hygiene, vernünftige Vorschriften bezüglich der Lebensweise sollten daher in einem Tropengesetzbuch eine ähnlich große Rolle spielen wie im mosaischen Gesetz und im Koran.

Übrigens hat der Evhe-Neger den Deutschen bereits einen Besuch abgestattet. Denn auch die Amazonen von Dahome, welche unsere Städte bereisten und uns ihre Kriegstänze vorführten, gehören demselben Stamme an.

Anders geartet sind die den Buschmännern näher stehenden Bewohner des Buschlandes und der Gebirge, die Kebu, Adeli, Aposso, welche Miene machten, uns die Handelswege im Innern zu verlegen oder doch ihr aus der Zeit der Sklavenjagden stammendes Monopol und Durch-

gangszollwesen sich zu erhalten. Sie neigen zur Gewalttätigkeit. Durch Raubzüge und Sklavenjagden suchen sie ihrer Armut abzuhelfen. Um diese Bergbewohner zu bändigen, wurde unter Wolfs Leitung die Feste Bismarcksburg angelegt, 20 Tagemärsche von der Küste entfernt.

Nach der Lage auf der Karte gemessen, wären das nur etwa 240 Kilometer. So schwierig ist hier der Verkehr. Der Plan, den Handel von dem Volta abzulenken und hier einen binnenländischen Verkehrs-



Häuptlingshaus in Dako, Nordtogo. Phot. Hupfeld.

mittelpunkt zu schaffen, wird sich erst durch die Fortführung der Eisenbahn verwirklichen lassen.

In den weniger gebirgigen Gegenden des Ostens und des neutralen Gebiets bildet, wie erwähnt, der Haussahändler aus dem Sudan den Kulturträger. Er hat den Islam in diese entfernten Gebiete gebracht, und so mancher Evhe ist ihm über Land bis nach Mekka gefolgt. Hier lebt der pferdezüchtende Tschautio, der eselzüchtende Mossi. Die Häuptlinge haben berittenes Kriegsvolk. Ein reger Marktverkehr besteht. Die Wege sind durchweg vorzüglich.

Tier- und Pflanzenwelt sind reich. Man zählt nicht weniger als 279 Vogelarten. Affen, Schlangen, Flußpferde, Krokodile, Büffel, Antilopen, Löwen, Leoparden, Wildkatzen, Hyänen, Schakale, Elefantenherden durchstreifen die Savannen und die Gebirge. Guineawürmer, Moskitos, Wanderameisen, Termiten, Sandflöhe sind dagegen eine wenig wünschenswerte Zugabe.

Die Temperatur ist ziemlich gleichmäßig, da auch dies eine Kaltwasserküste ist, deren Winde abkühlend wirken. In Bismarcksburg auf halber Höhe wurden im Februar 26,1 ° C., im Juli 21,0 °, durchschnittlich 23,7 ° gemessen. Obgleich Togo auf der nördlichen Erdhälfte liegt, herrscht doch das Jahreszeitengesetz des Südens. Die Regenhöhe, 600—700 mm, ist wenig größer als die Mitteleuropas. Die eigentliche Regenzeit fällt in die Monate März bis Juni, eine spätere gelindere in unseren Herbst. Saharawinde wechseln mit Seebrisen.

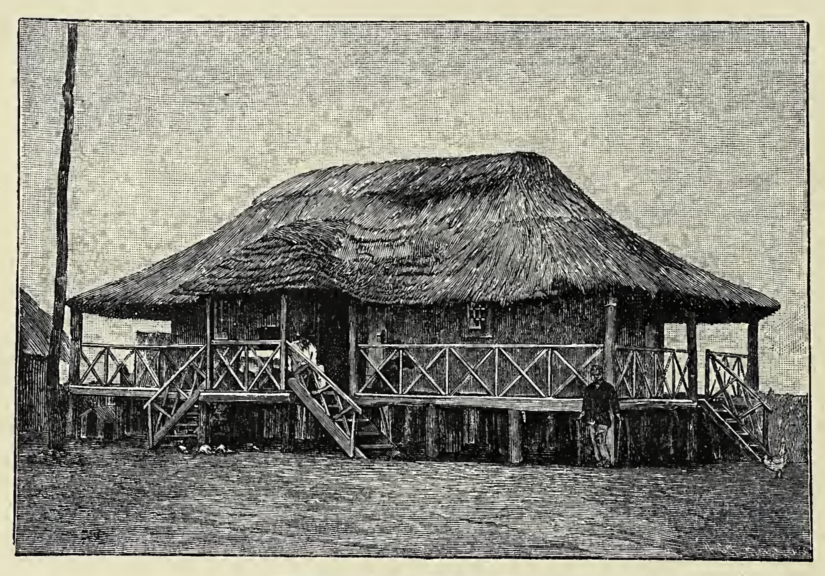
Als Ansiedlungsgebiet für Europäer kommt Togo kaum in Betracht. Dazu ist das Klima zu ungünstig, die Bevölkerung zu dicht und in ihren Sultanaten zu gut organisiert, um, wie dies in Lüderitzland der Fall ist, dem Andrange zu weichen. Die europäische Bevölkerung hatte sich verringert, hat aber jetzt wieder etwas zugenommen und betrug am 1. Januar 1906 243 Seelen, darunter nur 35 Frauen und 7 Unerwachsene, fast ausnahmslos deutsche Reichsangehörige. Davon wohnen 122 in der Hafenstadt Lome, 38 im Bezirk Anecho, 44 Misahöhe, 15 Atakpame, 4 Kete Kratschi, 4 Sokodé-Basari, 5 Mangu-Jandi. Das ist sehr wenig gegenüber einer Eingeborenenzahl, die für Sokodé auf 360000, für Mangu-Jandi auf 250000 beziffert wird. Der Beamtenschaft gehören von den Weißen 64 an, der Geistlichkeit 43, 10 sind Farmer, Pflanzer und Gärtner, 11 Techniker, 20 Handwerker, 45 Kaufleute, Gastwirte und Frachtführer. Bei nur 8 Todesfällen im Jahre, 32 auf das Tausend, kann der Gesundheitszustand verhältnismäßig befriedigend genannt werden.

Schwarzwasserfieber, Malaria, Darmkrankheiten sind die wesentlichen endemischen Plagen. Die Chinin-Prophylaxe (Vorbeugungskur), 1 g aller vier Tage, hilft auch hier die verderbliche Herrschaft des Fiebers stark beschränken.

Das größte Ansehen genießt unsere Post unter zwei deutschen Fachbeamten, sechs eingeborenen Telegraphisten und neun eingeborenen Unterbeamten. Sowohl das englische wie das französische Kabel bieten Anschluß. Die Postverbindung wird durch die Woermann-Dampfer vermittelt, die

dreimal monatlich anlaufen; auch durch die französische Linie Cotonou-Marseille einmal. Man zählte 1905 208800 Briefe, 6000 Pakete, 9200 Anweisungen im Betrage von 2150000 Mark, 16000 Telegramme, 3535 Ferngespräche der Küstenorte untereinander und 669 Zeitungsabonnements.

Die Reeden Togos wurden 1905 von 247 Schiffen mit zusammen 419261 Registertons angelaufen, wovon auf Lome 133 deutsche, 38 englische, 30 französische Dampfer und 3 amerikanische Segler, auf Klein-Popo, jetzt Anecho, und zugunsten Lomes geschlossen, 27 deutsche, 7 englische und 12 französische Dampfer entfielen.



Wohnhaus in Bismarckburg.

In Lome befindet sich eine vierklassige deutsche Regierungsschule, welche früher 47, jetzt 100 Schüler hat, von denen 57 im Internat (Kostschüler) waren. Ferner eine Regierungsschule in Sebevi mit 103 (44) Schülern. Man unterrichtet Evhe, die Eingeborenensprache, und später Deutsch. Der Andrang ist sehr groß. Eine Handwerkerschule in Lome für Tischler, Schmiede, Maurer, Schneider, zählt nur 24 Schüler. Die Steyler Mission zählt bereits über tausend Proselyten, und die Protestanten der Bremer, Wesleyaner und Basler Gesellschaften wohl nicht weniger. Ihre Hauptaufgabe dürfte sein, untereinander mit den einheimischen Förderern des Islam in edlem Wetteifer der Förderung alles

Guten zu leben. Je weniger bemerkbar ihre am Ende erklärliche Eifersucht ist, um so wohltätiger und segensreicher kann ihre Wirksamkeit sich gestalten. Es ist eine Freude, aus den Berichten der Missionsgesellschaften ersehen zu können, daß ihre Stationen und Schulen, gegen 50 an der Zahl, bereits über 2000 Schüler zählen, die alle dem Fetischdienst entrissen wurden.

Allerdings auf einschneidende Umgestaltung der bestehenden Gebräuche wird diese Lehr- und Bekehrungstätigkeit wohl verzichten müssen. So wenig wie man die Palme in eine Eiche verwandeln kann, so wenig wird man aus dem Neger einen Arier machen. Auch könnte es leicht kommen, daß ein „Höriger", der nicht mehr als Hauskind betrachtet werden soll, noch schlechter behandelt würde als der ehemalige Bantu, der als Handelsware in die finstern Kerker der portugiesischen Sklavenschiffe verstaut, und, wenn es wegen Sturmes oder auf der Flucht vor englischen Kreuzern sein mußte, zu Hunderten über Bord geworfen wurde. Daß man dieser Scheußlichkeit Herr geworden ist, dankt der Eingeborene dieser gesegneten Küste der treibenden Kraft des Christentums. Andere Beweggründe, die zu dem Eingreifen Englands wohl auch Anlaß gaben, wird er sich nicht vorstellen können. Der Hinweis auf diese Befreiung und Erlösung wird es am letzten Ende der Christenmission leicht machen — sofern sie nur unter sich den Frieden bewahrt —, auch dem Islam siegreich zu begegnen. Aber alles dies muß geschehen, wie es der Heiland verlangt, der uns die Lehre gab: Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben.

An Geschichtlichem ist folgendes nachzuholen.

Die große Mehrzahl der Erforscher dieses Gebiets folgte dem großen Nigerstrom. Auch bot das Hinterland von Dahome und Aschanti größere Anziehung. Schon zu Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es von Mungo Park, Clapperton, Lander, Vogel, Overweg, Richardson und Barth durchzogen. Dann folgten in den sechziger bis achtziger Jahren Hornberger, Nachtigal, Rohlfs, Lenz und Flegel.

Das deutsche Gebiet wurde erst nach der Besitzergreifung fleißiger in Angriff genommen. Doch verdanken wir dem Franzosen Bonnat (1875—76) wertvolle Aufschlüsse über den Voltastrom; 1884 folgte Hugo Zöller, 1885 Pater Baudin, 1887 Henrici. Die Regierung sandte dann 1888—1890 drei Expeditionen aus, um mit den Eingeborenen Verträge abzuschließen. Hauptmann Kurt von François gelangte bis Salaga, Gambaga und Mossi und kehrte über das Adeliland zurück. Auf einer

zweiten Reise wurde er in Salaga abgerufen, um den Oberbefehl im Witboikriege zu übernehmen. Dr. Ludwig Wolf eröffnete den Osten des Togolandes, gründete Bismarckburg, durchzog das nördliche Dahome bis an den Niger. Dort erlag er in Dabari einer tödlichen Krankheit, wie man vermutet dem Gifte, das in der Hand der Fetischgläubigen eine unheimliche Rolle spielt. Sein Nachfolger, Hauptmann Kling erlag den Einwirkungen des Klimas. Ihm folgten Hering, Herold und Büttner (1890—92). Ersterer gründete in zentraler Lage zwischen Bismarckburg, Kratschi und Lome die Feste Misahöhe. Die Aufgabe der Besatzung dieser Plätze ist namentlich, die völlige Ausrottung der Kautschukpflanzen zu verhindern. Dr. Hans Gruner endlich, der durch eine Privatgesellschaft, das deutsche Togokomitee unter dem Konsul Ernst Vohsen, ausgerüstet wurde, war beauftragt, den Franzosen in ihrem Wettlaufe nach dem Niger zuvorzukommen und uns das Hinterland zu sichern. Mit Dr. Döring und Leutnant v. Crarnay-Quernheimb drang er 1894 in Eilmärschen bis Sansanne-Mongu vor und schloß mit den Sultanen von Mongu, Gurma und Gando Schutzverträge ab, welche zu dem deutsch-französischen Togo-Abkommen vom 10. Oktober 1897 führten. Wir verloren zwar hierbei die Verbindung mit dem Niger, da Frankreich ältere und bessere Rechtstitel auf Gurma nachzuweisen hatte, erhielten aber die Straßen nach Kratschi und das Mündungsland des Mono zugesichert. Dies hat zur Folge, daß eine Reihe der großen französischen Faktoreien von Groß-Popo nach Klein-Popo (Anecho) jetzt übersiedeln werden. Von der Gesamtausfuhr dieser Gebiete beträgt die des Kautschuks etwa ein Drittel; Palmkerne, Mais und Palmöl folgen auf der Liste des Jahres 1905 und ergeben zusammen ebenfalls etwa ein Drittel des Exports. Da es sich hier um Erzeugnisse des Küstenstrichs handelt, kann unser Abkommen immerhin als ein Erfolg für Deutschland gelten, dessen ganze Kraft durch die Aufgaben, die ihm die Aufschließung Afrikas stellt, ohnehin zur Genüge in Anspruch genommen ist.

Nach Niederwerfung der aufsässigen Dagomba 1897 durch Oberleutnant v. Massow ist durch die Anlage von weiteren Stationen bei Kpando, Baßari, Basilo, Paratau, Dadaura, Sansanne der friedlichen Entwicklung dieses reichen und zugleich konsumfähigen Gebiets ein dauernder Rückhalt gegeben worden.

Auch zurzeit sind wir nicht untätig. Der Oberleutnant Dominik warb in Liberia Kruleute, um von Sanaga aus nordwärts durch

Adamaua nach dem Benuë vorzudringen. Und einige Nachschübe, zu denen geraten wird, sollen den Haussanegern, die als die besten Soldaten im westlichen Sudan geschätzt werden, zeigen, daß sie unsrer Macht vertrauen können und in deren Dienst sich wohl befinden werden.

Dies ist die Methode, mit der Frankreich große Erfolge erzielte. Besonders ist dem Wegebau alle Förderung zuteil geworden. Über 500 km konnte man schon 1903 mit dem Rad fahren. Reisende rühmen ferner die mit allen Erfordernissen und Vorräten versehenen Rasthäuser, welche auf je 20—30 km angelegt sind. Inbezug auf den Bahnbau ging uns Frankreich durch die Ausführung seiner Dahomebahn mit gutem Beispiele voran.

Am 27. Januar 1907 fand auch unsrerseits die Eröffnung der mehrerwähnten Bahn Lome-Palime statt; eine andere Lome-Anecho bestand bereits. Sie sind zusammen mit der Landungsbrücke dortigen Interessenten in die Pacht gegeben worden.

Die Eröffnungsfeierlichkeit bezog sich gleichzeitig auf eine Ausstellung, wie eine solche in Deutsch-Ostafrika schon 1904 stattfand, als ein Fest für die solchen Veranstaltungen besonders dankbar entgegenkommenden Eingeborenen.

Geben wir dem Amtsblatt für Togo zum Schluß dieses Abschnittes darüber das Wort:

Ursprünglich sollte nur eine Baumwoll-Ausstellung veranstaltet werden. Dem gemeinsamen Bemühen des Gouverneurs Grafen Zech und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees war es zu verdanken, daß eine große allgemeine Ausstellung zuwege gebracht wurde, die mit der Feier des Geburtstages des Kaisers und mit einem für die ganze Kolonie hochbedeutsamen Ereignis, der Eröffnung des Betriebes auf der Eisenbahn von Lome nach Palime, zeitlich zusammengelegt ward. Der Eisenbahnzug, der an diesem Tage mit 14 Wagen die Gäste aus dem Küstengebiet zuführte, vermochte nur ein Viertel der zur Mitfahrt herbeigeströmten Leute mitzunehmen. Die Gesamtzahl der Besucher am 27. Januar wird auf wenigstens 15000 geschätzt.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stand die Baumwollproduktion des Landes. Die beste Baumwolle lieferte der Bezirk Misahöhe. Unter den ausgestellten Früchten nahmen die Bananen den größten Wert für sich in Anspruch. Besonderes Interesse erregte das Bananenbrot, bestehend aus einem Teil Weizenmehl und zwei Teilen Bananenmehl. Bei einem

naturgemäß bedeutend billigeren Preis als Weizen- oder Roggenbrot hat es einen guten, unserm heimischen Pumpernickel ähnlichen Geschmack und hält sich anscheinend sehr lange frisch. Die Viehschau war von 116 Ausstellern gut beschickt, die Abteilung Federvieh so gut, daß den Preisrichtern hier eine schwere Aufgabe gestellt war. In der reichhaltigen Sammlung von Nutzhölzern, an der 193 Aussteller beteiligt waren, kam den Gerb- und Farbhölzern besonderer Wert zu. Die Gesamtzahl aller Beschicker der Ausstellung betrug 3705. Es wurden 15 Ehrendiplome und 7 Goldene Medaillen verteilt.

Kamerun.

Wir haben erfahren, daß Dr. Nachtigal auf der „Möve" nach Togo ging und dort die deutsche Flagge heißte. Sein nächstes Ziel war nun das weiter östlich im innersten Winkel der Bai von Guinea liegende Kamerun. Dieser Winkel heißt die Bai von Biafra. Die hanseatischen Firmen Woermann, Jantzen und Thormälen waren hier schon seit 1868 und 1874 als Pioniere tätig gewesen. Sie errichteten Faktoreien, erwarben 1884 von den Häuptlingen Hoheitsrechte und übertrugen diese auf das Reich, worauf der Bevollmächtigte Nachtigal im Juli 1884 dies Gebiet „unter deutschen Schutz" stellte — wie die unsererseits angenommene, für die bestehenden, zum Teil recht achtbaren Gewalten und Gesellschaftsordnungen schonende Formel lautet. Zwei Tage nach der „Möve" traf auch ein englisches Kriegsschiff ein und erhob gegen die Flaggenheißung der Deutschen Einspruch. Jedenfalls behielten die Engländer einstweilen den wichtigen, im Herzen des Busens gelegenen Hafen Viktoria. Da die „Möve" nach Angra Pequeña weiter eilen mußte, um auch dort die Reichsflagge zu heißen, und da sich einer der Erforscher Kameruns, ein polonisierter Deutscher namens Scholz-Bogozinski auf die Seite der Briten stellte, so wurde der deutsch-freundliche und sehr vermögende König Bell in Joßtown verjagt und der Vertreter des Hauses Woermann ermordet. Nur das zeitige Eintreffen des Admirals Knorr mit den Kriegsschiffen „Bismarck" und „Olga" rettete das deutsche Ansehen, um das noch während der folgenden Jahre heiß gekämpft werden mußte. Erst 1885 wurden die Verhältnisse auf diplomatischem Wege geregelt. „King" Bell wurde wieder eingesetzt, England gab Viktoria heraus, und so gehört denn dem Deutschen Reiche auch hier ein Küstenstreifen von 320 km und ein dahinter sich ebenfalls

fächerartig ausbreitendes, zum Teil noch völlig unerforschtes Schutzgebiet von 495000 qkm, fast so groß wie das Mutterland. Es dehnt sich bis zum Scharifluß und dem Tsadsee aus, vermeidet aber jede Berührung mit dem westlich von Yola beginnenden schiffbaren Teil des Benuë oder Nigerstroms. Die vorliegende Insel Fernando Po blieb in spanischem Besitz.


Dr. Gustav Nachtigal.

Die Bevölkerung, die sich aus einer großen Zahl verschiedener Volksstämme zusammensetzt, wird auf $3^1/_2$ Millionen geschätzt. Kamerun ist also sehr viel weniger dicht bevölkert als Togo.

Der Name Kamerun ist portugiesisch und bedeutet Krabben, von welchen Geschöpfen der hier mündende Rio dos Camardos (engl. Cameroons) in gewissen Jahreszeiten wimmelt. Auch der angrenzende, steil ins Meer abstürzende vulkanische Gebirgsstock trägt diesen Namen. Seine höchste Erhebung ist die Albertspitze, deren Höhe, 4100 m, fast die des Montblanc, 4810 m, erreicht. Die Eingeborenen nennen ihn Mongo ma Loba oder Götterberg, der Schiffer einfach Kamerun Pik. Er weicht an Höhe nur dem ebenfalls Deutschland eingeräumten Kilimandscharo, dem Mondgebirge der Alten in Deutsch-Ostafrika, ist aber bei weitem ausgedehnter. Er deckt eine Fläche von 2000 qkm oder 36 Quadratmeilen und zählt 28 fast erloschene Vulkane. Vereint mit dem ebenfalls vulkanischen Clarence Pik auf der vorliegenden Insel Fernando Po, 2580 m, ist er die vornehmste Landmarke der gesamten afrikanischen Küste. Diese riesige vulkanische Basalterhebung findet in den nördlichen noch unerforschten Rumbibergen und in den vorliegenden Inseln ihre Fortsetzung. Alle Klimate sind auf diesen Gipfeln fast unterm Äquator vereinigt, und dazu kommt der vorzügliche Hafen der Kamerunmündung, so daß hier die tropenmüden Menschen eine gleich gute Zuflucht haben wie die Seefahrer.

Die erste Besteigung des Kamerungipfels fand 1861 durch den berühmten Engländer Kapitän Burton und den deutschen Botaniker Gustav Mann statt. Sie fanden das höchste Dorf Mapampa auf

1000 Meter unter Wäldern von Palmen, Akazien, Feigen, Kardamomen, Bananen (Pisang), Kolanußbäumen und afrikanischen Eichen. Die Weinpalme lieferte das Material für die Hütten und zugleich für das tägliche Getränk, da die Kürbisflasche über Nacht auf ihrem Wipfel angebracht des Morgens stets aufs neue sich füllt. Auch Ölpalmen wachsen hier noch.

Dann folgten Wälder von Baumfarnen. Auf 1500 Meter fand sich ein großes Lavafeld. Der höher gelegene kleine Krater mißt 100 Meter im Durchmesser. Bei 2400 Meter fand sich eine herrliche Quelle, die Manns-Spring getauft wurde. Dann wurde der 2800 Meter hohe Helenenberg erklommen. In dieser Höhe beginnen üppige Moosstreifen und unsere Gebirgspflanzen, Erika, Bärlapp, Veronika die Schlackenfelder zu bekleiden. Der mühsam erreichte Viktoria Pik bildet den Rand eines Doppelkraters, der mit Asche, Basalt- und Quarz-Geröll gefüllt ist. Auf dem Albert Pik fanden die kühnen Reisenden eine rauchende Schwefelquelle. Auch hat man Flammen aus dem ewigen Schnee aufflackern sehen. Ein noch tätiger Krater wurde 1905 entdeckt.

Die Gestaltung des Landes und die klimatischen Verhältnisse sind denen der Schwesterkolonie Togo sehr ähnlich. An der Küste beträgt die Jahrestemperatur etwa 26° C und fällt im September etwa auf 23° C Im Hinterlande schwankt sie zwischen 32,5 und 6° C. Mit Ausnahme der Nebenflüsse des Schari, der mit dem Tsadsee die Nord- und Nordwestgrenze unseres Schutzgebietes bildet, ergießen sich alle Ströme in den Golf von Biafra. Unter ihnen ist der Lom, auch Mwelle, im Südosten der größte. Sein Gebiet ist wohl dem der Donau an Ausdehnung gleich. Sein Oberlauf mit vielen Nebenflüssen liegt in dem für uns wichtigen und sehr kulturfähigen Hochlande Adamaua. Sein Unterlauf, Sanaga, erreicht eine Breite von 1200—2000 und eine Tiefe von 16 m. Er gibt einen breiten Mündungsarm an den Kamerun ab, dessen Haff ein förmliches Sammelbecken von Flüssen ist. Auch der Njong und der Lokundje, weiter südlich, sind bedeutende Ströme. Alle sind aber inland durch Stromschnellen und oft 800 m hohe Abstürze vom Meere abgeschnitten. Nur der Wuri, der sich ebenfalls in die Kamerunmündung ergießt, ist bis 50 km aufwärts schiffbar. Und um den vielfach schiffbaren Oberlauf dieser Ströme zu gewinnen, wird man in späteren Zeiten denselben Ausweg wählen müssen wie am Kongo und Benuë, nämlich den der Errichtung von Eisenbahnen bis zu einer passend gelegenen

Umladestelle. Einstweilen ist es gelungen, mit dem östlichsten Teil des Schutzgebiets eine Wasserverbindung herzustellen, die nur einen eintägigen Landmarsch erfordert. Auch besteht bereits eine Pflanzungsbahn der Westafrikanischen Gesellschaft Viktoria, von Buëa bis Sappo, und die Bahn Duala ins Manenguba-Gebirge, von Bonaberi aus, ist im Bau begriffen. Für diese ist eine Reichsgarantie geschaffen worden.

Der Küste ist ein dichter, sumpfiger Urwaldgürtel eigentümlich, in welchem aufbaumende Riesenschlangen, Riesenfledermäuse, Elefanten und der Schrecken der Neger, die menschenähnlichen Affen: Gorilla und



Partie am Kamerunfluß. Phot. Carl Müller.

Schimpanse, ebenfalls von riesiger Größe, hausen. Giftige Nattern sind nicht selten. Die Käfer- und Schmetterlingswelt wetteifert mit Orchideen und anderen großblumigen Pflanzen an Buntheit. In der Tiefe herrscht eine unerträgliche feuchtheiße Finsternis. Die hohen Wipfel der Palmen und anderer Riesenbäume verdecken den Himmel vollständig. Der Mensch wird von einem peinlichen Drange erfaßt, das Freie zu gewinnen und das himmlische Licht wieder zu sehen. Im Sommer strömen hier unerschöpfliche Regenmassen hernieder. Die regenreichere Zeit fällt in die Monate April bis November. Der Regenfall schwankt zwischen 1021 mm

im Juli und 42 mm im Dezember. Er beträgt im ganzen Jahre nicht weniger als 4355,7 mm gegen 700 mm in Deutschland. Auf den Höhen von Adamaua ist er kaum halb so groß. Der März ist dort der regenreichste Monat. Die Savannen, die Galeriewälder an den Wasserläufen und der Gebirgswald gleichen denen von Togo, das annähernd in gleicher Breite liegt. Die Küste beider Schutzgebiete läuft auf dem 3. bis 6. Grade nördlicher Breite dem Äquator parallel, und beide erreichen im Innern etwa den 12. Grad nördlicher Breite.

Allerlei Katzenarten, die Zibetkatze, Leoparden, zahlreiche Affenarten, Makis und Meerkatzen, Galagos, Buschantilopen, Ratten, Mäuse und andere Nager, Schuppentiere treten in Massen auf; Schafe, Schweine, Rinder und auch Pferde werden in Adamaua gezüchtet, der Hund wird als Masttier behandelt. Die Flüsse wimmeln von Fischen und Austern, an den Mündungen auch von Krokodilen. Millionen von Pelikanen, Flamingos und anderen Schwimm- und Stelzvögeln, Papageien, Eis-, Weber- und Nashornvögeln bevölkern die Tiefen des Urwaldes bis in die höchsten Wipfel und die vorliegenden stelzwurzligen Mangrovesümpfe. Geier und Seeadler schweben in den Höhen. Man zählt über 260 Vogelarten in Kamerun, also einige weniger als in Togo.

Und nun ist es gelungen, auch diesen oft 300 km breiten Urwaldgürtel zu einer Quelle von Reichtümern zu machen, die er namentlich in Gestalt von Gummilianen enthält. Sie sind in den Bezirken Kribi, Lalo, Ebolowa und Jaunde schon so ziemlich ausgerottet.

Dr. Anton Reichenow entwirft ein recht anschauliches Bild dieser Gegend. Die Küstenlandschaft zeigt den Charakter des Deltas. Der Kamerun, Bimbia und Quaqua haben hier ihren Schlamm abgelagert, durch welchen sich mühsam die Gewässer in Furchen meerwärts drängen. Mangrovenwälder, deren oberirdisches, dichtes Wurzelgeflecht dem hohlen Fuße unserer Altarleuchter gleicht, und die sich durch zigarrenförmige Früchte fortpflanzen, welche pfeilartig ins Erdreich eindringen, halten in ihrem dichten Wurzelwerk zur Zeit der Ebbe zahllose Schal-, Weich- und Krustentiere fest, welche absterben und sich zersetzend, die Luft oft unatembar machen. Schlangenhalsvögel, Pelikane, Flamingos finden hier reichliche Nahrung. Gewaltige Krokodile strecken auf fortgeschwemmten Riesenstämmen ihren Panzerleib. Weiße Seeadler und Reiher streichen darüber hin. Die Hügellandschaft trägt tropischen Wald. Farne, Orchideen, die auf faulenden Stämmen wurzeln, Schlingpflanzen mit

herrlichen Blumen schwingen sich girlandenhaft von Baum zu Baum; der Brotfruchtbaum mit melonenartigen Früchten, Ölpalmen, Orangen blicken den Europäer fremdartig an. Und alle überragt der 27 m hoch emporstrebende Wollbaum.

Da werfen Termiten (weiße Ameisen) ihre Hügel auf, und wehe der Vorratskammer, die ihnen verfällt. Deshalb sind die Häuser der Europäer auf Pfähle gestellt, fast wie die der Papuas, und die Pfähle selbst stehen in eisernen Gefäßen, welche mit Wasser gefüllt erhalten werden. In Millionen rücken auch die schwarzen Wanderameisen an



Faktorei am Kamerunfluß.

und treiben ganze Negerkolonien vor sich her. Kein Wunder also, daß diese ihre Hütten eifersüchtig gegen alles Insektenleben schützen und durch freigelegte Flächen isolieren. In den Pflanzungen lauern Puffotter und Brillenschlange, an die Tränke schleicht sich der geschmeidige Leopard und stürzt sich auf die schön gezeichnete Antilope. Der Elefant trottet in Herden durch den Sumpfwald, Stoßzähne von 150 Pfund als Wehr tragend. Das Pinselohrschwein sammelt die abgefallenen Kerne der Ölpalme. Auf den dürren Ästen der Wollbäume sitzt der Nashornvogel, und das Chamäleon läßt harmlos unter lärmenden Papageien seine



Mangrovendickicht bei Ebbe.

bunten Farben spielen. Die rotköpfige Eidechse, riesige Fledermäuse, Eichhörnchen, Honigsauger, die Kolibris der Alten Welt, farbenprächtige Schmetterlinge und gelbe Webervögel vervollständigen dieses lärmende und bunte durcheinanderschwirrende Gesamtbild.

Überall aber bis weit hinein sehen wir das mächtige Felsentor des Kamerungebirges und der Insel Fernando Po.

Die in Togo begehrte Kolanuß, der Kaffeebaum wachsen hier wild. Der eigentliche Dorfbaum ist die Banane, wohl von allen Nährpflanzen die ertragreichste. Sie bedarf keiner Pflege und übertrifft dennoch, nach der Grundfläche berechnet, die Kartoffel 40= und den Weizen 130fach. Ihre oft zentnerschweren Trauben mit nahe an 200 Früchten, die wie kantige Gurken aussehen und ein nahrhaftes, süßes und duftiges Mehl enthalten, sind auch in Europa schon bekannt genug. Die Banane bildet ganze Wälder. Sie ist einjährig, sendet aber aus derselben Knolle dreimal jährlich neue baumartige Stauden. Mit Recht heißt sie die paradiesische: Musa paradisiaca. Auch der Saft, die Stengel, das Holz sind verwertbar. Sie liefert eine Art von Manilahanf. Ihr zur Seite steht die Ölpalme, die hier ebenso wie die Reispalme gedeiht. Sie trägt bis 800 Früchte in einer Traube und überall im Inlande werden große Bestände entdeckt.

Angebaut werden Mais, Bataten, Maniok, Yams, Kakao, Erdnüsse, Ananas, Zichorien, Orangen, Mango, Papawa. Diese und andere Früchte werden in Massen zu Markte gebracht. Tabak wird zurzeit im Schutzgebiet selbst verbraucht, auch die Ausfuhr von Kaffee hat ziemlich aufgehört. Ingwer, Vanille, Zimmet und Baumwolle sind von den deutschen Plantagen=Unternehmern eingeführt worden, und ihr Anbau lohnt zum Teil in überraschender Weise. Ebenso wird der an 20 m hohe Guttaperchabaum, der den Gummi oder Kautschuk liefert und der Ausrottung zu verfallen droht, jetzt regelrecht angebaut. Somit ist denn dieser Kolonie der Stempel der Plantagenwirtschaft aufgedrückt, und Gebiete so groß wie ganz Bayern sind nach langen Verhandlungen an große Kompagnien, die Nordwest=Kamerun=, die Süd=Kamerun=, die Kamerun=Hinterland=Gesellschaft, ferner an die Deutsch=Ostafrikanische Handelsgesellschaft zur Aufschließung und Bewirtschaftung überlassen worden. Deren Konzessionen sind aber zum Teil einer nachträglichen Revision unterworfen worden.

Unter den Eingeborenen des Küstengebiets sind die Duala das

herrschende Geschlecht. Es sind große schöne Leute. Sie gehören zu dem großen Stamme der Bantuneger und sind hier um 1706 als Fischervolk eingedrungen. Es wird ihnen nicht viel Gutes nachgesagt. Rach- und Raubsucht sollen ihre hervorstechendsten Eigenschaften sein. Ihr Bemühen ging dahin, den Handel völlig zu monopolisieren. Jedoch ihre offenbare Lernbegierde, die sich durch den starken Zudrang zu den Regierungs- und Missionsschulen bekundet, läßt uns besser von ihnen denken und Besseres von ihnen hoffen, als sie ihren neuen Gebietern bisher geboten haben. Nichts lernt sich schwerer als gehorchen, wo man befohlen hat.

Schon im 15. Jahrhundert faßten Portugiesen hier festen Fuß, da die noch heute vergleichsweise sehr großen Elefantenherden der Urwaldregion eine ergiebige Ausbeute an Elfenbein boten. Die Hauptrolle spielt aber das Öl. Hießen doch die hier mündenden Ströme früher geradezu die Ölflüsse. Die Portugiesen nannten das Gebiet das Hochland des Amboses. „Eine Erfrischung für den Seemann" nennt es Dapper (Amsterdam, 1670). Auch die Holländer, namentlich aber die Engländer nisteten sich hier ein und trieben von ihren Hulks, im Strom verankerten alten Schiffen, aus einen regen Tauschhandel. Alte Uniformen, Messingringe, Messer, Baumwollenzeuge reizen die Begehrlichkeit der Naturkinder. Für billige Zierate, Perlen, Spiegel und Schnaps gaben die Neger ihre Schätze willig her. Der sogenannte Negerrum ist das schädlichste aller Gifte. Es hat nichts so verderbenbringend auf diese Bevölkerung gewirkt wie die Bekanntschaft mit dem Alkohol, und wirklich nennt denn auch Hugo Zöller vor etwa zwanzig Jahren insbesondere die Bewohner des englischen Hafens Viktoria die faulste und heuchlerischste Sippe, die es gäbe. Noch mehr gilt dies von dem nahen Bimbia.

Hieraus erklärt sich zum Teil die Möglichkeit jener Wirren, die unter dem Regiment unerfahrener Bureaukraten entstanden, aus denen aber das Bild der aufopferungsvollen Krankenpflegerin, der Schwester Anna Margarete Hesse, geb. Leue, um so versöhnender hervorleuchtet. Diese Dame starb am 24. Juni 1906 zu Werder a. H.

Aber die Natur dieses Gebirgslandes ist so gewaltig, daß dies hier wohnende Volk immer wieder aus ihrem Jungbrunnen neue Kräfte schöpfen kann.

Auch die Missionare haben der Verderbnis tapfer entgegengearbeitet. Sie sind seit 1840 hier tätig. Und zwar waren es englische Baptisten unter Saker, die durch die Spanier von Fernando Po vertrieben, die

Station Viktoria, und später auch dort vertrieben, Bethel Town stifteten und den Duala die Bibel in ihrer eigenen Sprache darboten. Daß die Neger Reis, Curry und Fleisch, auch bare Bezahlung für ihre Bekehrung forderten, ist allerdings für deren materiellen Sinn kennzeichnend. Von den Duala ist also wenig zu hoffen. Ihre gewerbliche Betriebsamkeit ist sehr gering. Als gleichsam privilegierte Händlerkaste überlassen sie die Ausübung der verschiedenen Handwerkszweige den wegen ihrer Geschicklichkeit namentlich als Schmiede an der ganzen Küste berühmten Evhe, unsern Schutzbefohlenen von Togo. Diese sind freie Leute und behaupten sich selbstbewußt und stolz neben den Duala, um so mehr, da unter ihnen nicht wenig portugiesische Mischlinge sich befinden.



Anna Margarete Hesse, geb. Leue.

Anders die eigentlichen Feldarbeiter. Dazu dienen den Duala, als den Grundherren, aus dem Innern herangeholte Sklaven, die ehedem bekanntlich gerade hier ein beliebter Exportartikel waren. Sie werden in besonderen Dörfern angesiedelt und in einer Art von Feudalherrschaft erhalten, welche an die Parceria-Sklaverei, die Halbpartwirtschaft, erinnert, denen sich die nach Brasilien verschleppten Deutschen unterwerfen mußten. Diese Sudanneger haben es vielleicht noch besser als damals die Deutschen. Sie können sich freikaufen und selbständiges Eigentum erwerben, sind auch an dem Besitz ihres Gebieters zum Teil erbberechtigt.

Andererseits sind die Duala, von denen die Hälfte, gegen 15000, allein in und um den Hafen von Kamerun zusammengedrängt lebten, außerordentlich gute Kaufleute, welche ihr Handelsmonopol sehr lange gegen die eindringenden Weißen zu behaupten verstanden. So gestatteten sie früher den Weißen keine festen Niederlassungen — an Land. Hierin

haben wir erst Wandel geschaffen, und zwar, wie wir in dem folgenden Abschnitt schildern, mit den Waffen in der Hand.

Zurzeit stehen erst etwa eine halbe Million der Einwohner dieses großen Schutzgebiets mit den neuen Herren in Berührung. Die Sudan- und Haussaneger des inneren Hochlandes sind ähnlich selbständig wie die des inneren Togogebietes. Auch sie sind zum großen Teil für den Islam gewonnen und von arabischen und berberischen Beimischungen durchsetzt. Ihr Einfluß ist im Wachsen begriffen, je mehr der Handel mit dem Innern zunimmt.

Weit weniger zugänglich für unsere Kultur dürften sich die eigentlichen Urbewohner dieses Gebiets, die Bojaëli, erweisen, welche die Zwerghaftigkeit der Akkaneger im sogenannten großen Urwald des Kongo mit der gelben Hautfarbe der Dahomeneger vereinigen. Wie die Akka sind auch die Bojaëli außerordentlich scheu. Sie leben als Jäger im Urwald ohne festen Wohnsitz, und auch ihren Tauschhandel betreiben sie, ohne sich mit den Europäern einzulassen.

Die Viehzucht ist ganz in Händen der Bakwiri, die an Zahl etwa den Duala gleichkommen. Sie sind ursprünglich ein ebenso unruhiger und kriegerischer Stamm, haben sich aber in letzter Zeit als friedliche, willige und tüchtige Lohnarbeiter bewährt und die Duala zu ihrem Beispiel bekehrt. Sie vertrauen dem Gouvernement in allen Streitigkeiten mit weißen Händlern und erbitten Rat bei Anlage guter Straßen. Auch fangen sie an, guten Löhnen Geschmack abzugewinnen, um so mehr, da ihnen ihr beträchtlicher Gewinn am mühelosen Zwischenhandel durch die von der Firma Woermann im Inneren angelegten, mit Waffengewalt gehaltenen Faktoreien zum großen Teil entzogen wurde. Infolgedessen wird der sehr teure, wenn auch außerordentlich schätzbare blauschwarze Kruneger aus Liberia immer mehr entbehrlich. Aus diesen rekrutierten sich bisher unsere Schutztruppe und unsere Trägerkolonnen. Sein Element ist vielmehr die See, wo er sich als der beste Matrose dieser Küsten bewährt und sie äußerst ungern verläßt.

Auch die Weineger werden als Arbeiter eingeführt und bewähren sich für den Dienst im Binnenlande.

Unter den Eingeborenen unterscheidet man noch den Bomboko, Bantanga, Malimba, Edia und Bakoko, der am Mwelle angesessen ist.

Bei allen herrscht die Vielweiberei. Die Frauen werden hier ebenso wie in Togo gekauft. Sie gelten als Kapitalanlage. Da hier der

Geldwert ein geringerer ist als in Togo, so ist auch der Preis der Frau hier ein vielfach höherer. Indessen ebenso wie der Feldsklave genießt auch die Frau einen hohen Grad von Selbständigkeit. Freilich muß sie sichs gefallen lassen, nicht bloß ge- und verkauft, sondern auch in Pfand gegeben zu werden. Es gibt Duala, die an hundert Frauen ihr eigen nennen, was ungefähr einem Vermögen von ebenso vielen tausend Mark gleichgeachtet wird. Und wenn der glückliche Ehemann Geld braucht, so



Kanuhafen in Duala. Phot. Carl Müller.

nimmt er gleichsam eine Hypothek auf diese seine „besseren Hälften" auf. Bleiben Ertrag und Zins aus, so wandern die Frauen, die außerordentlich flotte Arbeiterinnen sind, in den zeitweiligen Besitz des Gläubigers über, der sie dann vermieten kann. Ebenso wird oder wurde die Frau als Pfand für Steuern und Geldstrafen in Zahlung genommen. Hierauf begründet sich die Einrichtung der sogenannten „Pfandweiber", welche im Falle des Kanzlers Leist eine so bedeutende Rolle spielte. Deutscherseits ist diese Einrichtung seitdem in Verruf gekommen. Ebenso ist von seiten der deutschen Schutzbehörde den Dualas das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven aberkannt worden. Daß aber dadurch den

leider hier noch üblichen Menschenopfern ein Ziel gesetzt worden wäre, wird wohl noch nicht so unbedingt ausgesprochen werden können.

So erzählt Oberleutnant Radtke im „Kolonial=Blatt“ von einem zahlreichen Stamm von Menschenfressern in Kamerun, und man erkennt aus dessen Schilderung, daß es, wie schon Schweinfurth berichtete, auch den Kannibalen keineswegs an Kultur fehlt. Und auch anderes in seiner Schilderung ist für die Verhältnisse dieser kleinen, von uns vielfach aufgehobenen Königreiche bezeichnend. Er brach im Januar 1901 auf, um mit den Byrrehäuptlingen jenseit des Sanaga Verbindung anzuknüpfen. Doadorf, ihr Hauptort, liegt auf einer etwa 2 km langen, zumeist 300 bis 600 m breiten, zur Hälfte bewaldeten Insel im Sanaga; dicht oberhalb befindet sich noch eine unbewohnte bewaldete Insel. Das Wasser ist stark mit Felsen durchsetzt, doch ist eine Durchfahrt für Kähne überall vorhanden. Das Dorf, gut gebaut, zählt gegen 800 Seelen. Das Gebiet oder „Königreich“ Doas erstreckt sich westlich und östlich des Sanaga je einen reichlichen Tagemarsch ins Land hinein, am Sanaga entlang nach Norden etwa einen Tagemarsch, nach Süden etwa zwei Tagemärsche. Die Bevölkerung besteht aus einem Gemisch von Wutevolk mit Keperre= und Sekebumvölkern; in dem Gebiete östlich von Sanaga sitzen kleine Byrrehäuptlinge, die von Doa schon lange unterworfen sind und sich unter seiner Herrschaft wohlfühlen. Doas Farmen jenseit des Sanaga sind gut angebaut, zahlreiche Ölpalmen, auch Gummipflanzen sind vorhanden. Bei seinem Volke ist Doa zweifellos beliebt, bei den freien Byrrevölkern ist er seiner zahlreichen Fehden wegen sehr gefürchtet. Von Doadorf marschierte Radtke nach Maja. Überall ist das hügelige, von wenig Busch durchzogene Byrreland reichlich angebaut. Wasser ist genügend vorhanden, wohin man sieht, liegen Höfe, umgeben von großen Farmen. Diese Sitte des Wohnens sowie auch die Bauart der Häuser entspricht der der verwandten Jaundes. Nach der Wutegrenze zu findet man runde Hütten zahlreicher, sonst sind sie vereinzelt. Nur der Hof der Häuptlinge verdichtet sich zu einem kleinen Dorf. Der Menschenreichtum ist groß; in allen Dörfern erscheinen die Häuptlinge von mehreren hundert Männern begleitet. Anfangs war die Furcht groß, einen Weißen hatte man noch nicht gesehen. Lief man nicht fort, so erwartete man ihn wenigstens in dichtgedrängten Menschenknäueln, die Augen scheu zu Boden geschlagen. Sobald sie aber Zutrauen gefaßt und den Zweck der Expedition erfahren hatten, schlug ihre Scheu in laute Begeisterung

um. Unser Offizier, der gekommen war, um den ewigen Fehden ein Ende zu machen, wurde wiederholt von mehreren hundert Menschen stundenlang begleitet, die nicht müde wurden, ihm zuzurufen: „He, He, Hem bon", was etwa bedeutet: „Heil, Heil dem Häuptling!" Die Byrres sind in wenige Stunden auseinanderliegende Stämme gegliedert, die untereinander in der Regel in Fehde leben; daher auch die öden Grenzstreifen zwischen den Stämmen, wo der Weg zuweilen aufhört. Wer in der Fehde gefangen oder getötet wurde, wird verzehrt. Die Köpfe dieser Schlachtopfer dienen dann, teils in die Erde vergraben, teils auf Pfähle gesteckt, zur Abgrenzung des Versammlungsplatzes. Beschränkt sich diese Sitte im allgemeinen wohl auf seltenere Gelegenheitsfälle, so scheint sie hier im Nangalande einen recht erheblichen Umfang gewonnen zu haben. Das Nangavolk ist ja wohl nur ein eigenartig entwickelter Zweig des Byrrevolkes; die Spuren ihrer verheerenden Sklavenraubzüge hat Radtke im Byrrelande wiederholt getroffen. Häuptling Abalekanga hatte kurz vor Radtkes Ankunft einen Haussahändler mit sechs Trägern aufgegessen, der bei Beginn des Wokkefeldzuges hierher geflohen war; Knochenreste fanden sich noch im Versammlungshaus. Trotzdem hält Oberleutnant Radtke die Byrres, denen Gewehre noch völlig unbekannt sind, für verhältnismäßig leicht zu leiten, vorläufig allerdings sind sie noch sehr scheu.

Die Duala haben keine Religion neben dem grausamen Fetischdienst. Sie sind außerordentlich abergläubisch und ganz der unberechenbaren Willkür der Zauberer und Giftmischer untertan. Auch erkennen sie kein gemeinsames Oberhaupt an. Ihre Kings oder Könige sind Dorfschulzen und Großhändler, unter denen wenig Zusammenhang besteht. Diese Zersplitterung gibt am letzten Ende den mohammedanischen Sudanesen, die weit geschlossenere Staatengebilde haben und, da sie Pferdezüchter sind, mit einer gut geschulten Reiterei auftreten, das politische Übergewicht. Jedoch behaupten die Bantuneger das Waldland, dessen Rand als Grenze zwischen den Bantu und dem Sudanstamme angesehen werden kann.

Eine gewisse Staatenbildung, mit der wir zu rechnen haben, ist durch die eindringenden Sudanesen hier geschaffen worden, welche sich das uns so wichtige Hochland Adamaua unterwarfen. Die Kultur des Islam ist diesen Naturvölkern außerordentlich sympathisch, und die mohammedanische Priesterschaft mit ihren Sultanen setzen sich ohne weiteres zu



Fetischtänzer und Götzenbild.

politischen Gebilden zusammen. So erkennen die Fulbe die Oberherrschaft des Emirs von Yola am Benuë an, und dieser entrichtet einen Tribut an den Sultan von Ssokoto zwischen Benuë und Niger. Dr. Kurt Hassert in seinem trefflichen und ausführlicheren Buche „Deutschlands Kolonien" bezeichnet diesen letzteren geradezu als Fulbekaiser. Sein Einfluß soll aber dem Deutschen zu weichen beginnen und ihn veranlassen, sich auf das Gouvernement zu stützen. Die Ursache liegt nahe. Die Engländer haben vor zehn Jahren den Emir von Yola, der ihrem Handel sich hinderlich in den Weg stellte, vertrieben und dafür einen Bruder desselben eingesetzt. Danach ist man zu der Annahme berechtigt, daß diese Herrscher Innerafrikas in Zukunft gelindere Saiten aufziehen werden, welche der Bereitwilligkeit ihrer Völker entsprechen, mit den Weißen und untereinander in Frieden zu leben.

Ihre Karawanen machen in unseren Häfen ein gutes Geschäft mit Gummi, Elfenbein, Lederarbeiten, Pferden und Eseln.

Adamaua bildet die Wasserscheide zwischen dem Benuë und den dem Schari und Tsadsee zufließenden Strömen. Es zählt viele volkreiche Städte. So hat Ngaundere 30000, Yola 20000, Tibati 12000 Einwohner; Tikar, Banyo, Bubandjika sind ebenfalls namhaft. Es sind Brennpunkte des Verkehrs und Warenumsatzes und durch Wall und Graben befestigt, welche zugleich das nötige Ackerland mit einschließen. Die Fulbe üben die Herrschaft über die umwohnenden Bouluneger aus und verkaufen diese als Sklaven nach dem Sudan. Die große Expedition unter Hauptmann Dominik, welche 1901 ins Werk gesetzt wurde, hat darüber Klarheit verschafft, inwieweit Deutschland auf dem eigenen Gebiet hiergegen einzuschreiten haben wird.

Im Mai 1904 fand am Crossfluß nahe der englischen Grenze ein Aufstand statt; die Banyoncho töteten den Grafen v. Pückler-Limpurg, der dorthin eine Expedition unternommen hatte; auch die Angestellten der Nordwest-Kamerun-Gesellschaft ereilte ein gleiches Schicksal. Viele Faktoreien wurden zerstört.

Hier stellte der Bezirkshauptmann Geo A. Schmidt von Edea die Ordnung wieder her.

Auch fand April 1905 bei Kam im Sango-Ngoko-Gebiet, zwischen Njong und Dsesa ein Aufstand statt. Die Jebekolle erhoben sich. Die Dampferexpedition der Gesellschaft Süd-Kamerun hatte diese Bevölkerungen erschreckt.

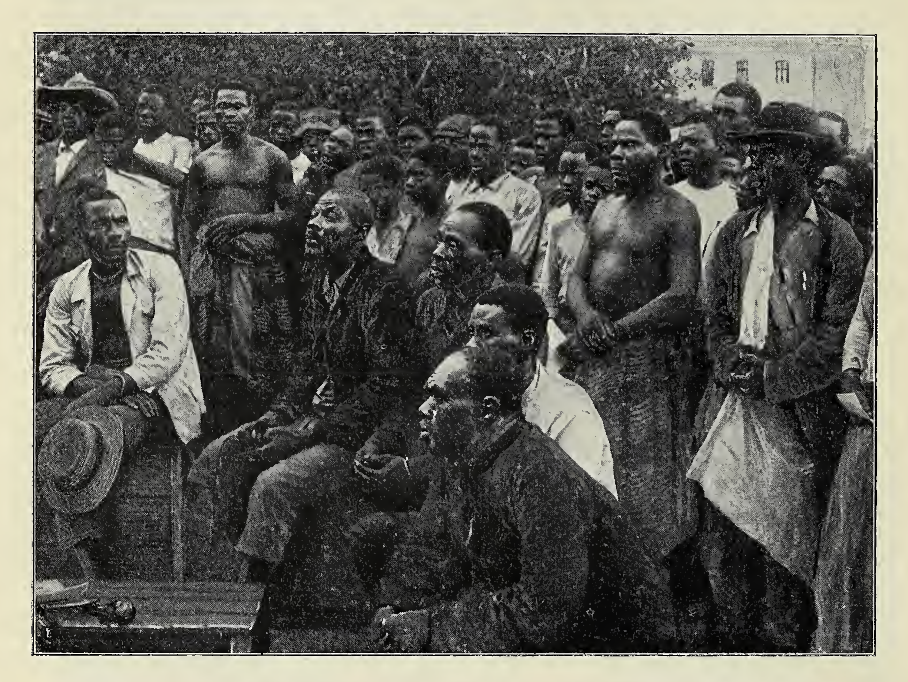


Gerichtsverhandlung in Kamerun.

Phot. Carl Müller.

Im großen und ganzen aber läßt sich die Bevölkerung gut an. Besonders genoß der Bezirkshauptmann Dominik von Jaunde ihr Zutrauen, dem es 1907 gelang, die Makka-Häuptlinge am Njong zu einer friedlichen Unterwerfung zu bringen. Er begann eine für Automobile fahrbare Straße Nangobokko-Bertua an die Quellen des Gume.

Dem Auto scheint in unserer Kolonie überhaupt eine große Zukunft bevorzustehen.



Negerhäuptlinge bei einer Gerichtssitzung. Phot. Carl Müller.

Die verdienstvolle Firma Randad & Stein, welche bei Dehane am Njong eine Pflanzung hat, dehnt ihre Handelsbeziehungen bis an den Tsadsee aus, der erst jüngst von dem englischen Leutnant Boyd-Alexander zum ersten Mal von der englischen bis zur französischen Seite durchquert wurde. Es ist eine Wüstenei von Schilf und Moskitos. Der Forscher mußte nächtelang stehend im Wasser zubringen, um sich gegen diese Plage zu schützen.

In diesen Regionen von Bornu finden auch noch Grenzregulierungen statt.

Auch hier bilden wie in Togo Kautschuk und Palmkerne die Hauptausfuhrartikel. Es folgen dann Kakao, Elfenbein und Palmöl mit beträchtlichen Ziffern. Ferner werden kostbare Hölzer, darunter das Farb- und Ebenholz, Kopalholz, Mahagoni, Kokosnüsse, Balsam, etwas Kaffee und Kalabarbohnen exportiert. Im ganzen betrug die Ausfuhr des Jahres 1905 über 9 Millionen Mark gegen 7½ im Jahre 1904. Die Einfuhr betrug 13 Millionen Mark gegen 9 im Vorjahre. Deutschland nimmt mit 83 und 73 Prozent daran teil. Die Zölle belaufen sich auf 2,5 Millionen und der Reichszuschuß auf 2,9 Millionen Mark. Die Steuern mit 237 000 Mark kommen kaum in Betracht. Leider sind Bier und Spirituosen dabei nicht wenig beteiligt. Der Verkehr mit Europa wird durch die Woermann-Linie, die British and African Steam Navigation und die African Steamship Company vermittelt, welche monatlich je einmal hier anlaufen, im Inland durch unsere Post mit der Hauptstation Kamerun und den Agenturen in Kribi, Rio del Rey, Buëa und Viktoria. Sie vermittelte während des letzten Betriebsjahres 392 000 Briefe usw., 3 Millionen Mark in Anweisungen und 14 000 Pakete.

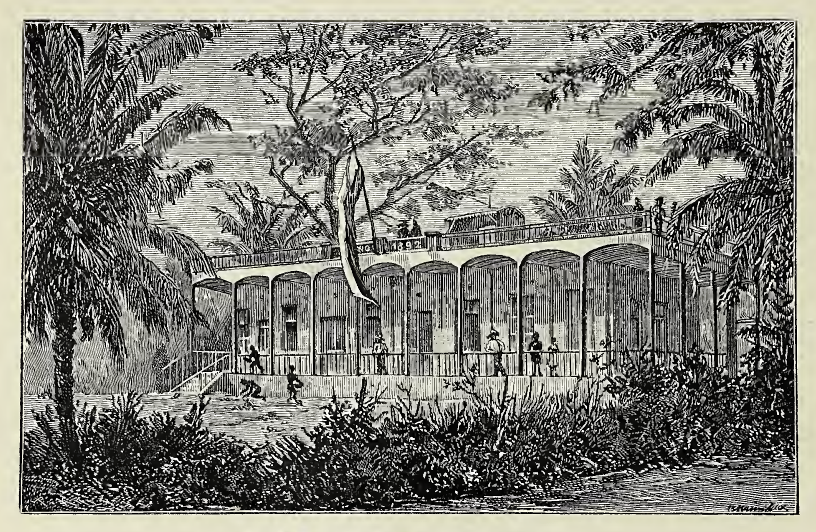
Infolge der Anregungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees sind viele Millionen auf Kautschukanpflanzungen verwendet worden, gestützt auf die Erfolge in den Versuchsgärten namentlich in Viktoria. Dort wurde auch eine Landungsbrücke und ein Schwimmdock gebaut. Die Küste ist mit Leuchtfeuern ausgestattet.

Außer den schon genannten Gesellschaften bestehen in diesem Schutzgebiet noch die Geschäftshäuser der Basler und der Baptistenmissionen, ferner die Firmen J. Weiler und Woermann & Co., beide in Malinde, Randad & Stein in Campo und Lungji, Karl Maaß und die Bremer West-Afrika-Gesellschaft, beide in Kribi, Küderling & Co. in Campo, außerdem drei deutsche Plantagen und acht englische Faktoreien.

Die weiße Bevölkerung betrug am 1. Januar 1906 890 Personen, gegen 826 im Vorjahr und 528 im Jahre 1901. Darunter befanden sich nur 102 weibliche Personen und 37 Unerwachsene. 773 sind Deutsche, 45 Engländer, 39 Amerikaner und 16 Schweizer. Ansiedler und Pflanzer sind es 141 gegen 108 im Vorjahr, Kaufleute 283 gegen 268. Die Zahl der Handwerker ging von 33 auf 22 zurück, weil die Eingeborenen sich des Handwerks mit Eifer und Geschick annehmen und in unseren Schulen herangebildet werden. Die Schutztruppe wird auf 10 Kompagnien gebracht.

Die Weißen verteilen sich auf Duala 156, Viktoria 159, Kribi 74, Edea 30, Jaunde 41, Buëa 97, Rio del Rey 12, Campo 12, Ossindinge und Bascho 18, Johann-Albrechtshöhe 22, Jabassi 10, Lolodorf 21, Ebolowa 33, Bamenda 22, Fontemdorf 12, Banja 6, Joko 9, Ssangangoko 40, Adamaua-Bornu 20.

Auch die Gesundheitsverhältnisse unter den Weißen haben sich dank der vorbeugenden Chininanwendung gehoben. Die Pockenimpfung wird eifrigst betrieben. Dysenterie, Malaria und Schwarzwasserfieber kommen am meisten vor. Es starben 1905/6 nur 6 (gegen 17 im Vorjahr), was



Das Krankenhaus in Kamerun.

einer Sterblichkeit von 13 auf das Tausend entspricht. Edea scheint ganz immun zu sein, und die Gebirgsgegend von Mao Kam für Weiße ein wahres Eden.

Die Pflanzungen beschäftigen zurzeit schon 7000 einheimische und fremde Arbeiter ohne die Weißen.

In Viktoria und Duala befindet sich je eine Regierungsschule mit je über 200 Schülern, einem weißen und mehreren eingeborenen Lehrern. Dazu eine Fortbildungsschule.

Auf dem Missionsfelde standen 52 Männer, 24 Frauen und drei Fräulein mit 250 eingeborenen Gehilfen auf 223 Außenstationen.



Die Bucht von Viktoria, Kamerun.



Der erste Kampf in Kamerun.

Am 19. Dezember 1884 lagen vor der Mündung des Kamerun-Flusses die deutschen Kriegsschiffe „Olga" und „Bismarck" unter dem Kommando des Admirals Knorr. Endlich, endlich waren deutsche Kriegsschiffe hier erschienen, als Helfer in höchster Not, leider nicht als Retter. Auf den Kriegsschiffen herrschte unter den Mannschaften eine gewaltige Erregung. Man wußte es, daß am nächsten Tage eine Strafexpedition gegen verschiedene Häuptlinge an Land unternommen werden würde, und die Bemannung der Schiffe freute sich auf den Moment, in dem sie zum erstenmal ein wirkliches Landungsmanöver gegen einen wirklichen Feind mitmachen sollte. Die Häuptlinge von Joß-Stadt, von Dido-Stadt, Eckre-Stadt und Aqua-Stadt mit ihren schwarzen Scharen führten Säbel, Revolver und sogar vortreffliche Hinterlader, die sie sehr gut zu handhaben wußten. Sie hatten auch Munition im Überfluß, und so waren sie denn ganz gefährliche Gegner, mit denen man keine leichte Arbeit haben würde. Dazu kam, daß sie natürlich das Terrain besser kannten als die Matrosen, und dieses Terrain war so recht geeignet, einem Angreifer Fallen zu stellen. Es war bergig, sehr stark mit Buschwerk, mit Palmenwäldern und mit abscheulichen Mangrove-Bäumen bewachsen, welche von ihren Ästen Wurzeln nach abwärts senden, aus denen wieder neue Stämme emporwachsen, bis ein ganz undurchdringliches Dickicht entsteht, in das nicht einmal die Sonne hineinzudringen vermag. Auf dem Achterdeck des Kriegsschiffes „Olga" waren gegen Abend in der Freizeit die Mannschaften versammelt und lauschten der Erklärung, die ihnen von einem Bootsmannsmaat zum Verständnis der kommenden Dinge gegeben wurde.

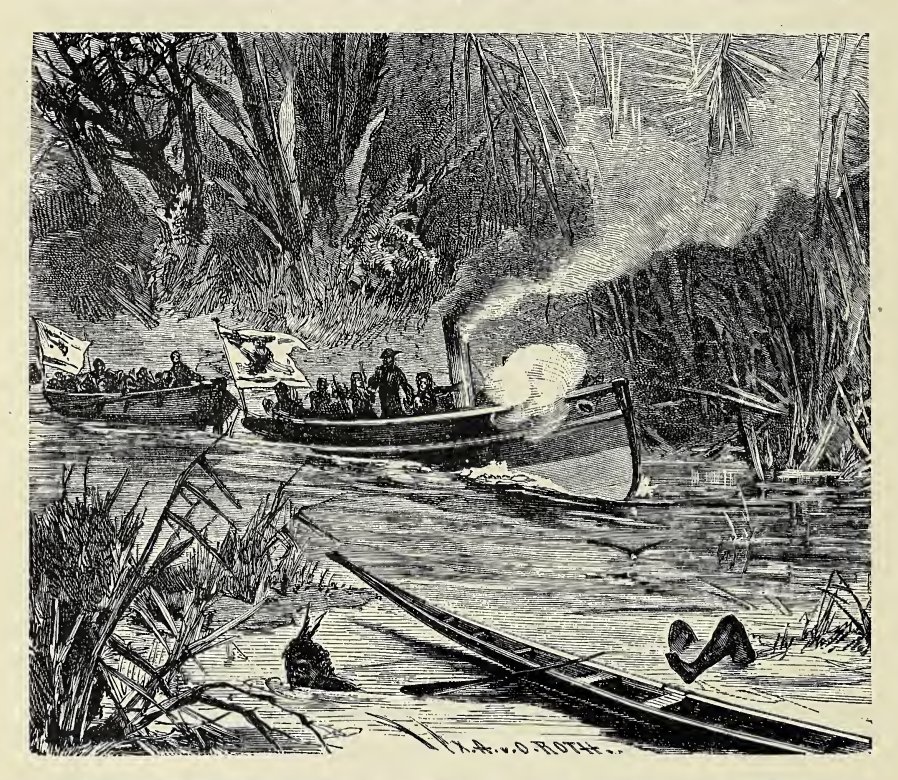
„Doktor Nachtigal ist also voriges Jahr im Juli hier gewesen und hat die deutsche Flagge geheißt. Er hat mit den Häuptlingen Verträge

abgeschlossen, die auch von allen unterschrieben worden sind. Am entgegenkommendsten hat sich der Häuptling der Bell-Stadt, der sogenannte »King Bell« gezeigt und nicht allein für sich, sondern auch für die unter ihm stehenden Häuptlinge den Vertrag mit dem Deutschen Reich unterschrieben. Dort drüben liegt die Bell-Stadt, und King Bell mit seinen Leuten ist noch heute unser Freund. Er hat sogar wegen der Freundschaft mit Deutschland mancherlei Böses erlitten und viel Schaden gehabt. Dort drüben auf der anderen Seite des Kamerun-Flusses liegt die Stadt Eckre, deren Häuptling ein Untergebener des Königs Bell ist. Dieser Häuptling war nicht anwesend, als der Vertrag unterschrieben wurde, und behauptet, gegen das Deutsche Reich keine Verpflichtungen zu haben. Unter den verschiedenen Häuptlingen in Kamerun, welche sich gern Könige nennen, herrscht viel Eifersucht, und alle Monate gibt es Krieg. Bald gehen Aqua-Stadt und Bell-Stadt gegen Yoß-Stadt und Dido-Stadt, dann wieder Dido- und Yoß-Stadt gegen Aqua und Eckre. Bei den Kriegen geht man nur darauf aus zu plündern, ein paar Leute totzuschlagen und den weißen Leuten, die hier wohnen, das Leben schwer zu machen. Der Häuptling von Eckre wollte sich schon lange vom König Bell freimachen. Er stiftete deshalb die Häuptlinge von Dido, Yoß und Aqua zu einem Kriege an. Es sind hier auch wahrscheinlich von englischer Seite allerlei falsche Nachrichten über Deutschland verbreitet worden. Die englische Regierung trägt wohl nicht die Schuld daran; aber die hiesigen Engländer wollen es nicht dulden, daß Deutschland hier Besitz hat. Sie haben den Negerhäuptlingen vorgeredet, daß Deutschland keine Kriegsschiffe besäße und überhaupt über kein anderes Schiff als die „Möve", mit der Doktor Nachtigal hier war, verfüge. Die dummen Kerle haben das geglaubt und haben sich infolgedessen zu einem Bündnisse zusammengezogen, das sich sowohl gegen den König Bell und die Deutschen wie am letzten Ende gegen die Weißen überhaupt richtet. Die verschiedenen Häuptlinge sind zu einer Verschwörung zusammengetreten, und dabei sollen sie eine Sklavin lebendig verbrannt haben, und jeder der anwesenden Häuptlinge hat sich etwas von der Asche auf die Zunge gestreut, zum Zeichen, daß er über das Geheimnis schweigen wolle. Das sind die schönen Kulturblüten ihres Fetisch- und Zauberwesens. Dann haben sich die Häuptlinge von Yoß, Eckre, Aqua und Dido durch Sangele-Trinken miteinander vereinigt, sie haben sich jeder in den Arm geritzt und die anderen Blut aus der Wunde trinken lassen. Den König Bell haben sie

in seiner Stadt wiederholt bedroht. Sie haben Bell-Leute gefangen genommen, haben Boote der Bell-Leute auf dem Fluß überfallen und beraubt, sie haben auch untersagt, daß die Deutschen mit König Bell Handel trieben, und haben verschiedene, den Faktoreien gehörige Kutter, die mit Waren beladen waren, geplündert. Die deutsche Faktorei gehört Woermann in Hamburg, und ein gewisser Pantänius aus Lübeck ist Vorsteher der Faktorei. Dieser hat es verstanden, sich bisher der Neger, unter denen die Joß-Leute die schlimmsten sind, zu erwehren. Sie sind wiederholt bei ihm erschienen und haben ihn mit dem Tode bedroht, wenn er ihnen nicht größere Quantitäten Rum ausliefere. Zweimal haben sie versucht, ihn zu überfallen, zum Glück kam immer Hilfe, das erstemal war es ein englisches Kanonenboot, ein anderesmal befand sich auf der Faktorei als Besuch ein Basler Afrikareisender, welcher 80 zuverlässige Neger aus Ober-Guinea bei sich hatte. Auch gegen die anderen Weißen haben sich die Joß-Neger große Unverschämtheiten erlaubt. Sie haben den Handel ganz und gar verboten, sie haben auch einen englischen Kaufmann gefangen genommen, bis ein wegen einer Schuld von einem anderen Engländer gefangen genommener Neger aus Dido-Stadt freigelassen wurde. Es muß den Negern gezeigt werden, daß Deutschland kräftig genug ist, seine Kaufleute zu schützen. Wir werden deshalb morgen eine Landung machen, um diejenigen zu ermitteln, welche den Handel stören und überall die Nachricht verbreiten, das Deutsche Reich habe keine Schiffe, und man brauche ihm nicht zu gehorchen. Gewalt wird nur angewendet werden, wenn die Neger selbst Gewalt gegen uns gebrauchen."

Mit leicht begreiflicher Erwartung begab sich die Besatzung der Kriegsschiffe „Olga" und „Bismarck" an jenem Tage zur Ruhe. Der nächste Tag brachte vielleicht ein Gefecht, wenn die Neger töricht genug waren, sich der Landung der Deutschen zu widersetzen. Als am nächsten Morgen „Reise" (d. h. rise, aufstehen) und „Hängematten auf" befohlen wurde, eilten selbst die Langschläfer sogleich an Deck, weil man jeden Augenblick den Befehl zum Landen vom Flaggschiff erwartete. Aber erst lange Zeit nach dem Frühstück, gegen 9 Uhr morgens, ging das Flaggensignal auf dem „Bismarck", auf dem sich Admiral Knorr befand, in die Höhe. Auf den Kriegsschiffen wurden die Boote ausgesetzt und mit Geschützen, Handwaffen, Munition, Wasser, Proviant, Segeln, Masten, Verbandzeug, Tragbahren usw. versehen. Es waren 330 Mann mit vier Landungsgeschützen, welche in den Pinassen, Barkassen und Kuttern an

Land gingen. Zwei kleine gemietete Dampfer schleppten die Kutter. Der Weg ging auf die Stadt Eckre zu, wo man am Tage vorher noch eine ziemlich starke Bewegung der Eingeborenen beobachtet hatte. Man erwartete schon bei der Landung beschossen zu werden; aber es ließ sich kein Feind sehen. Schnell wurden die Geschütze ausgeschifft und in die Landungslafetten gesetzt. Matrosen spannten sich vor, und die Landungs-



Landung der Mannschaften von der „Olga" unter Kapitänleutnant Riedel zur Rettung des Woermannschen Agenten Pantänius in Bell-Stadt.

kompagnien formierten sich zum Gefecht. Rasch avancierte die Truppe auf Eckre, das von den Deutschen besetzt wurde, ohne daß sie Widerstand fanden. Die Stadt erwies sich als eine außerordentlich saubere Negeransiedelung, deren Hütten aus sauber geflochtenen Matten bestanden und im Schatten von Kokospalmen und Pisangbäumen lagen. Majoka und Yamsfelder sowie Bananen-Anpflanzungen bewiesen, daß die Neger auch etwas vom Ackerbau verstanden. Während man noch in Eckre

wartete, was geschehen sollte, kam ein Bote vom König Bell mit der Mitteilung, daß die Joß-Leute Bell-Stadt überfallen und besetzt, den Faktoreivorsteher von Woermann, den bereits genannten Kaufmann Pantänius, gefangen genommen und mit sich geschleppt hätten. Sofort setzten sich 60 Mann unter Kapitänleutnant Riedel mit voller Fahrt nach Bell-Stadt zu in Bewegung. Bell-Stadt liegt oben auf einem Plateau. Als man an dessen Fuße landete, knallte und krachte es aus allen Büschen und von der Stadt her; die 60 Deutschen wurden mit einem gutgezielten Gewehrfeuer empfangen. Schon bei der Landung stürzte tödlich getroffen der freiwillige Matrose Bugge zu Boden, und bald lagen weitere Schwerverwundete niedergestreckt. Die Landungsgeschütze sprachen ein ernstes Wort mit und feuerten mit gutem Erfolg nach Bell-Stadt und auf die Büsche, hinter denen die Neger sich verborgen hielten. Die Deutschen mußten aber auf das Plateau hinauf und waren dabei ganz ungedeckt. Sieben Verwundete ließen sie zurück, ehe sie das Plateau erreichten, und hier wurden sie von einer zehnfachen Übermacht von allen Seiten beschossen.



Rudolf Bugge aus Detmold.

Die Munition beginnt den Deutschen knapp zu werden, sie haben zu befürchten, daß der Rückzug zu ihren Booten ihnen abgeschnitten wird. Da erscheint Hilfe vom „Bismarck", und jetzt fliehen die Neger nach allen Seiten, Tote, Verwundete und Gefangene zurücklassend. Aber noch ist die Arbeit nicht vollendet. Jetzt nachdem die Neger kriegsmäßig Widerstand geleistet hatten, nachdem brave deutsche Jungen als Opfer gefallen sind und ihr Blut vergossen haben, heißt es, dem Feind einen

gehörigen Denkzettel geben, und besonders gilt es, die Joß-Leute zu züchtigen. Sofort wenden sich die Kolonnen nach Joß-Stadt hinüber und stoßen auch bald auf den Feind, der den Aufstieg zum Plateau, auf dem die Joß-Stadt liegt, streitig macht. Hier sind es aber die wohlgezielten Granaten der Landungsgeschütze, welche den Joß-Leuten klar machen, daß die Flucht für sie das Beste ist. Sie fliehen hinauf nach der Stadt, und auch diese wird mit stürmender Hand von den Deutschen genommen. Leider gelingt die Rettung des Faktoreivorstehers Pantänius



King Bells Palast.

nicht. Die Schwarzen schleppen ihn mit sich und ermorden ihn. Die Joß-Stadt geht in Flammen auf! Eine Brandstelle bezeichnet den Ort, an welchem die Joß-Leute früher wohnten und den Kampf gegen die deutsche Macht beschlossen. Von den verwundeten Deutschen starb zum Glück keiner, und stolz auf ihre Erfolge kehrten die Landungsmannschaften auf ihre Schiffe zurück. Um aber auch den Eckre-Leuten einen Denkzettel zu geben, wurde schon zwei Tage darauf auch gegen sie eine Strafexpedition unternommen. Der Ort wurde durch Granaten in Brand gesteckt und dem Erdboden gleichgemacht. Am Nachmittage dieses Tages

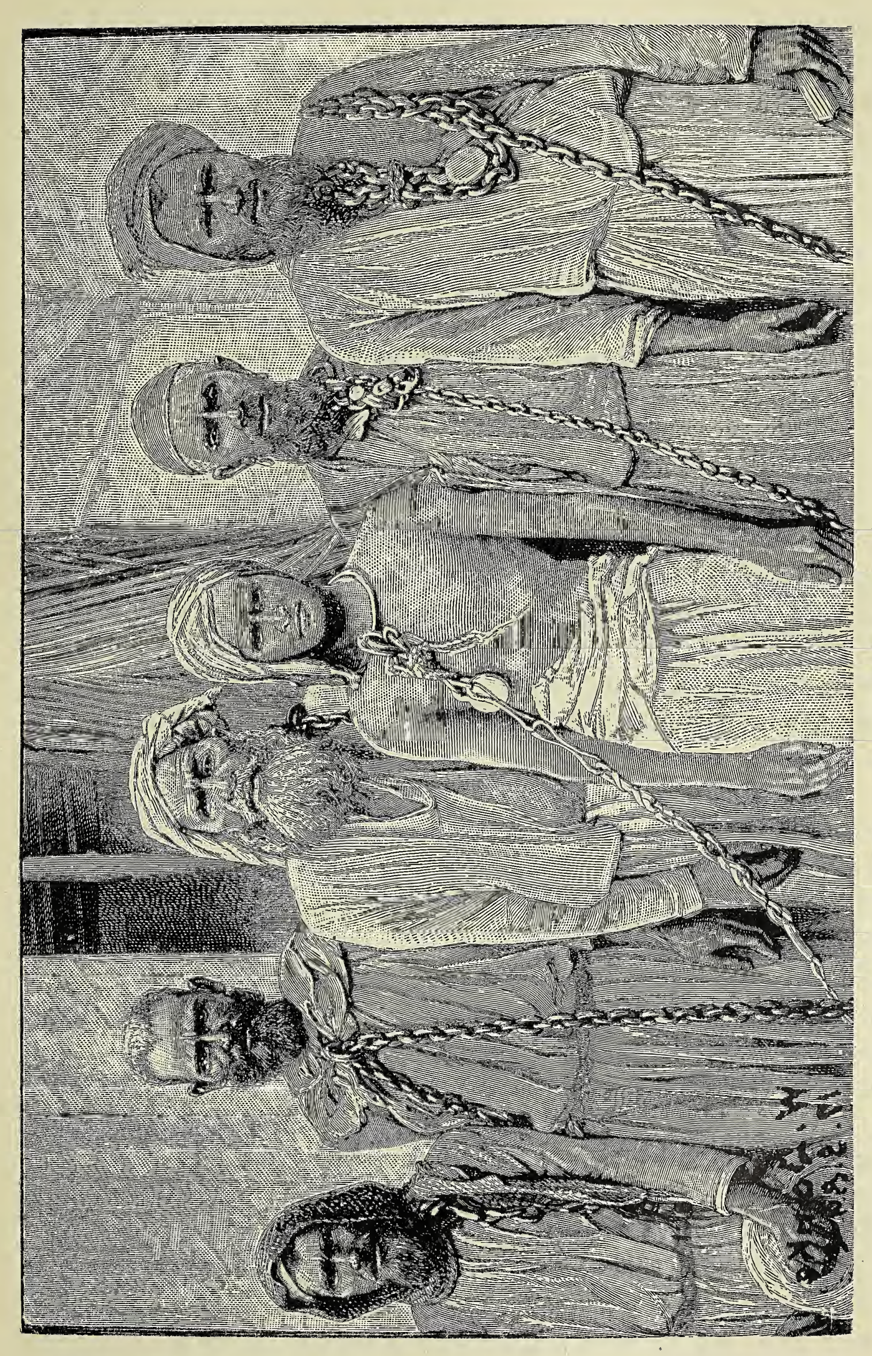
lieferten die zur Vernunft gekommenen Häuptlinge die Anstifter der Verschwörung und der Feindseligkeiten gegen die Deutschen aus, und natürlich verfielen die Rädelsführer der verdienten Strafe. Die Kriegsschiffe blieben vor Kamerun, bis sie durch die „Ariadne" und die „Gneisenau", die von Sansibar her ganz Afrika umsegeln mußten, abgelöst wurden. Nachdem auch noch die Kreuzer „Habicht" und „Carola" vor Kamerun gewesen und hier ihre Macht gezeigt hatten, sahen die Häuptlinge und ihre Leute ein, daß Deutschland doch noch über andere Schiffe verfügt als über die „Möve", und wohl imstande ist, Frevel, die an seinen Untertanen verübt, und Beleidigungen, die einem Deutschen zugefügt wurden, mit starker Hand zu strafen.

Deutsch-Ostafrika.

Im Osten des afrikanischen Erdteils, unmittelbar südlich vom Äquator, bis zum 12. südlichen Breitengrade, liegt unser größtes Schutzgebiet. Im Osten begrenzt es der Indische Ozean, an dem wir eine Küste von mehr als 700 km, der Länge des deutschen Rheins entsprechend, besitzen. Im Westen begrenzen unser Gebiet die großen innerafrikanischen Seen, der Tanganyika und der Nyassa.

Es ist beinahe zweimal so groß wie das Deutsche Reich und umfaßt nahezu eine Million, genauer 995 000 qkm. Im Norden schließt es Afrikas höchstes Gebirge, den bis zu 6 000 m hohen Kilimandscharo und die Hälfte des Viktoria Nyansa, auch bloß Viktoria oder Ukerewe genannten Sees mit ein. Im Süden bildet der ganze Lauf des Ruwuma die Grenze. Unser Gebiet stößt also im Süden an das portugiesische Mosambik und an Britisch-Zentralafrika, im Westen an den Kongostaat, von dem es durch den langhingestreckten Tanganyika getrennt ist, und im Norden wiederum an ein Stück Britisch-Ostafrika. Die vorliegenden Inseln Pemba und Sansibar hat sich England gesichert. Uns ist dagegen die allerdings wenig wertvolle Insel Mafia gegenüber dem Delta des schiffbaren Rufidschi verblieben.

Auch an der Küste, der Mrima, hatten zuerst die Portugiesen im Kampfe mit den Arabern ihre Handelsmacht errichtet und waren 1740 durch den Iman von Maskat und Sansibar vertrieben worden, dessen Herrschaft sich indessen nicht auf das Innere erstreckte. Die Häuptlinge dieser Stämme waren also in der Lage, mit der späteren „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft", welche 1884 durch den Grafen Behr-Bandelin und den damals 27jährigen Karl Peters in Berlin ins Leben gerufen worden war, Verträge abzuschließen. Dr. Peters, Graf Pfeil und



Gefangene arabische Sklavenjäger.

Dr. Jühlke hatten im Auftrage dieser Gesellschaft die Häuptlinge von Useguha, Nguru, Usagara und Ukami am Rufidschi besucht und sie zu einem Abkommen bewogen. Die Reichsregierung hatte darauf der Gesellschaft für diese Erwerbungen am 27. Februar 1885 einen Kaiserlichen Schutzbrief erteilt.

Was die friedliebenden Negervölker vor allem veranlaßte, den ihnen gebotenen Schutz gern anzunehmen, war der Umstand, daß sie sich unter der Herrschaft der arabischen Karawanenführer außerordentlich unglücklich fühlen mußten. Die Araber durchstreiften mit Hunderten bis Tausenden bewaffneter Unholde das Land bis an den Kongo, führten ganze Völkerschaften, nachdem sie nach Gutdünken gemordet und durch Martern die Hergabe des etwa vorhandenen und vergrabenen Elfenbeins erzwungen hatten, der Küste zu und verkauften sie als Sklaven nach Sansibar, von wo sie nach Arabien, Persien und Kleinasien verschifft wurden. Aus jener Zeit stammt die leider zutreffende Äußerung, daß jeder Billardball mindestens ein Menschenleben gekostet habe. Mehr als 100 000 Sklaven wurden auf diese Weise in einzelnen Jahren ihrer Heimat entrissen. Fruchtbare Landstriche, wo Millionen friedlich und auskömmlich hätten leben können, lagen entvölkert. Die drei deutschen Männer, welche Abschaffung dieser Greuel in Aussicht stellten, waren deshalb überall willkommen.

Der Sultan von Sansibar hatte der Gesellschaft 1888 pachtweise die Verwaltung der Küstenzölle übertragen, allerdings erst, nachdem ein deutsches Geschwader ihm die achtunggebietende Macht des Deutschen Reiches vor Augen stellte, das der friedlichen Arbeit der Gesellschaft den Rückhalt bot. Ihre Aufgabe war von Dr. Peters in folgende Formel zusammengefaßt worden: „Erwerb, Besitz, Verwaltung und Verwertung von Ländereien, Ausbeutung von Handel und Schiffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie Kolonisation im Osten Afrikas.“

Eine solche Ausbeutung schien also aufs beste in die Wege geleitet und auch mit 4 Millionen Mark Gesellschaftskapital begründet zu sein. Es berührt aber schmerzlich, daß hier von einer Pflege guter Beziehungen zu den vorhandenen Organisationen, Missionen usw. keine Rede ist. Auch fehlte es an der nötigen Mäßigung in der Ausbeutung der Vorrechte, welche wohl zuweilen unter Verletzung mancher hergebrachten Rechte ins Werk gesetzt wurde. Das führte dahin, daß sogar die an sich friedlichen

und vom Joch der Araber befreiten Eingeborenen dem deutschen Schutze dieser Art wieder abhold wurden.

Auch die an dieser Küste herrschende Geldmacht der für sehr wucherisch geltenden indischen Kaufleute, ebensowohl wie die von alters her einflußreichen Engländer trugen das ihrige dazu bei, einen allgemeinen Aufstand gegen das deutsche Beamtentum zu erregen, einen Aufstand, der lediglich politische und wirtschaftliche Ursachen hatte. Die Interessen unserer seit vielen Jahren hier tätigen Missionen gerieten erst in zweiter Reihe auf tragische Weise in Mitleidenschaft.

Die Seele dieses Aufstandes war der Halbblutaraber Buschiri ben Salim, ein Sklavenjäger schlimmsten Rufes. Er eroberte Ende September 1888 alle festen Küstenplätze bis auf Bagamoyo und Daressalam, wo die Bezirkschefs Freiherr v. Gravenreuth und Leue, unterstützt durch deutsche Kriegsschiffe, ihm standhielten. Eine Reihe deutscher Beamter und Missionare, auch nichtdeutsche, verloren hierbei ihr Leben.

Inzwischen hatte Deutschland sich ermannt. Die ablehnende Richtung, welche alle Kolonialpolitik, alles Zusammengehen mit den europäischen Mächten auf diesem Gebiete für eitel Schwärmerei erklärte, fand keinen Halt mehr. Der Reichstag bewilligte am 2. Februar 1889 zwei Millionen Mark für Ostafrika, und der später geadelte Hauptmann Hermann Wissmann, welcher bereits in den Jahren 1884—87 als erster Deutscher ganz Zentralafrika zweimal durchquert und, wie Bismarck sagte, „mit der weißen Weste" aus allen Fährnissen hervorgegangen war, wurde mit der Aufgabe betraut, die deutsche Herrschaft in diesen Gebieten wiederherzustellen.*) Er bildete in Ägypten eine Reichstruppe aus Sudanesen und Zulus in Stärke von etwa 1000 Mann unter 20 deutschen Offizieren nebst 200 Marinesoldaten und einer Garde von 40 Deutschen. Im Mai 1889 erstürmte er das feste Lager Buschiris bei Bagamoyo und verfolgte ihn mit 1500 Soldaten und 300 Trägern nach der 400 km von der Küste entfernten Station Mpuapua. Auch hier gelang es Buschiri zu

*) Nach Wissmanns eigener Aussage war geographisch und wirtschaftlich die erste Reise zur Erforschung des Kassai (eines Nebenflusses des Kongo, der selbst größer als die Donau) seine erfolgreichste. Der König von Belgien fürchtete offenbar, daß deutsche Ansprüche entstehen könnten, darum ließ er von den Ergebnissen dieser Expedition möglichst wenig aufkommen. Sie war ganz deutsch, ist deutsch beschrieben, und alle Sammlungen sind der deutschen Wissenschaft zugute gekommen. Wissmann übernahm diese wichtige Arbeit auf Veranlassung des hochherzigen damaligen Kronprinzen Friedrich.

entkommen, bis ihn Dr. Rochus Schmidt in seiner Schamba in Pangani gefangennahm und verdientermaßen aufknüpfen ließ. Buschiris Bundesgenosse Bana Heri wurde gemäß der einsichtsvollen Politik Wissmanns, den unterworfenen Feind an sich zu fesseln, mit der deutschen Oberherrschaft versöhnt. In kürzester Zeit wurde endlich auch der Süden des Schutzgebiets zurückerobert, um so eher, da die Eingeborenen den neuen deutschen Führer überall als Befreier begrüßten. Eine weitere Folge



Hermann v. Wissmann.

war, daß der Sultan von Sansibar allen im letzten Jahre eingeführten, also schon unter deutschem Schutz stehenden Sklaven die Freiheit wiedergab.

Zur Nyassa-Expedition hatte Wissmann selbst in drei Monaten in Deutschland über 200 000 Mark zusammengebracht. Da dies nicht ausreichte, wurde er auf dem in Deutschland üblichen, aber traurigen Wege einer Kolonial-Lotterie unterstützt. Man hielt das zu jener Zeit für sehr

teuer, es galt aber einen vielseitigen Zweck zu erfüllen. Der damals gebaute Dampfer „Hermann v. Wissmann" ist noch heute der beste und größte auf diesem mächtigen See und erzielt dadurch, daß er auch



Der zerlegbare Dampfer „Hermann v. Wissmann."

Privatpersonen und Lasten befördert, so hohe Einnahmen, wie bisher in ganz Deutsch-Ostafrika kein einziges Unternehmen.

Nachdem Wissmann die riesige Expedition mit etwa 9000 Trägerlasten bis zur Werft am Nyassa gebracht hatte, und nun der rein technische Teil, der Bau des Schiffes, begann, ging er mit dem hierbei nicht brauchbaren Teil der Expedition nach dem bis dahin noch nicht besuchten

Teil im Süden Deutsch-Ostafrikas zwischen den beiden Seen und verschaffte hier der deutschen Flagge Achtung.

Er gründete und baute die Station Langenburg am Nyassa, stiftete Ruhe und Ordnung in dem Gebiete, welches jetzt von der Berliner Mission besetzt ist, bestrafte in einem dreitägigen Gefechte den sich außergewöhnlich tapfer wehrenden Häuptling Sunda und machte vor allem den seit Jahrzehnten wiederkehrenden Einfällen des kriegerischen Stammes der Wawemba ein Ende. Dieser Stamm kam vom englischen Gebiete und raubte jedes Jahr Sklaven und Vieh aus dem südwestlichen Teile unserer Kolonie.

Während des folgenden Jahres ließ er den die deutschen Siedelungen unausgesetzt belästigenden Matschemba von der Schutztruppe bestrafen, welche unter dem neben dem Gouverneur eingesetzten Kommandanten von Trotha stand, der sich später in China und „Südwest" mit Ruhm bedeckte. Matschemba hat sich später noch des öfteren erhoben.

Dagegen streckte der Araber Mabruk, der sich ein ganzes Jahr lang in Britisch-Ostafrika gegen die Engländer gehalten hatte und sich mit seinem ganzen Anhange auf deutsches Gebiet rettete, die Waffen. Er wurde bei Daressalam angesiedelt.

Wissmann bewährte sich auch als Friedensherrscher. Er griff in der Landfrage in dem Sinne ein, daß der Regierung möglichst freie Hand gelassen wurde, große Gesellschaften auf die ihren Mitteln und Leistungen entsprechenden Anforderungen zu beschränken, daneben dem kleineren Unternehmer möglichst günstige Bedingungen zu bieten, und vor allem die Eingeborenen für Generationen hinaus sicherzustellen.

Sein Grundsatz war, das Land mehr durch Erbpacht als durch Kauf zu vergeben und sonst in jeder Weise die Belastung des Grund und Bodens zu verhindern, wenn er auch nicht so weit ging, wie Herr von François dies in einem Heft „Staat oder Gesellschaft" vorschlägt.

Wir werden sehen, in welcher, freilich auch Anfechtungen ausgesetzten Weise die Kolonialregierung in dem Pachtgebiet von Kiautschou diesem gesunden Gedanken Folge geleistet hat.

Wie aus dem Tätigkeitsberichte des späteren Gouverneurs, General von Liebert zu ersehen ist, hat Wissmann auch eine direkte Besteuerung (Hüttensteuer) der Eingeborenen vorbereitet. Seine Absichten und deren

Begründung finden sich in den Veröffentlichungen der Gesellschaft für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft.*)

Mit England und Portugal bestand schon seit 1886 ein Abkommen. Dies wurde nun durch den Vertrag mit England vom 1. Juli 1890 ergänzt. Es ist dies der vielangefochtene Sansibar- oder Hosenknopf-vertrag, der aber wohl das Äußerste umfaßt, was sich zu jener Zeit angesichts der allgemeinen Anfeindungen unseres kolonialen Vorgehens und der Schwäche unserer Flotte, sowie der bei uns herrschenden Fahrlässigkeit bezüglich Bildung und nationaler Verpflichtung des Kapitals erreichen ließ. Deshalb sollte man sich von den wechselnden Stimmungen der öffentlichen Meinung in der Verurteilung dieses Vertrages nicht zu weit

---

*) Wissmann, geb. zu Lauterberg am 14. September 1853, starb am 15. Juni 1905 infolge eines Jagdunfalles auf seinem Gute Weißenbach in Steiermark. Ein Denkmal ist seinem unvergänglichen Ruhme in seinem Geburtsort errichtet. Er lebt fort im Herzen seiner Freunde, aller derer, denen er wohlgetan, und denen er als Sieger Milde erwiesen. Er lebt fort in seinen Werken und Schriften, von denen wir nur folgende nennen: „Über die in Innerafrika stattgehabten Völkerverschiebungen am Tanganyikasee“ (Zeitschrift für Ethnologie, 1883); „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kassai 1883—85“; „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“, Berlin 1889, 8. Aufl. 1902 (Kleine Ausgabe 1892).

Major Rochus Schmidt, ein ehemaliger Mitkämpfer Wissmanns, sagte über dessen erste Durchquerung Nov. 1879 bis Ende 1881, die damals für unmöglich galt, im Vergleich zu dem vielgerühmten Stanley: „Wissmann hatte wenig Begleiter, Stanley zog mit Hunderten von Bewaffneten aus; die Reise Wissmanns kostete ganze 30 000 Mark, Stanley brauchte das Zehnfache. Während Stanley zunächst betretene Wege ging und dann zumeist den bequemeren Wasserweg wählte, lernte Wissmann weit besser Land und Leute kennen, da er zumeist zu Lande reiste und gänzlich unbekannte Gegenden durchforschte. Der größte Gegensatz zwischen diesen beiden Afrikareisenden bestand aber in der Methode der Behandlung der Eingeborenen. Wissmann durchquerte Afrika, ohne einen einzigen Schuß gegen die Eingeborenen abgegeben zu haben. Stanleys Weg dagegen wurde fortgesetzt durch Gewalttaten und Konflikte mit den Eingeborenen bezeichnet. Während Wissmann immer Rücksicht nahm auf etwa Nachfolgende, Missionare oder Forscher, kannte Stanley nur das eine Ziel, seinen Zweck unter allen Umständen, auch mit Gewalt, zu erreichen, unbekümmert um die Folgen seines Vorgehens. Als Mensch wie als Forscher war Wissmann der Größere, und seiner Methode, die Eingeborenen zu behandeln, ist er allzeit treu geblieben; ihr verdankte er das Vertrauen, das er bei der eingeborenen Bevölkerung genoß, ihr verdankte er nicht zum wenigsten seine Erfolge.“

Wissmanns Anschauungen über die Behandlung der Negervölker sollten jetzt, wo deren Erhaltung wieder mehr in den Vordergrund der Erwägungen tritt, mehr studiert und beachtet werden. Die Rechtsnormen des Islam (nicht die Religion als solche) hielt er für diesen Zweck für geeigneter als die Pandekten, namentlich inbezug auf die rechtliche Behandlung des Grundeigentums.

fortreißen lassen. Galt es doch, Gebiete, viermal so groß wie das Deutsche Reich, der deutschen Herrschaft endgültig zu sichern und eine gegenseitige Abgrenzung der Ansprüche mit dem mächtigsten Kolonialreiche, das je bestanden hat, allem gegenseitigen Widersinn der betreffenden beiden Völker zum Trotz zu begründen. Zunächst wurde auch die Herrschaft des Sultans von Sansibar über diese Küste gegen 4 Millionen Mark ein für allemal abgelöst. Ferner wurde Witu, ein etwa 1500 qkm großes Gebiet unter dem Äquator, dessen Sultan auf den Rat der dort mit großen Siedlungen interessierten Gebrüder Denhardt 1885 den deutschen Schutz gegen den Sultan von Sansibar angerufen hatte, der Interessensphäre Englands zugewiesen. Leider gereichte dies sehr zum Schaden des Sultans Fumo Omari, der die neue Herrschaft nicht anerkennen wollte und deshalb vertrieben wurde.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft besteht in andrer Form weiter. Sie erhält jährlich 600 000 Mark aus dem Ertrage der Zölle, die unter Reichsverwaltung stehen. Graf Pfeil riet sehr, diese Abgabe abzulösen. Auch verdanken wir dieser Gesellschaft die „Phantasiemünze", nämlich die in britischen Teilen nicht gangbare Rupie zu 1.40 Mark, statt der ehedem hier gebräuchlichen Maria-Theresia-Thaler.





Münze der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Wir gelangen nun dazu, uns in diesem ausgedehnten Gebiete umzusehen. Eine Dhaw (spr. Dau), das ist ein kleiner arabischer Zweimaster, bringt den Reisenden in kurzer Zeit von Sansibar, der Residenz des Sultans, einer Großstadt mit 100 000 Einwohnern, nach dem gegenüber an grünendem Gestade unter Palmen gelegenen Bagamoyo, von wo die Karawanen ihren Weg ins Innere nehmen. Nach kurzer Wanderung über den nur einige Meilen breiten Wüstensaum ersteigt man das bis zu 1600 m hohe ostafrikanische Plateau. Von dort her eilt uns der durch den Mgeta verstärkte Kingani entgegen, welcher bei Bagamoyo mündet. Er scheidet die Landschaften Usaramo und Useguha, welches vom Wami durchflossen wird, dem Entwässerer des Ngurugebirges. Dieses Hochland ist mit Baum- und Graswuchs besetzt, und die aus kegelförmigen Grashütten bestehenden Dörfer sind dünngesät.

Die Bewohner derselben sind kleine, gedrungene, leicht aufbrausende

Leute, die zur Araberzeit vornehmlich von Sklavenraub und einem von den Handeltreibenden erpreßten Durchgangszoll lebten. Sie bemalen sich mit rotem Ton, mehr vielleicht zum Schutz gegen die Sonne als aus Eitelkeit. Die Aschenhäufchen bei ihren Siedelungen deuteten auf den Gebrauch hin, unschuldige Weiber als Hexen zu verbrennen. Und die tiefen Gräben sind Zeichen ihres Eifers auf der Suche nach dem Kopalharz, das sich in der Erde findet wie bei uns der Bernstein.

Im Westen von Usogo erstreckt sich die Landschaft Usagara, die bis an den Rufidschi reicht. Sie steigt in drei Stufen an, die zwischen 500 und 5000 Fuß hoch sind. Tiefe Schluchten und Furchen bilden Wege und Pässe. Feigen, Reis, Korn, Palmen, Bambus, Pisang wachsen in den fleißig angebauten Tälern, und an den Abhängen finden zahlreiche Rinderherden ausgiebige Weide. Nur der höchste Teil ist Halbwüste, wo Aloe und Dorn zwischen Steinen wachsen. Die Wasseradern versiegen hier nie. In den Überschwemmungsgebieten steht der dichte Urwald zwischen November und April im schlammigen Untergrund, das sind die Dschungeln. Und sie bildeten in der Araberzeit die vornehmlichste Zuflucht der armen Bantu, denen die Jagd galt. Wir haben ihnen auf unseren Plantagen reichlich lohnende Arbeit gegeben, dazu die Sicherheit für den Ertrag ihrer eigenen Anlagen. Weinbau, Maulbeer- und Seidenzuchten, Tabakpflanzungen bedecken jetzt das paradiesische Gelände. Man wirbt Wangwana und Chinesen, auch Irwanesen, um der Kultur von Tee, Kaffee, Zucker und Kakao Eingang zu verschaffen. Bohnen, Erbsen, Kraut, Kohl, Melonen, Gurken, alle Obstsorten, Getreide, Mais, Baumwolle, Mohn, Indigo bisher, ehe die chemische Synthese auf heimischem Boden weit besseres künstliches Indigo schuf, auch dieses Färbemittel, ferner Vanille, Pfeffer und Gewürze aller Art, geben reichliche Erträge. In den Wäldern sind noch unangebrochene Bestände von Riesenstämmen ungeheuren Wertes, wie des Cedro-, Teak-, Baobab- und Mahagonibaumes.

Auch in Deutsch-Ostafrika haben wir es mit einem ausgedehnten Hochland zu tun, welches durch südnördlich verlaufende breite Verwerfungen oder „Gräben" mit stellenweise 2000 m tiefen Abstürzen, in denen das Seengebiet eingebettet ist, begrenzt und durch vielfache westöstlich verlaufende Regenströme zerklüftet ist. Das Hochland, reich an meist erloschenen Vulkanen, bildet die Wasserscheide zwischen dem Nil, Kongo und Sambesi. Die Steppe liegt durchschnittlich in 800 m Meereshöhe.

Die Gebirge schwanken zwischen 3000 und 6000 m. Der gletscherbedeckte Kilimandscharo hat eine Höhe von rund 6000 m. Er wurde 1889 von Dr. H. Meyer und Dr. Purtscheller zum erstenmal erstiegen und Kaiser-Wilhelmsspitze getauft. Der einheimische Name dieses höchsten Berges in dem sonnendurchglühten Erdteil ist Kibo, der Helle. Er ist das geheimnisvolle Mondgebirge der Alten und erhielt diesen Namen wegen der Sichelform seiner Schneekuppe. Er war als Vater der Nilquellen berühmt. Östlich ihm gegenüber steht der Mawensi, der Dunkle, mit 5355 m Höhe. Zwischen beiden Höhen etwa liegt die tropische Schneegrenze. Der nördlich, schon auf englischem Gebiete liegende Kenia oder Ruwanzero mit 5600 m trägt ebenfalls eine Schneekuppe. Sie sind Brüder der im Westen des Viktoria Nyansa sich erhebenden, noch tätigen Gruppe von Vulkanen an der Grenze unseres Gebiets und des Kongostaates, mit dem 4000 m hohen Mfumbiro.

Die Küste besteht aus Korallen. Parallel mit ihr zieht sich ein breiter Gürtel von mittlerer Höhe, das Randgebirge mit Vorbergen und Hügeln hin. Es ist zum großen Teile ebenso wie die uns gehörige Insel Mafia (523 qkm) der Sitz von Fiebersümpfen.

Die Mrima (Küste) ist sandig, mit mächtigen kaum bewachsenen Dünen. Dahinter staut sich, wie an den Flachküsten des Westens, vielfach auch hier das Süßwasser, in welchen mit hohen Stelzwurzeln unser alter Bekannter, der Mangrovebaum wuchert, dessen Holz dem Anschein nach zu nützlicher Verwendung kommen wird, und dessen Rinde als Gerbstoff Aufnahme fand. Die Böschungen sind mit Busch und Bäumen bewachsen, darunter die erst in späteren Zeiten eingeführte Öl- oder Kokospalme, deren Kultur alle Förderung erfährt. Die Araber haben hier auch den Mangobaum aus Indien heimisch gemacht, dessen wohlschmeckende Steinfrüchte bis zu 1 kg schwer werden. Die Rinde enthält Tannin, das Holz ist dem der Eiche ähnlich. Die Samen sind ölhaltig und werden auf Martinique zu Stärkemehl verarbeitet. Der Kopalbaum ist ebenfalls häufig. Das Handelsprodukt wird, wie erwähnt, aus der Erde gegraben. Agaven liefern einen vorzüglichen Hanf. Reis, Zuckerrohr, Mais, Maniok, Durra werden in dieser Küstenregion fleißig angebaut. Es ist eine fruchtbare Niederung, die sich im Süden unseres Gebiets sogar weit inland bis zum Nyassasee ausbreitet. Dahinter dehnt sich die Steppe bis an das meist steil abfallende Randgebirge. Auf deren Rücken befindet sich eine tafelförmige Hochebene, welche in



Der Kilimandscharo von Moschi aus gesehen.



etwa 1000 m Meereshöhe sich über das ganze Innere des schwarzen Kontinents erstreckt. Alle ursprünglichen Gebirgsbildungen dieser Region sind durch schroffen Temperaturwechsel, Regengüsse und Sonnenbrand in ein großes Stein- und Trümmerfeld verwandelt, das von Lehm überlagert und durchsetzt ist. Wegen seiner Härte und der roten, dem Eisengehalt entsprechenden Farbe führt es den Namen Laterit (later, der Ziegel). Auch die Sahara ist ein Teil desselben. Der rote Staub, den der Samum von ihm auffegt, gibt zu dem sogenannten Blutregen Anlaß, den der Sirocco über das Mittelmeer und zuweilen sogar bis in unsere Breiten führt. Einige Einsenkungen, die Niederungen und Talsohlen sind mit fettem Ton erfüllt und in der Regenzeit äußerst fruchtbar. Die Hochebene selbst dagegen wird als eine Steinwüste bezeichnet. Sie liegt im „Regenschatten" der östlichen Gebirge.

Die Regenzeit verteilt sich ähnlich wie in Westafrika auf zwei Perioden, die ebenfalls in unseren Winter fallen, trotzdem wir uns bis 11° südlich des Äquators befinden. Sie werden durch die Passate bedingt, welche die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans an den Gebirgen abladen. Sie herrschen vom November bis zum April, verteilen aber, wie wir sehen, ihren Segen in sehr verschiedener Weise. Die östlich der Gebirge liegenden Gebiete sind bevorzugt, die westlichen nicht selten völlig regenlos. Der Juli ist der Kälte-, der Februar der Wärmemonat, der Unterschied an der Küste aber gering. Die Mitteltemperatur beträgt 25° C. Im trockenen Steppenlande dagegen gibt es tägliche Schwankungen, ähnlich denen in Südwestafrika, zwischen 45 und 4° C.

Wie in Südwestafrika wird das Terrain kreuz und quer durch Bruchspalten durchzogen, die reich an heißen Quellen sind.

Abgesondert von dieser Steppe hat sich im Norden unseres Schutzgebietes ein großer Teil des Urgebirges erhalten, das ostafrikanische Schiefergebirge, welches den Viktoria-Nyansa umschließt. Die Landschaften Usambara, Pare mit dem Kilimandscharo und Guru sind der Schweiz vergleichbar und bieten dem Europäer viele klimatische Vorteile.

Auf den Höhen dieses Schiefergebirges entspringen zahlreiche Ströme, die zum größeren Teil nach Osten, dem Indischen Ozean, zum Teil auch den Seen des Innern zufließen. Zu letzteren gehört der Mlagarassi mit einem ausgedehnten Netz von Zuflüssen, die den Tanganyika-See bereichern. Ferner die in den Viktoria-Nyansa sich ergießenden zahlreichen kleineren Flüsse, die als die eigentlichen Nilquellen gelten können. Als Haupt-

quelle des Nil gilt indessen der Kagera, ein bedeutender Strom innerhalb unseres Gebiets zwischen Tanganyika und Viktoria. Nach unserer Küste hin fließt der Pangani oder Rufu, welcher den Rhein an Länge übertrifft, der Wami, Kingani, Rufidschi und Rovuma, die einer gedeihenden und zahlreichen Bevölkerung den Halt geben, und in deren Tälern die Karawanenstraßen sich hinziehen, welche den Ozean mit dem Seengebiet verbinden.

Auch diese Ströme sind leider wie die von Westafrika fast durchweg Regenströme und reich an Abstürzen. In der trockenen Jahreszeit sind sie seicht, wenn nicht völlig versiegt. Für die Schiffahrt kommt namentlich der Rufidschi in Betracht, der das Kohlenbecken dieser Region im Norden des Nyassasees erschließt. Und nach ihm der Pangani, der das fruchtbare Gebirgsland des Nordens von der Massaisteppe scheidet. Zurzeit ist er nur auf etwa 40 km schiffbar.

Dieses Gebirgsland ist ununterbrochen wasserreich, da es die ganze Feuchtigkeit der östlichen Winde in sich aufnimmt und den westlich liegenden Steppen entzieht. Auch der südliche, uns zugefallene Teil des Viktoria-Nyansa nimmt an dieser Steppennatur teil, während sein Norden, Uganda am Somerset-Nil, das die Engländer bereits durch eine Bahn mit ihrem Hafen Mombas verbunden haben, das fruchtbarste und aussichtsvollste Stück Afrika genannt wird.

Ein besonderes Interesse nehmen die großen binnenländischen Seen in Anspruch. Der Viktoria-Nyansa oder Ukerewe hat 75000 qkm, der Tanganyika 40000 qkm, der Nyassa 27000 qkm. Den Rikwa usw. dazugerechnet sind diese Seen zusammen fast so groß wie das ganze Königreich Preußen. Sie liegen 1200, 800 bzw. 480 m über dem Meeresspiegel und hängen als Quellseen mit dem Nil, dem Kongo und dem Schire, einem Nebenfluß des Sambesi, zusammen, so daß ihre Wasser dem Mittelmeer, dem Atlantischen und dem Indischen Ozean zuströmen.

Diese Seen bilden eine Welt für sich. Ihre Ufer sind fruchtbar und dicht bevölkert. Auf dem südlichsten, dem Nyassa, verkehren bereits zehn Dampfer, darunter der Wissmann-Dampfer. Der Tanganyika wird hauptsächlich durch uns mit Fahrzeugen versehen werden, und zwar bietet der Schirefluß und der Nyassa hierzu den besten Zugang. Der jetzt den Tanganyika befahrende Dampfer „Hedwig v. Wissmann" ist durch 500 Träger unter Leitung des Oberleutnants Schloifer, des Beauftragten des Tanganyika-Dampferkomitees, in Stücken auf diesem Wege hierher



Die Kihuhui-Brücke der Bahnstrecke Tengeni—Sigi der „Sigi" Export-Gesellschaft. Die Bahn verbindet die Regierungsbahn mit dem Hochplateau von Ost-Usambara und beginnt an der Station Tengeni, wo sich Bahnhöfe beider Bahnen befinden.

gebracht worden. Der nördliche Viktoria ist den Engländern auf dem Nilwege zugänglich und wird von ihnen in einer Weise aufgeschlossen und befahren, daß die wirtschaftliche Herrschaft über den nördlichen Teil unsrer Kolonie unsren Händen zu entgleiten droht. Felsenufer, Untiefen und Stürme beeinträchtigen die Schiffahrt auf diesen Seen freilich in hohem Maße.

Dieselbe Eigenart der Wasserläufe, die uns in Südwestafrika auffiel, finden wir hier wieder, nämlich, daß sie in der trockenen Jahreszeit versinken und unterirdisch ihren Weg nehmen. Das hat die Bildung großer Höhlen, ja förmlicher unterirdischer Deltas zur Folge gehabt.

Eine solche Höhle, zwei Stunden von unserem nördlichsten Hafen Tanga, im Delta des Pangani wird von dem belgischen Missionar Chandois im „Mouvement Géographique“ in lebhafter Darstellung geschildert:

Sie liegt in einer herrlichen, waldbedeckten Landschaft. Der Haupteingang hat die Form eines ungeheuren Spitzbogens von über zehn Meter Höhe, unter dem sich ein Strom aus dem Erdinnern ergießt. Unmittelbar darüber erhebt sich das Gewölbe domartig in mehreren Schiffen nebeneinander, deren gewaltige Höhe zwischen 40 und 80 m schwankt. Der Hauptgang führt zu einem ungeheuren Saal, dessen Flächenraum dem eines großen städtischen Platzes gleichkommt. Von ihm zweigt sich ein Labyrinth anderer Gänge ab, die zu Sälen geringerer Größe führen. Wegen des verworrenen Durcheinanders dieser unterirdischen Räume ist es äußerst schwierig, sich darin zurechtzufinden. Ein Besuch der Höhle wird aber noch durch ein weit größeres Hindernis erschwert, die Fledermäuse, die in so großer Zahl das Innere der Grotten bewohnen, daß man nicht weiß, ob man sie nach Millionen oder Milliarden schätzen soll. Die Gewölbe sind mit ihnen buchstäblich austapeziert, so daß sie auf den ersten Blick mit einer schwarzen Schicht überzogen scheinen. Einige von ihnen erreichen eine geradezu kolossale Größe. Tausender solcher Tiere, durch die nie gesehene Erscheinung einer Fackel aus ihrer ewigen Nacht aufgeschreckt, umflattern wie wild die Störenfriede. Prachtvolle Bildungen von Sickerkalken, Stalaktiten und Stalagmiten sind vorhanden. Der Boden wird von Geröll und Hinterlassenschaften der Fledermäuse gebildet. Da einige der Gänge eine nahezu unüberwindliche Steigung besitzen, ist anzunehmen, daß die Höhle aus mehreren Stockwerken aufgebaut ist. Der untere Teil der Grotten wird

wahrscheinlich noch jetzt von Seen oder einem Wasserlauf eingenommen, denn von Zeit zu Zeit stürzt ein Fluß aus dem Tor der Höhle hervor. Die Grotte hat mehrere Eingänge, und dieser Umstand hat dem Missionar das Leben gerettet. Er wagte sich durch einen Nebeneingang in den unterirdischen Raum hinein, wurde aber nach etwa hundert Metern Weges durch die Fledermäuse, die seine Fackel ausschlugen, zur Umkehr genötigt. Dabei fiel er in ein tiefes Loch, aus dem er nicht wieder herausgekommen wäre, wenn er nicht einen Gang gefunden hätte, der direkt ins Freie führte. Chandois zählte auf der Strecke von 2½ Kilometern sieben Pforten zu dieser Riesengrotte.

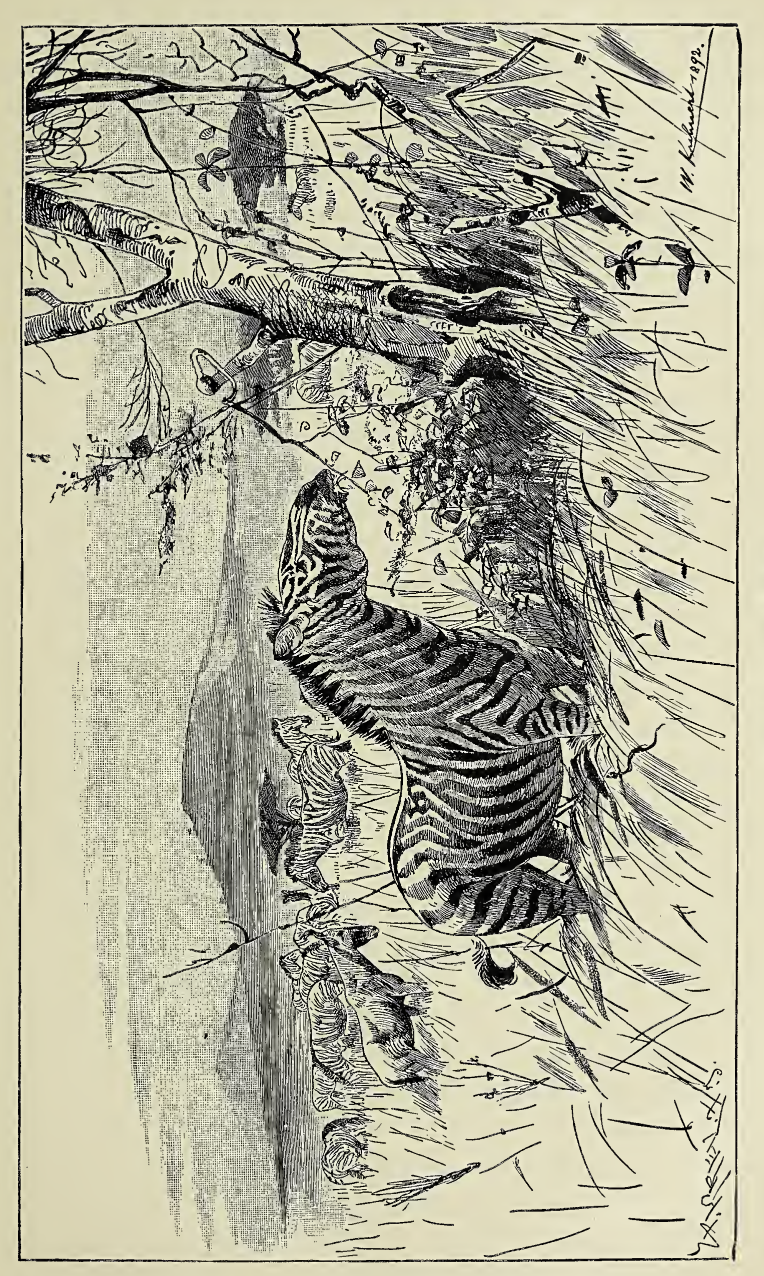
Das vorherrschende Landschaftsbild in einem großen Teil Deutsch-Ostafrikas ist leider die Steppe, welche nur während der Regenzeit eine kurze Epoche reichlichen Pflanzenwuchses durchmacht. Dann freilich prangt sie in sattem Grün mit zahllosen Blumen, um weitere sechs Monate hindurch wie leblos dazuliegen. Auf ihr herrscht ein eigenartiger lückenhafter Graswuchs mit 4 m hohen, scharfkantigen Halmen; daneben Dorngestrüpp, Fettpflanzen, wie Aloe, Euphorbien, baumartige Wolfsmilcharten, welche wegen ihrer Gestalt Kandelaberbäume genannt werden. Ferner wachsen hier der Euphorbien-Dornbusch und die Gummi-, Flöten- und Schirmakazien, die ebenfalls nur spärliche Blätter und reichliche Dornen tragen. Dazu der Affenbrot-, der Mango- und der Tulpenbaum, welche der Steppe oft das freundliche Aussehen eines Obstgartens oder einer Parklandschaft geben. Wo die Feuchtigkeit länger verweilt, findet man Galeriewälder und Wiesen nebst Sümpfen mit Papyrus und Schilfrohr dicht bestanden, in denen das Nilpferd sich tunnelartige Gänge bahnt, und in denen zu wandeln wegen der Krokodile nicht ungefährlich ist.

Auf dem Schiefergebirge und an den Seen findet sich in den tieferen Lagen tropischer Urwald, wie in den Küstengebieten von Kamerun. Diese bestehen aus Tamarinden, Sykomoren, Woll-, Myom-, Butter- und Kopalbäumen, Albizzien, Bananen, Deleb-, Dum- und Weinpalmen, und alle diese zum Teil 40—50 m hohen Bäume sind mit Schlinggewächsen überwuchert, unter denen die Gummiliane auch hier vielfach vorkommt, aber der Ausrottung entgegengeht. Farne, Bambus, Kriechpflanzen und Gras bilden das Unterholz und bedecken den sumpfigen Boden.

An den höheren Abhängen der Gebirge findet sich endlich auch ein dem unsrigen vergleichbarer Busch- und Hochwald mit Laub- und Nadelhölzern.

Die Tierwelt Deutsch-Ostafrikas ist annähernd dieselbe wie in

unseren westlichen Schutzgebieten. Antilopen aller Art, Giraffen, Gnus, Zebras, Büffel und das Nashorn bevölkern die weiten Steppen, das Nilpferd die Schilfgründe. Der Elefant, der sonst die Höhen des Kilimandscharo bevorzugte, ist infolge der unablässigen Nachstellungen der Elfenbeinjäger schon ein seltener Gast geworden. Das mag den Pflanzern für ihre Plantagen sehr erwünscht sein, war aber auch ein Hauptanlaß, daß der Gouverneur Hermann v. Wissmann energisch für Schutzmaßregeln gegen die Ausrottung des jagdbaren Wildes eintrat. An Raubtieren finden sich Leopard und Hyäne weit verbreitet, der Löwe mehr vereinzelt in den wüstesten Regionen der trockenen Massailänder. Neuerdings jedoch stimmt die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung" wieder ein Klagelied an, welches beweist, daß in der Gegend von Daressalam die Zahl der Löwen, die sich in die Nähe der menschlichen Behausungen wagen und auf Menschen jagen, noch immer sehr groß ist. Mit Vorliebe wählt sich der Löwe bei seinen Einbrüchen mangelhaft gebaute und schlecht erhaltene Hütten der Eingeborenen. So brach ein Löwe in eine Hütte bei Kurasini gegen Mitternacht ein und schleppte einen Suahelineger in den nahen dichten Busch mit sich fort. Der Verunglückte muß sich verzweifelt gewehrt und furchtbare Schmerzen auszuhalten gehabt haben, denn fast zehn Minuten lang wurde sein lautes Geschrei in den jetzt nur noch von wenigen Leuten bewohnten Arbeiterhäusern der Pflanzung Temeke gehört. In einem anderen Falle hatte ein Inder zwei Stück Vieh in eine hohe Dornumzäunung gestellt. In der Nacht übersprang ein ungewöhnlich starker Löwe die Boma, schlug einen Ochsen und drückte mit diesem, da er auf demselben Wege mit seiner Beute nicht wieder zurückkonnte, die Dornhecke von innen nach außen auseinander, den Ochsen dabei mit großer Kraft gleichsam als Mauerbrecher benutzend. In der Nähe der Boma, im Busch, fraß er die Eingeweide und die Weichteile des Tieres auf, den übrigen Körper ließ er liegen. Am nächsten Abend lauerten der Fährenpächter Sabatte, ein anderer gerade die Fähre benutzender Europäer und der Inder dem Räuber auf, aber dieser kehrte nicht zu seiner Beute zurück. Da das Schußfeld durch Busch stark behindert war, so vergiftete man am Tage darauf den Kadaver und setzte die Eingeborenen davon in Kenntnis. Am Morgen des dritten Tages fand man den einen Schenkel des toten Ochsen abgefressen und daneben den Leichnam eines großen männlichen Löwen mit starker Mähne, die bei den Küstenlöwen sonst nur wenig entwickelt ist.



Zebras in der Steppe.

Das Krokodil ist von den Gewässern der Tropen unzertrennlich, die außerdem von zahllosen Wasservögeln bevölkert sind. Unter diesen sind der Pelikan und der Flamingo, der Marabu, der Ibis und der Kormoran hier heimisch, während viele Arten von Gänsen, Enten, Reihern, Strandläufern, Regenpfeifern, Schwalben als Zugvögel auftreten. Alle Gewässer Afrikas sind sehr fischreich. Bekannte Plagen sind Termiten und Heuschrecken. Die der Viehzucht so gefährliche Tsetsefliege ist glücklicherweise selten und nur in einigen Gegenden zu finden.

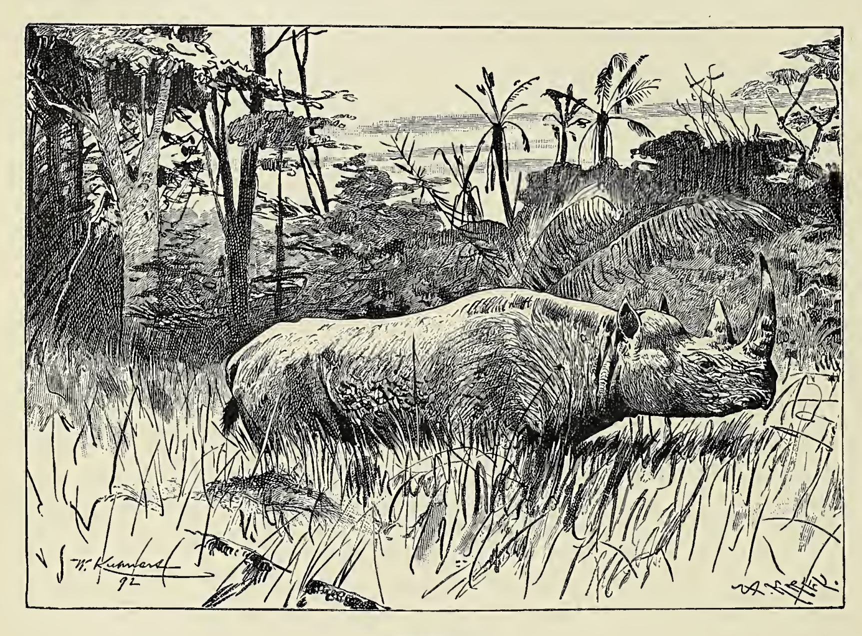
Einer französischen Jagdzeitung wird über den Zustand, in welchem sich der berühmte Wildstand Afrikas befindet, folgendes berichtet:

Die Zeit ist vorüber, wo Südafrika das Paradies der Jäger war. Die zahllosen Herden wilder Tiere, welche die Kapkolonie und den Oranje-Freistaat durchstreiften, hatten, da sie beständig dieselben Wege einschlugen, förmliche Pässe festgelegt. Im Vordertreffen lief ein Schwarm Strauße, darauf geschlossene Bataillone aller Arten von Antilopen in bedeutender Tiefe. Diese Infanterie, die ihre Hörner als Bajonette gebrauchte, wurde von einer starken Kavallerie geleitet, in welcher die Quaggas im Rennen mit den Zebras wetteiferten. Eine zahlreiche Nachhut von Büffeln und Elefanten mit würdevollen Bewegungen deckte den Marsch des Heeres, während Hunderte von Löwen dem Zuge der Dickhäuter dicht folgten und die Nachzügler verzehrten. Von dieser wundervollen afrikanischen Tierwelt, die vor 50 bis 60 Jahren noch ihren ersten Glanz bewahrt hatte, ist wenig mehr geblieben. Wie in ein paar Jahren die 7 bis 8 Millionen Büffel, die in den nordamerikanischen Steppen umherschwärmten, bis auf wenige armselige Reste ausgerottet sind, ebenso unbarmherzig hat die Kugel des Jägers unter den afrikanischen Dickhäutern aufgeräumt. Von 1893 bis 1899 hat in der englischen Kolonie der Goldküste eine Million Affen die Schönheit ihres schwarzen, seidenschillernden Pelzes mit ihrem Leben bezahlen müssen. An afrikanischen Elefanten werden jährlich über 50 000 von den Elfenbeinjägern erlegt, und wenn nicht schleunigst Schutzmaßregeln ergriffen werden, so kann man den Tag vorherbestimmen, wo den afrikanischen Elefanten das Schicksal des Mammuts ereilt hat. In das größte Erstaunen wurde der Sultan von Sansibar versetzt, als er im Londoner Zoologischen Garten dem berühmten Jumbo begegnete, wie er vom Morgen bis zum Abend eine fröhliche Schar Kinder auf seinem Rücken durch den Garten trug. Der afrikanische Machthaber konnte nicht begreifen, daß noch niemand versucht

hatte, die Elefanten seines Landes zu zähmen. Bevor man daran denken könnte, von neuem die verschiedenen Anlagen dieser alten Mithelfer an der karthagischen Zivilisation auszunutzen, müßte man dem systematischen Vernichtungskampf, der gegen sie geführt wird, Einhalt tun. In Deutsch-Ostafrika kostet ein Jagdschein, der nur das Recht gibt, 2 Elefanten und 2 Nashörner zu töten, 500 Mark. Diese Summe ist nicht groß genug, die englischen Touristen aufzuhalten, denen es auf ein paar Pfund Sterling mehr oder weniger nicht ankommt, wenn sie einen kostspieligen Streifzug ins Innere des dunklen Erdteils unternehmen, und noch weniger bildet sie ein Hindernis für die eingeborenen Wilddiebe. Die einzige wirksame Maßregel zum Schutze der afrikanischen Dickhäuter wäre ein absolutes Verbot jeder Art von Jagd auf einem Gebiet von einer Größe, die für die Existenz der Tiere ausreicht. Mit Hilfe dieses Mittels ist den Flußpferden in Natal das Leben gerettet worden. Eine kleine Herde dieser Dickhäuter hatte sich in der Nähe von Durban in einen Sumpf geflüchtet. Die englische Regierung nahm die flüchtigen Flußpferde unter ihren Schutz. Die Herde wuchs und vermehrte sich zusehends, da drang eines Tages ein junges Flußpferd in eine Zuckerrohrpflanzung ein, und am folgenden Tage kam das Flußpferd in Begleitung mehrerer Genossen wieder. Von dem Tage an wurde der Anbau von Zuckerrohr unmöglich. Nun wollte die englische Regierung die Zerstörer einer blühenden ländlichen Industrie nicht länger beschützen, und die Flußpferde in Natal wurden ausgerottet. Die wenigen noch in Südafrika vorhandenen Flußpferde haben sich ins Zululand geflüchtet, wo der Zuckerrohrbau unbekannt ist.

Das Rhinozeros, von dem früher eine große Anzahl in der Kapkolonie, im Oranje-Freistaat und in Transvaal gedieh, wird täglich seltener. Die merkwürdigste Spielart dieses Dickhäuters, das weiße Rhinozeros mit viereckigem Maul, lebt heutzutage fast nur noch in der Erinnerung. Fünfzehn dieser seltenen Tiere wurden in der Zeit von 1886 bis 1893 getötet, zwei Exemplare, vielleicht die beiden letzten ihrer Gattung, kamen nach Europa, das eine in das Britische Museum, das zweite in das Lord Walter Rothschild gehörige Museum Tring der englischen Grafschaft Herefordshire. Das Verschwinden von Nashorn und Flußpferd ist kein unersetzlicher Verlust, dagegen ist die gänzliche Ausrottung der Quaggas ein Unglück für die afrikanische Kolonisation. Von allen Zebraarten ist das Quagga dem Pferde am ähnlichsten. Es ist nicht gestreift,

hat einen gut gebauten Körper und tragkräftige Beine; es wäre schwierig, unter den zahlreichen Arten wilder Esel, die auf dem afrikanischen Kontinent leben, ein Tier zu entdecken, das sich rascher an den Menschen gewöhnt und leichter zähmen läßt. Als Reit- und Zugtier leistet das Quagga schon jetzt ausgezeichnete Dienste, und es sieht dabei schöner aus und ist genügsamer als das Maultier. Eine Giraffenart mit kurzem Hals und schönem, braunbehaartem Fell, sowie gestreiften Beinen wie ein Zebra, das Opaki, ist jetzt ebenfalls mit dem Untergang bedroht.



Nashorn.

Die Eingeborenen sind meist Bantuneger, deren Stämme, u. a. die Zulu, vom Sudan aus bis an den Oranjefluß und die Drachenberge vordrangen, während sie hier durch Araber und Somali von der Küste aus bedrängt wurden.

Die Bantu bauen Durra, Bohnen, Mais, Maniok, Bataten, Zuckerrohr, Erdnüsse, Bananen, Tabak, Hanf, Sesam, Baumwolle, Dattel-, Kokos- und Weinpalmen. Sie haben Fruchtfolge, Brache, Bodenbeschattung und reichliche Bewässerungsanlagen. Auf das Pflügen verstehen sie sich nicht, sondern bearbeiten den Boden mit der Hacke, wozu das

Eisen aus den Erzen des Gebirges gewonnen wird. Die Hacke ist allgemeines Zahlungsmittel im Seengebiet.

Die Bantu züchten Rinder, Ziegen, Hühner und neuerdings auch Schweine. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß sie sich sehr gelehrig zeigen und unter europäischer Anleitung den Anbau unserer Früchte, Zitronen, Orangen, Mandeln, Guyaven, Erd- und Stachelbeeren, Wein und aller nennbaren Obst- und Gemüsesorten in Angriff genommen haben. Ob man mit dem Anbau von Baumwolle, Mohn und Kaffee gute Erfahrungen machen wird, steht noch dahin. Die Teestaude verspricht dagegen recht gute Erträge, ebenso die Agave, die einen vorzüglichen Hanf liefert. Ferner wird der Kautschukbaum (Manihot) mit Erfolg gebaut.

Auch die Einführung anderer Rinderrassen ist unsererseits in Angriff genommen worden. Die Viehzucht ist namentlich am Viktoria-Nyansa ein blühendes Gewerbe. Sie liefert bereits der Deutsch-Ostafrikalinie ihren ganzen Bedarf an frischem Fleisch. Sehr lohnend scheint sich ferner die Eselzucht gestalten zu wollen.

Von Mai bis September wird Ostafrika durch Südwinde, Passate, vom November bis März durch den Nordost-Monsun beherrscht. Dies sind die sogenannten Tradewinds (Handelswinde), weil sich die Schiffahrt nach ihnen richtet. Auch in der Südsee werden wir dieselbe Erscheinung wiederfinden. Hier hatte sie zur Folge, daß die Araber und Inder einen regelmäßigen Verkehr mit dieser Küste aufrecht erhielten, dessen Entstehung Tausende von Jahren zurückliegt.

Eine schwere, aber vielleicht unerläßliche Aufgabe der Deutschen wird es sein müssen, sich mit diesen Elementen gut zu stellen, namentlich mit den Arabern, welche auf dem Wege von Maskat über Sansibar Karawanenstraßen ins Innere organisiert haben. Das Ziel derselben war der Tanganyika und über diesen hinaus der Kongo. An den Mischlingen fanden sie willige Helfershelfer ihrer Sklaven- und Elefantenjagden, willige Träger und Arbeiter auf ihren Plantagen. Auch die Massai, ein Hirtenvolk in der regenarmen Senke westlich des Pangani (infolge der Rinderpest des Jahres 1891 völlig verarmt), leisteten den Arabern gutbezahlte Heerfolge, und ebenso, wie wir es selbst zu unserem Schaden erlebten, die Wahehe. Das gleiche kann von den Wahuma und den Mahenge gesagt werden, welche von den friedliebenden Bewohnern der fruchtbaren Gebiete wegen ihres oft lächerlich kriegerischen Gebarens mit dem Namen Affen der Zulu belegt worden sind.

Aus diesen Stämmen setzte sich die Gefolgschaft der großen arabischen Karawanen zusammen. Unternehmer, von denen wir Tippu-Tip durch Stanley, Buschiri durch H. v. Wissmann kennen gelernt haben, waren mehr Heerführer und Räuberhauptmänner als Handelsleute und beherrschten die Straßen von Sansibar bis Nyangwe am Kongo. In welcher Weise sie ihre Herrschaft ausübten, das haben wir eingangs dieses



Massaikrieger.

Kapitels erwähnt. Aber sie stifteten auch manches Gute, von der Einführung des Islam abgesehen, und haben uns inbezug auf den Plantagenbau, ebenso wie auf Organisierung eines förmlichen Trägervolkes von Tausenden von Köpfen in den Hafenplätzen in einer Weise vorgearbeitet, daß es ein Prüfstein unseres eigenen Könnens sein wird, diese Einrichtungen auf ihrer Höhe zu erhalten.

Besonders würde es sich empfehlen, die Araber von den indischen Geldleihern und Kaufleuten unabhängig zu machen, die einen schonungslosen Wucher üben, und denen die verarmten Karawanenunternehmer jetzt, wo die Sklavenjagden aufgehört haben, und das Elfenbein anfängt selten zu werden, scheinbar hilf- und hoffnungslos verfallen sind.

Solche Inder, die englische Untertanen sind, gibt es jetzt etwa 10000 in den ostafrikanischen Küstenstädten. Sie lenken den Handel nach Mombas, Bombay, Alexandrien und London hin ab.

Das vornehmste Objekt des Karawanenhandels ist jetzt der Kautschuk. Es ist nicht gerade erhebend, zu erfahren, daß diese kostbare Ware ihren Weg über Sansibar nimmt, und daß die englische Ugandabahn ebenso wie die portugiesische Schiffahrt auf dem Schire unsern Handel mit dem Seengebiet abzapfen und lahmlegen.

Von demselben Gesichtspunkte aus ist die Angabe der Regierungsdenkschrift von 1900 bemerkenswert, daß die Maschinen, u. a. Zuckerpressen, im französischen Mauritius billiger zu beschaffen sind als bei uns, und daß das Absatzgebiet z. B. für den Zucker vornehmlich in Arabien, Persien und Indien gefunden wird. Solche Verhältnisse deuten auf die Bildung eines Kulturzentrums der Zukunft hin, das von dem Mutterlande sehr unabhängig dasteht und deshalb so wenig wie möglich „fiskalisch" behandelt werden sollte.

Der Weg den Sambesi hinauf nach dem Tanganyikasee ist bereits außerordentlich gangbar. Eine englische Dame, Miß Helen Caddik, hat ihn völlig ohne Begleitung eines Weißen zurückgelegt. Sie wurde in ihrer Hängematte (machilla) durch Wälder und über Ströme getragen, und dazu genügten jedesmal zwei Neger (boys oder Jungen genannt). Sie hatte nicht ein einziges unangenehmes Abenteuer, wie denn die Konde zwischen den Seen am Kiwirastrom auch von anderer Seite als ein höchst gutartiges Volk geschildert werden. „Nur einmal", so erzählte sie, „waren meine boys müde, und ein Trupp des Weges kommender Neger machte sich über sie lustig. Plötzlich ergriffen zwei von ihnen die Tragestange und liefen mit mir davon, steile Felsen hinauf und hinab, die ich zu erklettern nie gewagt haben würde. Die anderen liefen singend und lachend nebenher und lösten die freiwilligen Träger nach einer Weile ab. Das dauerte über eine Stunde. Endlich setzten sie mich ans Ufer eines Stromes nieder und liefen lachend davon. Meine Träger trafen nach einer Weile

auch ein. Es war eine Art freiwilliger Hilfe gewesen, für die nichts gefordert wurde."

Auch die Kinder sind in dieser Weise uneigennützig. Miß Caddik warf ihnen oft Biskuits zu und sah, wie die glücklichen Fänger dann ihre Beute ganz verstohlen unter die anderen verteilten.

In dem Zwischenseengebiet fand sie in allen Dörfern die Neger



Haartrachten der Kondeneger.

fleißig bei der Arbeit. Der Boden um die Hütten wurde auf das sorgsamste rein erhalten. Die geringe Kleidung, welche die Naturkinder tragen, zu flicken und in Ordnung zu erhalten, ist Sache der Männer. Nachlässigkeit in der Erfüllung dieser Aufgabe gilt den Frauen als Scheidungsgrund. Baden und Waschen ist eine Lieblingsbeschäftigung dieser Schwarzen. Die Höfe und Straßen Londons, wo die armen Leute wohnen, sind höllische Orte, verglichen mit den Dörfern dieser Neger, die man



Ein Dorf der Kondeneger.

ehedem als herrenlose und vogelfreie Leute der arabischen Sklavenjäger betrachtete.

Über die Bantusprache ist schon einiges gesagt worden. Wir fügen hinzu, daß das System der bezeichnenden Vorsilben auch sachliche Bedeutungen umfaßt. U heißt z. B. Land, Wa Volk, Ki Sprache; daher Ugogo das Land der Wagogo, Kisuaheli die Sprache der Suaheli. Diese ist durch halb Zentralafrika die herrschende Verkehrssprache und ebenso wie die Suaheli, d. h. Küstenbewohner, selbst stark mit arabischen Elementen durchsetzt.

Die Bantu haben eigenartige Industrien. So ziehen sie ihren Kupferdraht, der als Schmuck getragen wird, indem sie ein durchlochtes Eisen in einem durchbohrten Baumstamm anbringen. Das Ende des Kupferdrahtes wird durch dieses Loch gesteckt, mit einer Zange ergriffen, und dann ziehen ihrer zehn, ja zwanzig an diesem Ende und wiederholen den Vorgang mit engeren Eisen, bis die gewünschte Feinheit erreicht ist.

Miß Caddik beschreibt die Kaffeeplantagen, Wege, Stationen, Kirchen und Schulen dieser Neger, auch ihre Märkte. In jedem Dorf entfaltete sie ihre Schätze, hauptsächlich Kaliko, zum Eintausch für Lebensmittel und bekundet, nie übervorteilt, geschweige denn bestohlen worden zu sein. Die Neger dieser Gebiete erblicken im Weißen ihren Befreier und verehren ihn. Möge es immer so bleiben!

Die Tatsache, daß eine unbeschützte einzelne Dame (und sie hat Nachahmer gefunden) Tausende von Meilen durch Innerafrika zurücklegen konnte, ist wohl geeignet, uns gegenüber den Schilderungen stutzig zu machen, die in der afrikanischen Urbevölkerung uns nichts erblicken lassen wollen als die Träger todeswürdiger Erbsünde.

Allerdings muß der Kulturmensch Europas sich damit abfinden, daß seine Neuordnungen auf Widerstand stoßen. Wie in Kamerun eine Dampferexpedition einen Aufstand hervorrief, der um so weniger verwunderlich ist, da selbst im Herzen Deutschlands der erste Dampfer vom heimischen Pöbel zerstört wurde, nämlich der Papin'sche bei Münden 1707, so stößt jede Neuerung, die Menschenarbeit erspart oder in andere Bahnen lenkt, auf Widerstand, die vis inertiae, die allen Dingen und Wesen innewohnt. Auch gibt es Bevölkerungen, die in solchen Neuerungen eine Beeinträchtigung ihrer alten Sitten und Bräuche finden. Ferner hat der Kolonisator mit dem Bewußtsein der Alteingesessenen zu kämpfen, daß seine Herrschaft über den altererbten Boden beeinträchtigt würde.

Endlich ist die Religion ein steter Streitapfel gewesen, und noch schlimmer wirken die Rechtssatzungen, welche eine rücksichtslose Eintreibung leichtsinnig gemachter Schulden gestatten. Diese sollen in Südwest den ersten Anlaß zu jenem Kriege gegeben haben, dem wir ein besonderes Kapitel widmeten.

Es sollte bedacht werden, daß zu einem leichtsinnigen Schuldenmacher ein entweder selbst leichtsinniger oder einfach wucherischer Kreditgeber und Verführer gehört, und daß es falsch ist, nur diesen des staatlichen Schutzes für würdig zu halten. Denn allein diesem einseitigen Grundsatz entspringen alle jene Übelstände, die schließlich dem Gedeihen des Ganzen den Boden entziehen.

Alle diese Dinge wirkten wohl zusammen, auch auf dem heißen und vielumworbenen Boden des Ostens einen Aufstand hervorzurufen, der fast ein Drittel des Schutzgebiets, nämlich das südliche, heimsuchte. Die Matumbi am Nyassa erhoben sich im Juli 1905 und zerstörten die indische Küstenansiedlung Ssamanga, wobei ein europäischer Ansiedler in Mtumbei seinen Tod fand. Im August mordeten die Wandonde den Bischof Cassian Spieß und vier Begleiter und zerstörten die Bezirksnebenstelle Liwale im Hinterlande von Kilwa. Auch im südlichen Teile des Bezirks Daressalam am Rusidschi, oder Rufidji, meldete sich ein rebellischer Geist. Obwohl die Unseren nur eine Kompagnie stark waren, die in Irriga stand, der einige Matrosen des Kreuzers „Bussard" nebst einer Abteilung Askari zu Hilfe eilten, gelang es doch, Mahenga und Ssongea bald zu entsetzen. Ein Detachement der Kompagnie in Bismarckburg nahm an dieser Aktion teil. Im September und Oktober trafen die Kreuzer „Seeadler" und „Thetis" ein mit einer Kompagnie Marine-Infanterie und 230 in Massauah geworbenen Sudanesen. Bis Januar 1906 trieben dann die Majore Johannes und Freiherr v. Schleinitz, ersterer in den Vidundabergen und im Bergland Upangwa, die vereinigten Wandonde, Wangindo und Wagoni völlig zu Paaren. Außerordentlich tapfer erwiesen sich die Missionare Gröschel und Hahn in Pangira, auch Jacobi genannt, und Schumann aus Lupembe, die nach hartem Kampf die Häuptlinge in ihrem Bereich in der Treue gegen Deutschland erhielten. Solche Einflüsse und schnelles Handeln verhinderten die weitere Ausbreitung dieser gefahrdrohenden Erhebung. Wir verloren an Toten 4 Mann der Schutztruppe, 7 Matrosen, 66 Askaris und 245 Hilfskrieger.

Das Herz unseres Schutzgebiets blieb, wohl dank seinem regen Ver-



Askari.

kehr, ruhig. Als solches kann man die Gegend von Tabora bezeichnen.

Unsere Karawanenstraßen gehen von der Küste den Rufidschi hinauf und den Mlagarassi hinab zum Tanganyika. Auf der Wasserscheide zwischen beiden Gebieten liegt jene bedeutende Stadt. Hier kreuzt sich auch die südnördliche Straße mit der ostwestlichen und führt nach dem Viktoria-Nyansa und dem britischen Uganda. Eine andere Handelsstraße führt den Ruvuma hinauf zum Nyassa. An dessen Spitze liegt der Hafenort Langenburg mit Wangemannshöh, das durch die in der Nähe gefundenen großen Kohlenlager eine hervorragende Bedeutung gewinnt. Von dort aus gabeln sich zwei Straßen nach dem Rikwasee und dem Tanganyikasee. Endlich führt eine Straße den Pangani hinauf zum Kilimandscharo, dessen Südhänge mit Uganda an Fruchtbarkeit wetteifern und dessen Höhen die vornehmsten Zufluchtsorte vor den Verheerungen des Fiebers für den Europäer bilden. Usambara, nördlich des Pangani, ist zurzeit unser Hauptplantagengebiet, findet aber durch

die Station Wilhelmstal einen Abfluß seines Handels nach dem britischen Mombas, mit welchem die deutschen Häfen von Tanga und Pangani in regem Wetteifer stehen. Ersterer ist Ausgangspunkt unserer ersten Eisenbahn, die vorläufig nur bis Korogwe am Panganifluß geführt worden ist. Der Bau einer sogenannten ostafrikanischen Zentralbahn von Daressalam bis Mrogoro schreitet vorwärts. Die Bahn ist zurzeit bis km 55 befahrbar. Ihre Fortsetzung über Tabora bis Udjidji am Tanganyika ist



Offiziere der Schutztruppe auf Zebras.

nur eine Frage der Zeit. Freilich ist auch jeder Tag verloren, der bis dahin verstreicht. Auch ist eine Expedition ausgerüstet worden, die unter Führung des Ingenieurs Mavrocordato von Daressalam aus über Kilossa bezw. Mpapua die Führung einer Bahnlinie nach der Südspitze des Tanganyika Sees studiert.

Weiter südlich, dem blühenden Handelszentrum Sansibar gegenüber, liegen unsere Häfen Saadani, Bagamoyo und Daressalam, die frühere Ausfallspforte des Sklavenhandels. Auf der südlichen Hälfte unserer

Küste sind ferner erwähnenswert Kilwa-Kivindje, Lindi an der Mündung des Lukutedi, Kionga an der des Ruvuma und zwischen beiden Mikandami.

Alle übrigen namhaften Orte liegen an den Karawanenstraßen. Unter ihnen ist Mpapwa als die letzte Ruhe- und Ausrüstungsstation am Rande der Wüste Ugogo auf dem Wege nach Tabora besonders beachtenswert, ferner eine Reihe von Häfen an den großen Binnenlandseen, wie Kirando, Albertville, gegenüber dem Abfluß des Tanganyika in den Kongo, dem Lukuga, Udjidji bei der Mündung des Mlagarassi und Usige an der Spitze jenes merkwürdigen Sees.

Die Zahl der Eingeborenen beträgt nach neuesten Schätzungen sehr viel über 6 Millionen, von denen die Hälfte allein auf den Bezirk Udjidji kommt. Auch Tabora mit einer halben Million, ferner Bukoba, Muanja, Langenburg und Lindi zeichnen sich durch Dichtigkeit der Bevölkerung aus. Die Zahl der Weißen beträgt 2465. Sie hat sich während der letzten drei Jahre kaum verdoppelt, was, wie Graf Götzen, der frühere Gouverneur, dem Deutschen Landwirtschaftsrat 1907 klagte, wohl auf ein noch zu geringes Interesse in Deutschland für unsre Kolonien hinweist. Vor allen Dingen fehle es hier an praktischen Landwirten, doch blühe die Forstkultur, die staatlich geregelt ist.

Von jenen 2465 Weißen sind 1499 Deutsche, 441 Engländer, davon 366 Südafrikaner, 148 Griechen, 90 Franzosen, 88 Italiener, 61 Österreicher und Ungarn, 35 Holländer, 25 Türken und Montenegriner, 21 Schweizer und 57 „Sonstige".

Die Zahl der Frauen ist auf 361 gestiegen, 16 Ehen wurden dort geschlossen und sogar 45 weiße Weltbürger geboren.

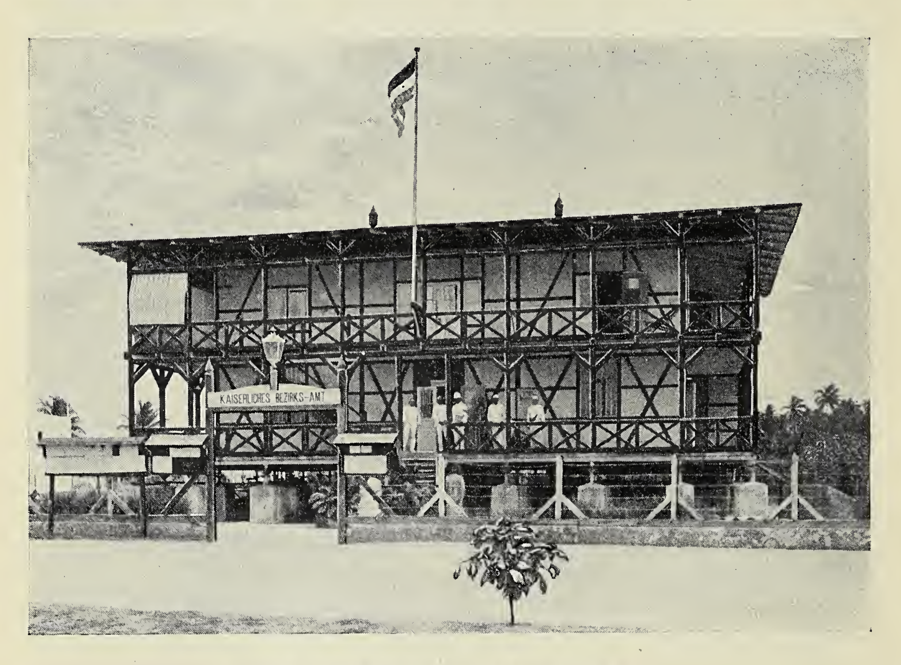
Die Verteilung zeigt ein rasches Anwachsen von Daressalam mit 771 und Moschi mit 463 Weißen, in letzterem Bezirk dank der Bureneinwanderung. Langenburg hat infolge der Unruhen verloren, 116 gegen 124 im Vorjahre. Tanga zählt 202, Wilhelmstal 116 Weiße. Von diesen sind nur 284 Ansiedler und Farmer, 125 Handwerker, Bergleute und Arbeiter, 131 Techniker und Gewerbetreibende, dagegen Händler 196, Beamte 243, Schutztruppler 207, Geistliche 298. Die Zählungen der farbigen Bevölkerungen sind unzuverlässig. Tanga wurde früher mit weit über 6000 Einwohnern angegeben. Jetzt hat man den Nordbezirk neu begrenzt und zählt nur 5689, in Tabora nur 37000. Der Westen des Viktoriasees ist ferner weit volkreicher als man annahm. Am Ostufer



Karawanenstraße in den Usambarabergen.

des Tanganyika findet eine Ansiedlung aus dem Kongostaat statt. Morogoro ist neu angelegt und zählt jetzt schon 868 Einwohner. Ferner haben Daressalam 24000, Udjidji 14000, Bagamoyo 4578, Kilwa 4477, Lindi 3800, Pangani 3200, Sadani 1744, Mikindani 1460 Einwohner.

In neuerer Zeit, 1907, ist eine Ansiedlung von aus Rußland vertriebener Deutsch-Russen am Maruberge mit Erfolg ins Werk gesetzt worden. Der alte Afrikaner, Hauptmann a. D. Leue, berichtet darüber: Einige Hektar hatte jeder Ansiedler schon unter Kultur genommen. Bei



Das Kaiserliche Bezirksamt in Daressalam.

meiner Anwesenheit war der Leiter der Bezirksnebenstelle Arescha, Bezirksamtssekretär Zenke, damit beschäftigt, den Leuten noch weiteres Ackerland, bis zu 50 Hektar pro Familie, über die Flüsse hinaus zuzumessen. Großes Gewicht legten die Ansiedler, als frühere Weinbauern, auf den Anbau von Wein, von dem einige schon gegen 120 Stöcke angepflanzt hatten. Die Reben sind so gut gediehen und so schnell gewachsen, daß sie nach Ansicht der Besitzer schon im nächsten Jahre tragen dürften. Die Feldprodukte, die die Siedler bisher geerntet haben, vor allem die europäischen Kartoffeln, waren erster Qualität. Im größeren Stile gedenken

die Deutsch-Russen Kaffeegärten anzulegen, da die Kaffeekultur sich im Kilimandscharo-Gebiet als ganz besonders ergiebig erweist und sehr wohl für die Siedler als Einnahmequelle dienen kann. Jeder Ansiedler ist ferner im Besitz von sechs bis sieben Rindern, zwanzig Stück Kleinvieh und einer Menge von Enten und Hühnern. Surrah und Texasfieber sind bis jetzt nicht vorgekommen. Das Klima des Landes ist herrlich. Trotzdem ich mich auf der Siedlung im heißesten Monat des Jahres aufhielt, so sah ich mich doch morgens und abends gezwungen, über meine weiße Tropenkleidung einen europäischen Rock anzuziehen. Im Zelte beobachtete ich um diese Zeit stets 12° R., und nur um die Mittagszeit nahm die Temperatur einen mehr tropischen Charakter an. Über Nacht wurde ich kaum unter zwei Kamelhaardecken warm! Nach Aussage der Deutsch-Russen soll es überhaupt am Meru lange nicht so heiß sein, wie sie es vom Kaukasus her gewöhnt sind. Moskitos gibt es nicht. Das Wasser der selbst in der Trockenheit fußtiefen Quellflüsse, aus denen die Ansiedler ihren Bedarf schöpfen, ist so kalt, wie man es nur wünschen kann. Dabei ist es kristallklar und im Geschmack erfrischend. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen der Gesundheitszustand auf der Siedlung ein vorzüglicher ist. Abgesehen von der Sandflohplage, unter der die Leute anfangs gelitten haben, hat sie kein Übel betroffen. — — Wie wohl sich die Deutsch-Russen in Ostafrika fühlen, zeigt schon der Umstand, daß sowohl die erste wie die zweite Partie ihre Verwandten nachkommen lassen will und daß zwischen beiden Gruppen infolgedessen eine gewisse Rivalität herrscht. Mit der Bevölkerung stehen sich die Ansiedler aufs beste. Die Arbeiterverhältnisse sind sehr günstige zu nennen. Die Wameru kommen sehr gern zur Arbeit und der Lohn beträgt nur 10 Heller = 13 Pfennige pro Tag und Kopf.

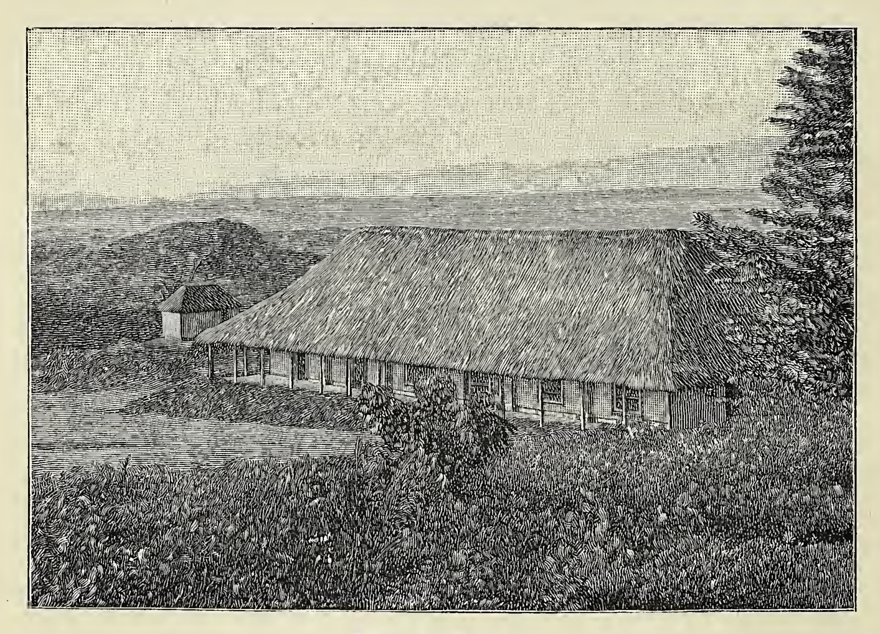
Was den Gesundheitszustand im allgemeinen anbetrifft, so zeigen die 53 Todesfälle auf 2465 Weiße nichts anormales. Der Bahnbau nach Morogoro zeitigte viele Fieberfälle, die aber gutartig blieben. Auch hat die Pest in Sansibar, die Schlafkrankheit am Viktoria-Nyansa und Tanganyika an unsern Grenzen Halt gemacht. Unser großer Bakteriologe Koch hat sogar gegen die letztere ein Spezifikum gefunden, dem unsre Krankenanstalten Ruhm und Zulauf verdanken.

Die Einnahmen der Kolonie betrugen im Jahre 1905 5½ Millionen und fast 6 Millionen Reichszuschuß.

Der Wert des Gesamthandels hielt sich bis 1902 zwischen 10 und

16 Millionen Mark. Er stieg 1905 auf 27,6 Millionen, 17,65 Einfuhr und 9,95 Ausfuhr. Und zwar kommt von der letzteren eine Steigerung im Betrage von 3,74 Millionen lediglich auf Rechnung der englischen Ugandabahn und die Häfen am Viktoriasee.

Erfreulich ist, daß Sansibar sehr merklich zurücktritt. Aber die Pest dort und die Eisenbahn hier beeinflussen das Bild sehr wesentlich. Bei der Einfuhr steht Bagamoyo mit 1,8 Millionen voran, Tanga folgt mit 1,4, Daressalam mit 1,25, während es bei der Einfuhr mit 4,85 Millionen



Kirche in Rungue.

an erster Stelle steht. Es folgen Kilwa, Pangani, Lindi, Muanza. Udjidji steht ganz unten und wird von Bismarckburg mit 21 000 Mark Ausfuhr überflügelt.

Vom Gesamthandel entfielen 1905 auf Deutschland 50, auf Sansibar 31,5, auf Indien 10 Prozent. Der Verkehr vollzieht sich ausschließlich in Rupien (1,40 Mark), von denen im Jahr 1905 eine Million neu ausgeprägt wurde.

Wie es scheint, „thesauriert" die Bevölkerung das Silber ähnlich wie in Indien, was dem Silberkurse gute Dienste leisten würde. Geklagt

wird über den Mangel an einem Kreditinstitut. Die bestehende Deutsch-Ostafrikanische Bank gibt sich zu solchen Diensten nicht her, macht aber fleißig Papiergeld.

Von der Ausfuhr entfielen 1905 in Millionen Mark auf Kautschuk 2,26, Kopra, Sesam und Erdnüsse (d. s. Ölfrüchte) 1,3, Häute und Felle 1,5, Hanf, Flachs, Bast 1,07 (dazu Baumwolle 0,2), Wachs, Kaffee (abnehmend) 0,5, Elfenbein 0,5, lebendes Vieh 0,2, Kopal 0,13.



Kultur in Deutsch-Ostafrika.

Das Schürfen nach Gold scheint so ziemlich aufgehört zu haben. Dagegen findet eine Ausfuhr von Glimmer aus den Vitimiribergen statt, welches technisch mit 5 Mark das kg bewertet wird. Auch Salz wird gewonnen.

Die Einfuhrliste deutet auf steigende Kaufkraft der Eingeborenen hin: Textilwaren 6,8, Metallwaren 3,2, Reis usw. 1,6, Genußmittel 0,5,

Stein-, Ton- und Glaswaren 0,35 Millionen Mark. Das in Daressalam gebraute leichte Bier fängt an die schwereren Importbiere zu verdrängen. Die Getränke fielen auf dieser Liste um 100000 Mark gegen das Vorjahr.

Die Schiffahrt vollzieht sich durch die Deutsche Ostafrikalinie in vierzehntägigen Fahrten und zahlreiche einheimische und indische Daus.



Deutsch-Ostafrikanerinnen.

Einmalige Sonderfahrten mehren sich. Auch englische Schiffe aus Sansibar laufen an, ebenso französische. In Daressalam befindet sich ein Schwimmdock und eine Kaianlage.

Die Postanstalten haben sich auf 32 vermehrt; davon liegen 23 im Innern, mit sehr verschiedenen Bestellungszeiten. Zwei bis dreimal monatlich findet die Versendung von Daressalam nach den Küstenplätzen statt. Die Beförderungsdauer nach Usambara beträgt 40 Tage. Die

Briefsendungen usw. beliefen sich auf 2 Millionen, die Geldsendungen auf über 14 Millionen Mark.

Die Missionen sind sehr zahlreich. In vielen wird Deutsch gelehrt. Sie haben in den letzten Jahren heroisch gegen die Verheerungen der Hungersnot und Seuchen angekämpft und, wie schon angegeben, während des Aufstandes tapfer eingegriffen. Die „Weißen Väter" haben besonders schwer gelitten. Der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege schloß sich ihnen aufopferungsvoll an.



Straße in Tanga.

Nichts wirkt auf die Eingeborenen versöhnender als solche Pflege und ärztliche Hilfe. Es wird den Weißen daher leicht, durch rationelle Heilkunde sich an die Stelle der bösartigen Fetischpriester zu setzen. Emin Pascha, Livingstone, H. v. Wissmann und die erfolgreichen Missionare haben sich dieser Hilfe hauptsächlich bedient. Die Eingeborenen leiden besonders an Wunden und Geschwüren, die sie sich durch ihre Achtlosigkeit gegen die gefährlichen Hautschmarotzer, Sandflöhe usw. zuziehen. Unserer Heilkunde gelingt es leicht, hier lindernd und heilend beizuspringen. Aber auch unsere Medizinen werden von den kindlichen Negern gern ge-

nommen, denen der gute Glaube mehr hilft als das Mittel selbst. Wer mit wirklichem Erfolg bei den Eingeborenen arbeiten will, der wird sich dieses Winkes gewiß mit Vorteil erinnern.

Ferner besteht ein System der Freilassungen von Sklaven, die als solche nicht vererbt und verkauft werden können. Im Jahre 1905 wurden 2825 Freibriefe erteilt und 4 Personen wegen Sklavenhandels verurteilt.

Die Regierungsschulen in Tanga, Bagamoyo, Mlingokini und Mbweni mit Hinterland- und Handwerkerschulen zählen zurzeit etwa 3265 Schüler und 48 Lehrlinge. Die Anstelligkeit und Lernbegierde der Eingeborenen erfahren großes Lob. Die Koranschulen haben ihre Tätigkeit eingestellt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir noch immer aus dem Rohen nicht heraus sind. Das Wachs z. B., welches zum Export gelangt, wird von den Eingeborenen durch Fällen der Bäume gewonnen, auf denen die Bienen nisten. Mit dem Anbau der Baumwolle will es nicht recht vorwärts gehen, obwohl das am Rufidschi gewonnene Produkt erstklassig ist und mit 102 Mark der Zentner bewertet wird. Das kolonialwirtschaftliche Komitee hat jetzt ein paar Lokomobilen und Dampfpflüge dahin gesandt.

Am schlimmsten ist der Mangel an Verkehrsstraßen. Darunter leiden besonders unsre Seengebiete.

Ein wertvolles Ergebnis der kolonialen Studienreise unsres Reichstagsabgeordneten Dr. Arendt ist folgendes Detail, die deutschen Stationen am Viktoriasee betreffend. Der gesamte Handel im Seengebiete stieg innerhalb zweier Jahre von 446 300 auf 3 723 392 Mark, d. i. auf mehr als das Achtfache. Diese glänzende Entwicklung, die sich noch fortsetzt, ist eine Folge der Eröffnung der englischen Ugandabahn und der Eröffnung einer englischen Dampfschiffahrt auf dem Viktoriasee. Die Engländer haben dadurch den Handel unserer Kolonie entwickelt; ja sie haben sogar das Geld gegeben für den Bau des Piers in Muanza. Sonst hätte diese Station, die 1905 einen Handel von fast 2½ Millionen Mark hatte, noch keine ordentliche Landungsgelegenheit. Auch haben die Engländer eine Automobil-Verbindung zwischen ihrer Bahn und unserm Kilimandscharo hergestellt. Unser Verkehr mit diesem gewaltigen Entwicklungsgebiet vollzieht sich immer noch auf schmalem Fußpfad, wobei die Träger je 60 Pfund auf dem Kopfe tragen. Zum Tanganyika dauert ein solcher Marsch 90 Tage.



Karawanenpfad und Flußübergang in der Regenzeit.

Wohl nicht mit Unrecht spricht man unter solchen Umständen von einer Versündigung des „deutschen" Kapitals gegen unsre wertvollste Kolonie.

Freilich handelt es sich hier um sehr jungfräulichen Boden. Erst 1856 entdeckten Burton und Speke den Tanganyika und 1860 Speke und Grant den Viktoriasee. Das Geheimnis der Nilquellen, das den Jahrtausenden widerstanden hatte, erfuhr damit seine Lösung. Baron v. d. Decken drang 1861 mit Thornton bis zum Kilimandscharo vor. Er wurde 1865 bei Bardera ermordet. Cameron ging auf Livingstones Spuren 1873 über den Tanganyika bis Angola, Stanley 1874 nach Uganda zum Albert Nyansa und fuhr vom Tanganyika aus den Lualaba abwärts zum Kongo. Der Rikwasee wurde 1878—80 von J. Thomson entdeckt, ebenso das Aberdaregebirge. Den Kilimandscharo zu ersteigen gelang erst 1887 und 1888 den Deutschen Hans Meyer und Baumann sowie dem Österreicher Grafen Teleki. Dann wurden eine Reihe von Expeditionen unter Fischer, Peters, Swayne, Jackson, Pigott usw. ausgesendet, um die durch den Mahdi-Aufstand abgeschnittenen Forscher Emin Pascha (Schnitzer), Junker, Casati und Lupton zu befreien. Sie brachten zwar nicht Emin, aber so manche neue Kunde heim. Erst Stanley erreichte Emin vom Kongo aus und brachte ihn im Mai 1889 nach Bagamoyo. Unserm Wissmann gelang es, den lange gesuchten und viel umworbenen Mann in deutsche Dienste zu nehmen. Er zog aber eigenwillig über den Tanganyika und wurde in der gefahrvollen Zone der früheren Sklavenjagden ermordet. Die Insel Ukerewe auf dem gleichnamigen See (Viktoria) wurde 1891 von Dermott durchsucht, und Baumann entdeckte 1892 den 150 km langen und 30—50 km breiten Salzsee Eyassi und den Lgarriasee, welche Zeugnis dafür ablegen, daß in diesem Gebiet ehedem viele ausgedehntere Binnenwasserflächen vorhanden gewesen sind.

Zweiter Teil: Im Stillen Ozean.

Neu-Guinea oder Kaiser-Wilhelmsland.

Wir versetzen uns nun um etwa hundert Grad nach Osten. Zwischen Deutsch-Ostafrika und unserem Schutzgebiet in der „Südsee" liegt so ziemlich die ganze Länge Asiens.

Neu-Guinea ist die größte Insel der Erde, wenn man Australien als Erdteil rechnet. Sie ist die nordöstlichste der gewaltigen Inselgruppe, welche von den Philippinen und den Großen Sundainseln bis Neu-Seeland ein Areal bedeckt fast so groß wie Afrika. Es reicht von Wendekreis zu Wendekreis, und Neu-Guinea selbst stößt mit seiner Nordwestspitze an den Äquator.

Mit dem Namen Kaiser-Wilhelmsland bezeichnet man den deutschen Teil von Neu-Guinea. Sein Flächeninhalt beträgt etwa halb so viel wie der des Königreichs Preußen. Auch dieses Schutzgebiet ist ein tropisches und teilt in vielen Dingen die Natur der bisher geschilderten Landstriche.

Ebenso bietet der Werdegang dieser Erwerbung ähnliche Phasen. Hanseatische Reeder und Kaufherren hatten Faktoreien angelegt, die sich auf die Küste von Neu-Guinea erstreckten, dessen westliche Hälfte bereits durch die Holländer von den benachbarten Sundainseln aus in ihr Interessenbereich gezogen worden war. Zugleich hatte eine 1884 in Berlin durch den Bankier von Hansemann gebildete Gesellschaft den Reisenden Dr. Otto Finsch entsandt, der im Bismarck-Archipel (unseren nördlich von Neu-Guinea liegenden Inseln) und auf Neu-Guinea selbst die deutsche Flagge heißte. Auch hier erhob England, und zwar auf heftige Vorstellungen Australiens, Einspruch, und auch hier gelangte es mit uns zu einem Abkommen. Danach wurde die östliche Hälfte Neu-Guineas durch eine Mittellinie zwischen Deutschland und England geteilt.

Die Größenverhältnisse sind: holländisch 397, englisch 229 und deutsch 181 Tausend, genauer 181659 qkm, ohne die vorliegenden Inseln. Durch kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 wurde diese Erwerbung mit allen Rechten der genannten Gesellschaft übertragen, der sich die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee und die Firma Hernsheim und in einem späteren Stadium die kapitalkräftigere Astrolabe-Gesellschaft anschlossen. Nur die Regelung der internationalen Beziehungen verblieb einstweilen dem Reich.

Am 5. November 1885 wurde Finschhafen, später der gesündere Friedrich-Wilhelmshafen Sitz der Verwaltung unter einem Landeshauptmann. Weitere Stationen sind Hatzfeldt-Hafen, Stephansort, Erima, Jomba, Marago. Etwa in der Mitte der Küste liegt die große Astrolabe-Bai mit mehreren guten Häfen, dem Konstantin-Hafen, Friedrich-Wilhelmshafen, Prinz-Heinrich-Hafen, und an der Nordgrenze die Humboldt-Bai. Es fehlte auch hier dem deutschen Kapital, welches den Geburtsfehler der zu teuren Entstehung nicht verleugnen kann, die nachhaltige Kraft. Die Ausgaben betrugen 1891 allerdings 8 Millionen Mark, denen nur geringe Einnahmen, etwa 600000 Mark, gegenüberstanden, so daß sich endlich am 1. April 1899 das Reich ins Mittel legte und die Verwaltung und Landeshoheit wieder übernahm.

Auch äußere Ursachen wirkten zu diesem Versagen der privaten Kräfte mit. Die übrigen Kolonien ziehen einen großen Teil ihrer Einnahmen aus dem Tauschhandel mit den Eingeborenen. Auf Neu-Guinea versagte diese Einnahmequelle. Die Eingeborenen entzogen sich jedem Verkehr mit den neuen Gebietern. Dazu kam, daß außer einer geringen Ernte von Kokosnüssen, Trepang, Perlmutter usw. nennenswerte Tauschartikel nicht vorhanden sind. An die kostbaren Hölzer in den die Gebirge bedeckenden Urwäldern konnte man zu jener Zeit noch nicht heran. Der gangbarste Wertmesser scheint in den Bälgen der Paradiesvögel zu bestehen, die dieser und den vorliegenden Inseln des Bismarck-Archipels ausschließlich eigen sind. In solchen entrichtet z. B. der holländische Teil der Bevölkerung seinen Tribut an den Sultan von Tibora; auch ist das Bild dieses Vogels den von der Astrolabe-Gesellschaft geschaffenen Münzen (Neu-Guinea-Mark) aufgeprägt. Diese Gesellschaft versuchte sich im Plantagenbau. Mit Hilfe von chinesischen Kulis, Javanern und Kanaken von den Salomons-Inseln wird außer etwas Reis und Mais



Finschhafen in Kaiser-Wilhelmsland (an der Nordostküste von Neu-Guinea).

ein immerhin schon ziemlich lohnender Baumwollen- und Tabakbau betrieben. Auch die Viehzucht hat bereits günstige Ergebnisse aufzuweisen.

Das Innere von Kaiser-Wilhelmsland ist noch wenig bekannt. Es liegt im Norden des die ganze Insel durchziehenden, bis zu 5000 m ansteigenden, vielzerklüfteten, zum Teil schneebedeckten Gebirgszuges, der Seitenarme bis an die Küste aussendet, wo sie an der Astrolabe-Bai noch bis zu 3400 m hoch sind. Ähnlich wie in Afrika, stürzen auch hier mächtige Regenströme von Terrasse zu Terrasse. Man zählt sechzehn solcher Terrassen, die mit Korallen besetzt sind, also nacheinander





Papuamädchen.



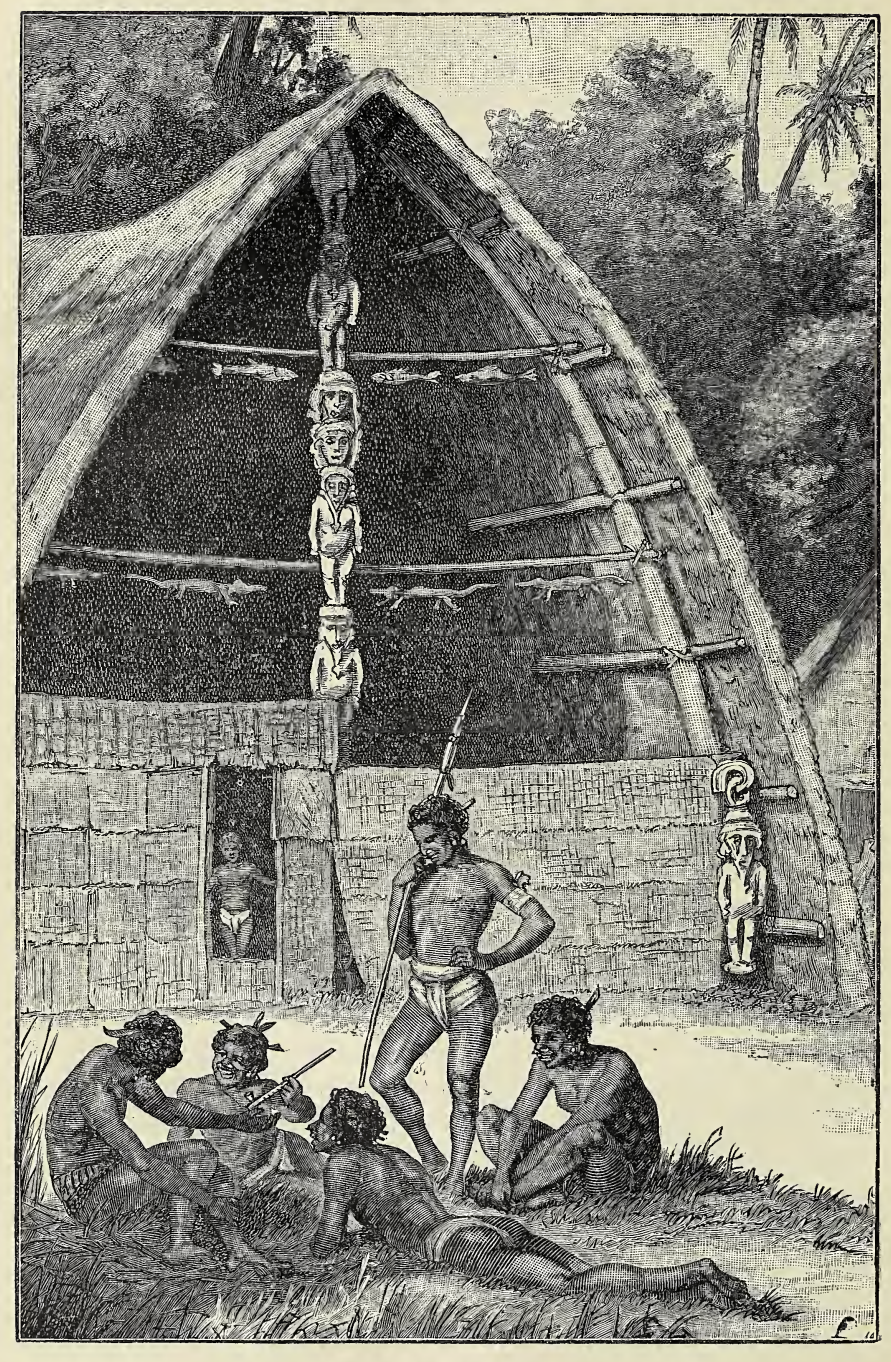
Papua.

über die Meeresfläche gehoben sein müssen. Im Westen tritt das Gebirge wesentlich zurück und macht einem großen Tieflande Platz, das vom Kaiserin-Augustafluß durchströmt wird, der bis zu seinem Oberlauf von den größten Schiffen befahren werden kann. Er ist auch im Mittellauf noch 24 m tief. Seine Länge ist der der Oder gleich. Demselben übrigens dichtbevölkerten Flachlande gehört auch der Ramu oder Jagei an, der im Unterlauf den Namen Ottilienfluß führt. Er ist schon bis 450 km aufwärts mit einem mittleren Dampfer befahren worden.

Das Klima dieser Insel galt bisher für noch weniger günstig als das der übrigen deutschen Kolonien. Prof. Koch hat aber durch die

Chinin-Prophylaxe oder Vorkehrungslehre die Malariagefahr so gut wie beseitigt. Auch die Eingeborenen, die Papua, von denen man auf unserem Gebiet etwa einen auf den Quadratkilometer rechnet, leiden darunter. Sie fallen den klimatischen Krankheiten, Ruhr, Malaria und den schwer-heilenden Geschwüren, die durch den Ringwurm herbeigeführt werden, vielfach zum Opfer. Sie sind wenig zutraulich und trotz aller Kindlichkeit voll Heimtücke, so daß die Reisen ins Innere schon viele Opfer gekostet haben. Von allen Melanesiern, Leuten mit schokoladenfarbiger Haut und von untersetztem Körperbau und korkzieherartig gedrehtem langem Locken-haar, sind sie die am wenigsten wirtschaftlichen. Sie haben keine Bedürfnisse. Der Brotfruchtbaum gibt ihnen Nahrung und das wenige, was sie zur Kleidung brauchen. Sie besteht aus einem rotgefärbten Lendengürtel für die Männer und einem Schurz für die Frauen. Dieser ist in der ganzen Südsee „Tabu". Alles, was „Tabu" ist, wird in der ganzen Südsee mit nachahmenswerter frommer Scheu und Gewissenhaftigkeit heilig gehalten und ist so diebessicher wie bei uns nicht einmal ein eiserner Geldschrank. Man könnte fast von einer Tabureligion reden. Dieser Schurz wird mit vieler Geschicklichkeit aus Fasern gewebt, welche die Sagopalme liefert. Er wird auch nur bei besonderen Gelegenheiten getragen, etwa wie die Schuhe unserer Spreewälderinnen. Die Frauen legen ihn erst an, wenn sie ein festliches Haus betreten. Die gesamte Südsee starrt von Zieraten aller Art, die man aus Muscheln, Hunds- und Eberzähnen herstellt, auch aus farbigen Gräsern, welche die Papua-frauen vorzüglich zu flechten verstehen, ebenso wie ihr langes krauses Haar. Die Frisur, die Färbung ihres Leibes mit farbigen Erden, auf den Inseln auch die Tätowierung, ist ihre vornehmste Sorge. Solche Tätowierungen nehmen viele Jahre in Anspruch und bekunden Rang und Reichtum des betreffenden Opfers dieser nebenher schmerzhaften Operation. Ein Bananenblatt dient ihnen als Schirm. Die Papua wohnen in kleinen Dorfgemeinden, in Häusern, die leicht und luftig aus Bambusstäben aufgerichtet und mit Matten aus Palmblattrippen gedeckt werden, und in denen als Schutz gegen die Stechfliegen und Moskitos — die Träger der Malaria-Infektion — ewige Feuer schwelen.

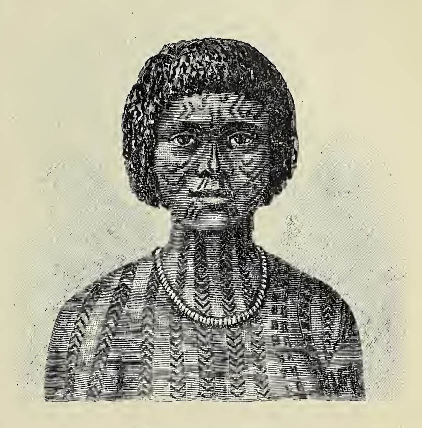
Ein vornehmster Gegenstand des Handels sind die zierlichen ge-brannten Tongeräte, die auf den Inseln der Astrolabe-Bai angefertigt werden. Mit diesen fahren die Männer in ihren langen schmalen Ein-bäumen oder „Lakatois" weithin übers Meer, und jedesmal gibt es



Tabuhaus auf Bilibili.

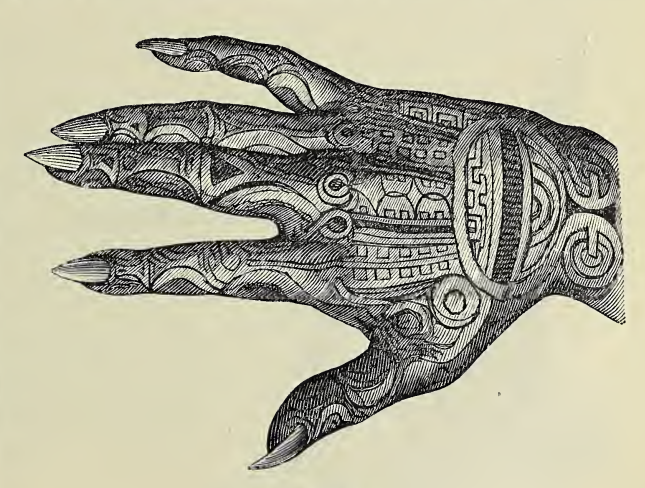
große Abschieds- und Wiedersehensfeste mit Trommelklang, Gesang und wilden Tänzen.

Die Papuas sind zur Fröhlichkeit geneigt. Auch lieben sie den Palmwein und andere berauschende Getränke. Trotz der Vielweiberei haben sie eine strenge Eheführung. Sie glauben an böse Geister, denen sie an abgelegenen Orten opfern und mit Masken und Blasinstrumenten huldigen. Frauen und Kinder sind von diesem Kultus ausgeschlossen.



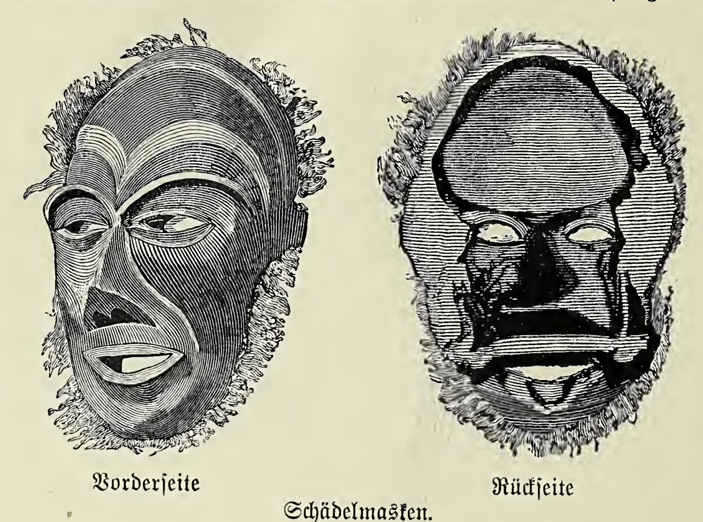
Tätowierte Frau.

Ob sie wie die große Mehrzahl der Südseeinsulaner Kannibalen sind, ist nicht bekannt. Aber es gibt einen besonderen Stamm grausamer Kopfjäger unter ihnen, die Tugeri, die mit Naturmessern, welche eine Bambusart liefert, ihrem mörderischen Sport nachgehen. Dagegen berichtet der englische Schmetterlingsforscher A. Pratt auch von dem liebenswürdigen Volk der Hannabada, die sehr musikalisch sind und mit helltönenden, genau abgestimmten Rufen eine Art von drahtloser Telegraphie ausüben, ähnlich wie die Bantu mit Trommeln. Pratt lebte mit seinem Sohne zwei Jahre ungefährdet unter diesen Wilden. Der Häuptling hatte ihn „Tabu" erklärt und zu dieser Feierlichkeit expreß einen roten englischen Waffenrock über seine braune Haut gezogen. Er trug ihm auch selbst seine Kisten meilenweit durch die Schluchten



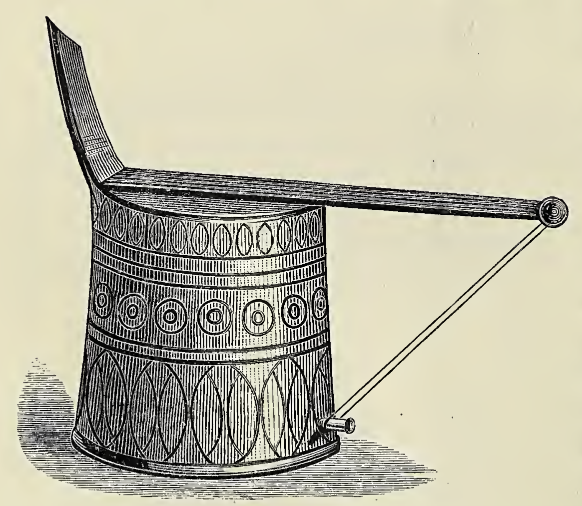
Tätowierte Hand.

und Urwälder. Dann sammelte er Netze von einer haselnußgroßen Spinnenart, die so zäh sind, daß sich Vögel und Fische darin fangen. Pratt



Vorderseite Rückseite
Schädelmasken.

erzählt von 770 Vogelarten auf Neu-Guinea. Kein Wunder, daß schon, um den zahllosen Insekten zu entgehen, die Eingeborenen selbst auf hohen Bäumen horsten.



Musikinstrument.

Bis jetzt verhinderte der Mangel an Wegen eine Ausdehnung der Ansiedlungen, es wird aber fleißig an ihnen gearbeitet, und die Europäer fangen an, ihre Wohnsitze von den Küsten auf die gesünderen Höhen zu verlegen. Zu diesen Bauten werden die Eingeborenen als Fronarbeiter tüchtig herangezogen. Die Trasse Barawon—Dawaun für die Straße von Herbertshöhe nach Simpsonhafen—Matupit zieht sich an den steil ins

Meer abfallenden Bergabhängen hin. Der Bau des Weges zum künftigen Sitz des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Höhenrücken zwischen



Ein Baumhaus auf Neu-Guinea.

der „Mutter" und „Nordtochter" im Simpsonhafen ist eine großartige Arbeit. Auch am Ratawul-Paß ist man fortgesetzt beschäftigt. An der Küste bestehen die Berge aus Korallenkalk und weisen oft seltsame Formen

auf. So erscheint das Festungskap vom Meere aus dem Schiffer wie eine wirkliche Festung, an der man sogar Wälle und Kanonen zu erkennen glaubt.

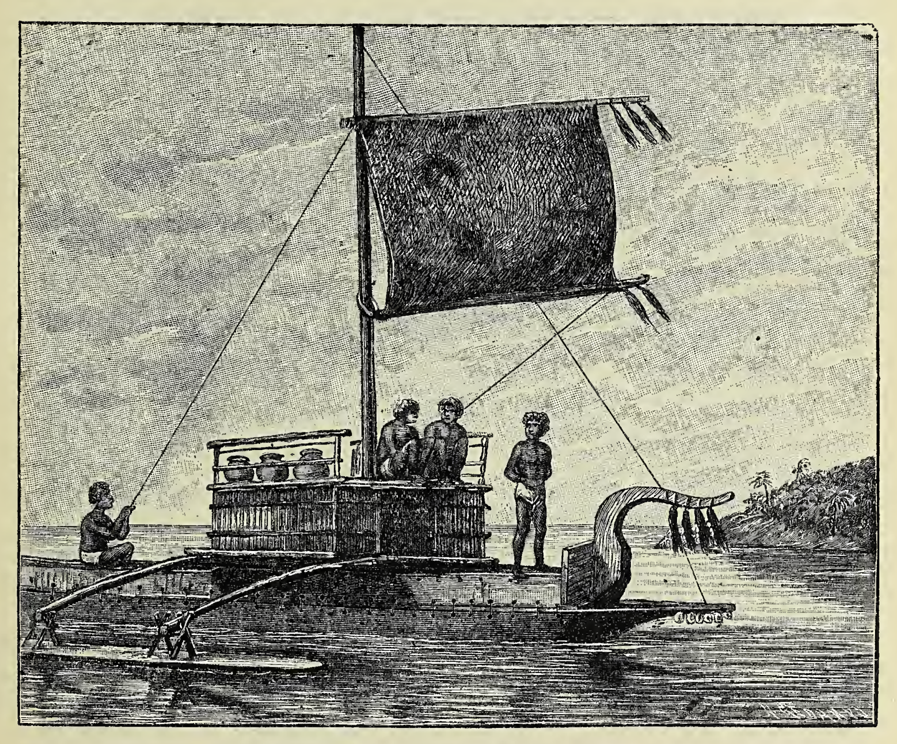
An der Küste trifft man wie in Afrika Sümpfe und Lagunen, welche



Eingeborene von Neu-Guinea auf der Paradiesvogeljagd.

dadurch entstehen, daß die Flut Steingeröll und Sand zu mächtigen Dämmen anspült, hinter denen sich das von den Bergen herabrinnende Wasser sammelt.

Wasserreichtum, Wärme und fruchtbarer Boden zeitigen eine mannigfaltige Pflanzenwelt. Die Täler sind reich an Kokos- und Sagopalmen. Die Brotfrucht, Zuckerrohr und eßbare Knollengewächse sind reichlich vorhanden; die Berge sind bis zu den höchsten Gipfeln mit Wäldern bedeckt. Diese weisen keine geschlossenen Gruppen einheitlichen Bestandes auf, sondern sind durchweg aus allen möglichen Baum- und Straucharten gemischt und von Lianen überwuchert, ähnlich wie in den wasser-



Handelskanu, mit Tonwaren beladen (vgl. S. 157).

reichen Teilen Ostafrikas. Anbauversuche mit Gemüse, Tabak, Mais, Baumwolle, Kakao und Kaffee lohnen zum Teil vorzüglich.

Raubtiere sind nicht vorhanden, dagegen Känguruhs und einige Arten von Beutelratten. Unter den Vögeln finden die schon erwähnten Paradiesvögel hier den Mittelpunkt ihrer Verbreitung, dazu Papageien, prachtvolle Tauben, besonders die Kronentaube. Von den Reptilien überwiegen die ungiftigen Schlangen, die Boa Constrictor, von Amphibien die Frösche. Auch an Insekten ist diese Insel sehr reich.

Tropischer Pflanzenwuchs von wildester Üppigkeit bedeckt die Ufer. Palmen und Farne tauchen ihre riesigen Wedel in den Wasserspiegel, Schlingpflanzen mit glänzenden Blüten hängen darüber hinab. Es sind dies Orchideen, von denen zurzeit noch immer neue Arten entdeckt werden, sowohl hier, auf Neu-Guinea wie in dem Urwalde Kameruns. Englische Firmen opfern solchen Orchideenexpeditionen große Summen,



Dorf Suam bei Finschhafen. Im Vordergrunde ein Götzenbild.

die nicht selten infolge der Verderbnis der Pflanzen auf der Heimreise völlig verloren gehen. Man kann sagen, an jedem neuen Funde dieser Art hängt ein Dutzend Menschenleben, denn das Sumpffieber an den Standorten dieser seltsamen proteischen Blume rafft so manchen Orchideenjäger hin. Ihr Duft, ihre Farbenpracht üben einen hinreißenden Zauber auf den Beschauer aus. Und mit ihnen wetteifern die bunten Vögel,

weiße und blaue Königsfischer, kleine funkelnde Kolibris, kreischende Sittiche, mit denen wieder die Großfußhühner im Geschrei um die Krone ringen. Der rauschende Fluß und das rauhe Schreien der Nashornvögel aber schlägt sie alle. Tausende von Tauben, deren es 40 Arten gibt, umschwärmen die riesigen Wollbäume, aus deren Stämmen die Papuas ihre langen Kanus verfertigen, in denen ihrer zwanzig Ruderer hintereinander sitzen. Ihr Girren klingt seltsam und ernst in dieses Orchester hinein. Dann dringt ein fernes Tosen an das betäubte Ohr, und nach kurzer Fahrt erblickt man den Hunderte von Metern hohen Felsenabhang, über welchen der Riesenstrom mit einem Riesensprung den Weg zum Meere sucht. In diesen schönen Wildnissen wachsen Betelpfeffer, Muskat, Eben- und Sandelholz, daneben eine Reihe harter, zu Kunstmöbeln geeigneter kostbarer Hölzer.



Scheinangriff von Kriegern am Finschhafen.

Man zählt nicht weniger als 76 Arten Papageien, 16 Arten Eisvögel, den Kasuar, Salangane, deren Nester die berühmten Leckerbissen chinesischer Feinschmecker liefern. Diesen wird auch der Trepang in ganzen Flotten gebracht, während Europa die 5—6 Zentner wiegenden Schildkröten (Turtles) und die das Schildkrot liefernden Karetts vorzieht, die zur Zeit noch reichlich vorhanden sind.

Der einzige Fleischfresser der Insel ist der Palmroller, eine Art von Zibetkatze. Das fliegende Opossum und das Baumkänguruh deuten auf

den früheren Zusammenhang der Insel mit dem australischen Festland. In der Tat ist die Meeresstraße auch heut noch sehr flach, nirgends über 12 Faden tief.

Das heiße Klima wird durch die Einwirkung des Ozeans und die Erhebung des Bodens gemäßigt. Die mittlere Küstentemperatur beträgt 26° C, das Thermometer steigt nicht über 35°. Der gelindeste Monat ist der Juni, der heißeste der Februar. Regen fällt das ganze Jahr zwischen 30 und 364 mm. Die Hauptregenzeit währt vom November bis April.

Die Papuas sind, wie wir schon von Mr. Pratt erfuhren, ein sehr gemischtes Völkchen. Wenige Meilen auseinander Wohnende unterscheiden sich derart, daß sie einem ganz anderen Stamme anzugehören scheinen, und keiner des andern Sprache versteht. Es gibt neben den Baum- auch Sumpfbewohner, die fast amphibische Entartungen aufweisen sollen.

Man unterscheidet nämlich in Ozeanien außer den Australiern und Tasmaniern:

1) Die Melanesen auf Neu-Guinea, Neu-Britannien (Bismarck-Archipel), Neu-Kaledonien, den Neuen Hebriden, Salomon- und Fidschi-Inseln.

2) Die Mikronesen auf Jap-, den Mortlock, Palau-, den Gilbert-, Karolinen-, Ruck- und Marschall-Inseln.

3) Die Polynesen auf den Tonga-, Hervey-, Markesas- und Gesellschafts-Inseln. Zu ihnen rechnet man auch die Maoris auf Neuseeland, ferner die Samoaner und Tuamotu- oder Paumotuaner.

Die Nahrung der Papuas besteht fast nur aus Pflanzenkost, und zwar bildet die Yamwurzel, unserer Kartoffel ähnelnd, deren Hauptbestandteil. Nur bei Festlichkeiten genießt der Papua Fleisch von Schweinen, Beuteltieren und Fischen; letztere werden auch geräuchert und sind auch bei Europäern beliebt. Der Hund ist ein treuer Hausgenosse der Papuas, während er den Chinesen bekanntlich gemästet einen über alles geschätzten Braten liefert.

Der Ackerbau, soweit von einem solchen die Rede sein kann, ist Sache der Frauen. Ein paar von ihnen gepflanzte Brotfruchtbäume genügen für eine Familie. Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode besteht auch unter den Papuas. Man gibt den Verstorbenen Speise und Trank mit in das Grab. Die Verstorbenen genießen göttliche Verehrung. Ihre Schädel, die eingetrockneten Mumien von Kindern

werden wie Hausgötzen bewahrt; auch Bäumen, Steinen, Tieren werden göttliche Kräfte zugeschrieben. Die ganze Natur ist dem Papua von Göttern belebt. In den Dörfern sieht man zuweilen auf freien Plätzen große Bildsäulen aus Holz mit riesigem Maule und großen Augen, und vor ihnen knien die Eingeborenen scharenweise, zu diesen ihren Schutzgöttern betend. Ihr Familienleben ist gut. Man hat Beispiele inniger Eltern- und Geschwisterliebe. Die Witwe läßt sich nicht selten erdrosseln und mit ihrem Gatten begraben. Den Europäern gegenüber zeigen sich die Eingeborenen feindselig, und zum Arbeiten in den deutschen Pflanzungen sind sie kaum zu bewegen. Man hat versucht, die Melanesen in Ostafrika gelegentlich des dortigen Aufstandes zu verwenden, mußte sie aber sehr bald wieder in ihre Heimat zurückbringen. Man konnte sie nicht einmal als Hauswachen brauchen. Die Aufstände in Neu-Guinea sind völlig lokaler Natur, eine nationale Sache kennen die Melanesen nicht. Ihre Anschauungen sind die der Steinzeit. Aber sie hassen die chinesischen Kulis, und deren Einführung hat daher aufgegeben werden müssen. Der innere Frieden wird durch gelegentliche Strafexpeditionen des Bezirkshauptmanns aufrechterhalten, die damit enden, daß sich die gedemütigten Häuptlinge um Hut und Stab bewerben, die Insignien des Kaiserlich deutschen Dorfschulzen. Mit dem Stab halten sie dann selbst ihre Untertanen in Ordnung. Dieses britisch-indische Prinzip hat sich bewährt. Auch ist die Eintreibung der sehr geringen Hüttensteuer glatt verlaufen, selbst in Neu-Hannover, das erst unlängst unter bureaukratischen Schutz genommen wurde, und hat 1906 ganze 5000 Mark eingebracht. Dieser Fortschritt ist besonders dem Einfluß der evangelischen und der katholischen Mission zuzuschreiben, die bereits seit fünfzig Jahren hier in fünf Niederlassungen an der Küste unseres Schutzgebietes wirken.

Das Gesamtareal der Pflanzungen im Bismarck-Archipel und Kaiser-Wilhelmsland beträgt 89000 ha, wovon aber zurzeit erst etwa 3800 ha ertragsfähig sind. Es sind aber eine Million Kokospalmen angepflanzt, dazu Gummibäume (Ficus, Castilloa und Hevea), auch Kaffee, der jedoch gegen den Südamerikas im Preise nicht konkurrieren kann. Dagegen verspricht der Hanf der Sisalagave guten Ertrag. Am Bainingebirge sind zehn Farmer aus Nord-Queensland mit deren Anbau beschäftigt. An der Astrolabe-Bai bestehen bereits mehrere Tabakpflanzungen, in denen ein Tabak gedeiht, der auch bei uns schon seinen Markt findet. Baumwolle wird hier wie auf der Gazellen-Halbinsel, wo die Neu-

Guinea-Gesellschaft in Herbertshöhe eine Pflanzung hat, fleißig angebaut. Die Arbeiter werden von den Salomon-Inseln eingeführt. Diese sind mit Neu-Guinea, den Karolinen und den Marianen zu einem Verwaltungsgebiet vereinigt worden, während die Marschall-Inseln und Samoa je eine besondere Verwaltung besitzen. Die Zahl der Weißen im sog. „alten Schutzgebiet", Deutsch-Neuguinea und „die mit diesen gleichzuachtenden Personen", wie der Ausdruck lautet, belief sich am 1. Januar 1906 auf 532, das sind 66 mehr als im Vorjahr. Davon kommen 383 auf den Bismarck-Archipel und 149 auf Kaiser-Wilhelmsland. Unter ihnen befinden sich 120 Frauen und 51 Unerwachsene. Die Deutschen zählten 397 (+ 49), dazu 58 Engländer, 15 Österreicher und 2 Holländer. Dem Beruf nach waren 39 Beamte, 137 Missionare, mit 15 Frauen, 49 Missionsschwestern, 56 Pflanzer, 68 Kaufleute und Gastwirte, 51 Seeleute, 17 Techniker und 4 Handwerker.

Die Gesamtausfuhr von 1905 betrug 1 178 644 Mark, der eine Einfuhr von 2 271 300 Mark gegenüberstand. Und zwar hat sich der Gesamtaußenhandel um eine halbe Million gegen 1904 gehoben, die Kopraausfuhr allein um 395 000 Mark. Sie wird fast ganz von Marseille aufgenommen.

Die Schiffe der Austral-Japanlinie (Sydney, Hongkong, Yokohama, Manila) laufen den Simson- und den Friedrich-Wilhelmshafen regelmäßig an. Dieselbe Gesellschaft — der Norddeutsche Lloyd — unterhält auch drei große Küstendampfer. Die Postverbindung erfolgt aller drei Wochen.

Eine Strafexpedition auf Neu-Guinea.

Im Jahre 1884 hatte England den südöstlichen Teil von Neu-Guinea mit Beschlag belegt, und kurze Zeit darauf heißte, wie bereits erwähnt, auf dem nordöstlichen Teile Deutschland seine Flagge. Der ganze Westen der riesigen Insel war schon seit 1828 von den Holländern in Besitz genommen worden. Leider hatten die Holländer wenig oder nichts getan, um die wilden Papuas der Westhälfte Neu-Guineas im Zaum zu halten. Die Raublust der westlichen Stämme, insbesondere des Tugeristammes, sollten die Engländer bald kennen lernen. Aller zwei

Jahre erschienen nämlich die Tugeris, die in Niederländisch-Neuguinea saßen, und zwar in einer Stärke von 50 bis 60 Kanus, mit je 10 Mann Besatzung, also gegen 600 Mann stark, an der britischen Küste und verwüsteten sie systematisch. Vom Baxterfluß aus, am ganzen Papuagolf entlang, machten die Tugeri ihre Raubzüge, brannten die Ortschaften nieder, stahlen und plünderten, was ihnen wertvoll schien, und schlugen in ihrer Raub- und Mordlust möglichst viel unschuldige Eingeborene tot. Die Versuche, die die Engländer gemacht hatten, die Eingeborenen zum Widerstande gegen die Tugeri anzustiften, waren vergeblich geblieben. Die britische Regierung wandte sich mit einer Beschwerde an die niederländische Regierung, aber diese besaß keine Gewalt über die Tugeri. Besonders schlimm waren die Raubzüge in den Jahren 1892 und 1894 ausgefallen. Missionare und britische Beamte am Papuagolf waren von den Tugeri erschlagen, die Missions- und Handelsstationen geplündert, Hunderte von Ortschaften verwüstet und viele Hunderte von Eingeborenen umgebracht worden. Unmittelbar nach dem letzten Überfall von 1894 beschlossen die britische und die niederländische Regierung gemeinsam, Vorkehrungen zu treffen, um bei dem nächsten Raubzug den Tugeri einen gebührenden Empfang zu bereiten. Diesen Plan auszuführen, war indes nicht leicht, da die Küste sumpfig, mit Mangrovewäldern und Dickicht besetzt, ein geordnetes Operieren mit bewaffneten Mannschaften nicht zuläßt. Die Tugeri sind außerordentlich geschickte Ruderer, und wenn es gilt, übertreffen sie alle anderen Stämme der Papuas an Ausdauer und Kraft. Große Dampfschiffe konnten aber nicht verwendet werden, weil das Wasser an der Küste sehr flach ist, und zahlreiche Sandbänke und Untiefen nur sehr flachgehenden Fahrzeugen das Einlaufen gestatten. Zwischen der Yorkhalbinsel im Norden Australiens und dem Teile von Britisch-Neuguinea, in welchem der Baxterfluß in die Torresstraße mündet, befindet sich eine Gruppe von Inseln, welche im britischen Besitz sich befindet. Ein Jahr lang wurden auf diesen Inseln Proviant und Kohlen aufgehäuft, Verträge zur Bewachung der Vorräte mit den Eingeborenen abgeschlossen. Dann wurde die Insel Daru zum Sammelpunkt für die holländischen und englischen Mannschaften bestimmt, welche an der Expedition gegen die Tugeri teilnehmen sollten. Endlich wurden verschiedene Boote beschafft, welche zum Transport von Munition und Mannschaften dienen sollten. Die Holländer waren außerstande, militärische Kräfte zur Verfügung

zu stellen. Sie entsandten nur einige Beamte und stellten einen großen Segelkutter sowie zwei große Walfischfängerboote zur Verfügung. Die Engländer stellten ebenfalls einen Regierungskommissarius, 30 gut bewaffnete und ausgebildete Eingeborene, die in Australien Polizeidienste mit großem Erfolg verrichteten, eine Anzahl von weißen Anführern sowie von Ingenieuren, eine Dampfbarkasse und Eingeborene als Heizer für diese. Im Jahre 1896, um die Zeit, zu welcher programmäßig die Tugeri ihren Raubzug an der Mündung des Baxterflusses zu beginnen pflegten, versammelte sich die Expedition auf der Insel Daru und machte sich auf eine Expedition von dreißig Tagen gefaßt. Der Segelkutter, die „Juanita", hatte die Aufgabe, Kohlen und Proviant für die Expedition herbeizuschaffen. Die Dampfbarkasse, ebenso die großen Walfischfängerboote wurden mit Munition, Kochgeschirr, Proviant, Zelten, Verbandzeug, dem Gepäck der Weißen und mit Waffen beladen.

Die Barkasse war 45 englische Fuß lang und 7 Fuß breit. Sie hatte eine besondere Erhöhung des Außenbords, einerseits um das Hinüberbrechen der Wellen zu verhindern, dann aber auch um den Mannschaften Schutz gegen die vergifteten, sehr gefährlichen Pfeile der Tugeri zu gewähren. Die Dampfbarkasse nahm die beiden mit Mannschaften und Vorräten beladenen Walfischboote ins Schlepptau und ging nach Saibai. Hier fanden sich bereits Flüchtlinge von der westlich gelegenen Küste, welche meldeten, daß die Tugeri im Anzuge wären. Gewaltige Rauchwolken über den Wäldern verrieten die menschenvernichtende Tätigkeit der Tugeri. Mit den Weißen verfügte die Expedition ungefähr über vierzig Bewaffnete. Es war dies gegen 600 mit vergifteten Pfeilen bewaffnete tapfere Eingeborene nicht viel. Im Kriegsrat wurde daher beschlossen, das Hauptaugenmerk auf die Fortnahme der Boote der Tugeri zu richten. Die Kanus sind aus einem Stück geschnitzt, und bei den einfachen Werkzeugen jener Insulaner dauert es zwei bis drei Jahre, bis ein solches Kanu hergestellt ist. Natürlich sollten die Feinde die Macht der Europäer kennen lernen, nachdem sie bisher leichtes Spiel mit den meist wehrlosen Eingeborenen gehabt hatten. Nun begab sich die Expedition nach der Insel Boigu, die vor der Mündung des Baxterflusses liegt. Posten wurden aufgestellt, und am nächsten Tage sah man in langer Reihe die Kanus der Tugeri sich nähern. Man wartete, bis sie auf gleicher Höhe mit der Insel waren, dann wurden die Walfischboote, welche von den eingeborenen Polizisten gerudert wurden, nach Westen

entsandt, während die Dampfbarkasse, nur mit einem Dutzend Bewaffneter besetzt, unter denen sich meist Weiße befanden, östlich um die Insel herumfuhr und plötzlich den Kanus den Weg verlegte. Das Manöver gelang nicht vollkommen, da die schweren Walfischboote, trotz der übermenschlichen Anstrengung der australischen Ruderer, nicht genügend schnell vorwärts kamen, so daß es den letzten zehn Kanus der Tugeri möglich wurde, zu entwischen. Den andern aber schnitten die Ruderboote den Weg nach Westen ab, während der Dampfer den Weg nach Osten verlegte. Es blieb den Tugeri nichts anderes übrig, als sich vorläufig in den Baxterfluß hinein zu flüchten. Sie ruderten eilfertig in ihn hinein, und die ihnen nachgeschickten Gewehrschüsse taten ihnen keinen Schaden. Man hatte aber jetzt die Räuber in der Falle; denn es war nicht anzunehmen, daß sie ihre Kanus im Stich ließen und zu Fuß weiter marschieren würden. Während der ganzen Nacht hielt die Dampfbarkasse mit den Ruderbooten Wache vor der Baxtermündung. Sobald es hell wurde, drang man in den Baxterfluß hinein. Man stieß zuerst auf 10 Kanus, gewissermaßen die Vorposten der Hauptmacht, und griff sie ohne weiteres an. Die Kanus gingen an das östliche Ufer, die Insassen sprangen aus den Booten heraus und flüchteten sich in das Mangrovendickicht. Als sich die Ruderboote den verlassenen Kanus näherten, wurden die Insassen der Boote von einem Hagel vergifteter Pfeile überschüttet; zum Glück aber wurde niemand verletzt. Trotz der Gefahr landeten die Mannschaften der Ruderboote und machten einen Angriff auf die Tugeri, wobei ungefähr zwanzig fielen. Die anderen entflohen landeinwärts, am Flußufer entlang. Der Dampfer war unterdes weiter stromaufwärts gefahren, und bei einer Biegung des Flusses sah er noch die letzten dreißig Kanus vor sich. Es galt durch einen raschen Angriff die Tugeri zu erschrecken, und trotzdem sich nur wenige Bewaffnete auf dem Dampfer befanden, gingen diese mit vollem Dampf auf die feindliche Flottille zu. Leider geriet dabei der Dampfer auf Grund und blieb sitzen. Vergeblich arbeitete die Maschine nach rückwärts, der Dampfer legte sich auf die Seite. Kaum hatten die Tugeri bemerkt, daß der Dampfer sich in Not befand, so sah man sie mit ihren Kanus von allen Seiten herankommen, um ihrerseits den Dampfer anzugreifen. Jetzt bewährten sich die Schießscharten in der Erhöhung der Bordwand als eine vortreffliche Einrichtung, die Besatzung des Dampfers wäre sonst verloren gewesen. Nun aber

eröffnete sie mit ihren Winchester-Repetier-Gewehren ein verheerendes Feuer, durch das eine Anzahl von Tugeri fiel. Trotzdem wäre der Dampfer eine Beute der Tugeri geworden, weil einzelne Kanus am hinteren Teile des Schiffes anzulegen und es zu entern versuchten. Zum Glück kamen aber im gefährlichsten Augenblick die Ruderboote gerade um die Biegung des Flusses und eröffneten ein vernichtendes Feuer auf die Insassen der Kanus. Die Tugeri flohen, und mit Hilfe der beiden Ruderboote kam der Dampfer wieder los. Die Tugeri wendeten sich ebenfalls auf das östliche Ufer des Baxterflusses, wo der Rest ihrer Stammesgenossen sich befand, und mit außerordentlicher Geschwindigkeit folgten ihnen die Weißen und die australischen Polizisten. Mannshohes Gras verbarg die Tugeri; aber die australischen Polizisten und die Weißen bildeten eine lange Linie und feuerten ununterbrochen Salven in das wogende Grasfeld hinein. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Feinde. Schließlich wurde das mächtige Grasfeld angezündet, und unterdes wurden sämtliche Kanus zerbrochen und versenkt. Als man das Grasfeld später absuchte, fand man nicht nur zahlreiche Leichen von Tugeri, sondern auch die Beweise ihrer panikartigen Flucht. Haufenweise lagen Keulen, Pfeile, Bogen und Speere im Grase umher.

Mit Windesgeschwindigkeit verbreitete sich an der ganzen Papuaküste die Nachricht von der völligen Niederlage der Tugeri und belebte den Mut der Eingeborenen, so daß der Rest der Tugeri auf ihrer Flucht landeinwärts von den Eingeborenen, deren Geißel sie bisher gewesen, niedergemacht wurde. Man nimmt an, daß keiner von den im Baxterfluß eingeschlossenen Kopfjägern die Heimat wiedersah. Schon nach drei Tagen kehrte die Strafexpedition nach Saibai zurück, und die harte Lehre, welche die Tugeri erhalten hatten, war so wirkungsvoll, daß nie wieder ein Raubzug von ihnen in jenen Gegenden unternommen wurde.

Der Bismarck-Archipel.

Der Archipel gehört zu dem Verwaltungsgebiet Neu-Guinea, und wir haben das Wesentliche über ihn in wirtschaftlicher Hinsicht bereits mitgeteilt. Man faßt unter diesem Namen die zahlreichen Inseln zusammen, die in weitem Kreise nordöstlich von Kaiser-Wilhelmsland, südlich vom Äquator liegen. Die beiden größten sind die durch den St. Georgskanal getrennten Inseln Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg. Der nördlichste Teil der erstgenannten Insel führt den Namen Gazellen-Halbinsel; der Insel Neu-Mecklenburg ist im Nordwesten die Insel Neu-Hannover vorgelagert. Von den zahlreichen übrigen Inselgruppen des Bismarck-Archipels ist die bedeutendste die der Admiralitäts-Inseln nördlich von Kaiser-Wilhelmsland. Ihr Areal schätzt man auf 40000 qkm.

Die größeren dieser Inseln sind gebirgig. Überall sind tätige Vulkane, deren Ausbrüche auf Hunderte von Meilen Sturzwellen verursachen, welche zuzeiten die Pflanzungen der Küstengebiete, ja ganze Inseln überfluten. Den zwei höchsten Vulkanen auf Neu-Pommern gab man den Namen Vater und Sohn, während man die vulkanischen Bergkegel auf der Gazellen-Halbinsel Mutter und Töchter taufte. Auch Neu-Mecklenburg wird von einer Gebirgskette durchzogen, die sich in einzelnen Gipfeln höher als das Riesengebirge erhebt; die kleinen Inselchen sind meist sog. Atolle, Korallenriffe, die sich nur einige Meter über das Meer erheben. Flüsse gibt es der geringen Ausdehnung wegen wenige, aber Hunderte von Bächen und sickernden Quellen bewässern die Täler. Der Süden und Westen Neu-Pommerns haben mehrere schiffbare Flüsse, deren Lauf von dichtem Urwalde umsäumt ist.

Die Temperatur im Bismarck-Archipel schwankt zwischen 24° und 33° C. Der Regen fällt das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig. Orkane gibt es hier nicht, Stürme sind selten. Die Gesundheitsverhältnisse sind besser als in Kaiser-Wilhelmsland. Das Fieber verläuft rasch und gutartig. Die Pflanzen- und Tierwelt gleicht der von Kaiser-Wilhelmsland. Manche Inseln, deren Strand, Berge und Täler in

üppigstes Grün gekleidet sind, bilden eine einzige große Kokospflanzung. Auf der Gazellen-Halbinsel gedeihen Baumwolle und Tabak.

Die hier heimischen Papuas sind durchschnittlich mittelgroß, nur auf Neu-Mecklenburg von hohem Wuchse. Ihre Kleidung ist die allerdürftigste. Männer und Frauen tätowieren und bemalen sich mit den verschiedensten Figuren. Nasenflügel und Nasenknorpel werden von ihnen durchbohrt, jene mit dem Federkiel vom Kasuar, diese auf jeder Seite mit abstehenden Dornen oder Hölzern verziert. Auch auf ihren Waffen, die aus Keulen, Schleudern und harten Speeren bestehen, bringen sie allerhand Verzierungen an. Ihre Hütten bestehen aus Stangen und Palmblättern, ihre Nahrung hauptsächlich aus Taro, der äußerst nahrhaften Wurzelknolle einer Staude, oder aus Sago, dem Mark der Sagopalme. Auch genießen sie Kokosnüsse, die Frucht des Brotfruchtbaums, Melonen, Mandeln, eine Kohlart, Hühner, wilde Tauben, Schildkröten und Fische.

Angebaut werden Yams, Kokospalmen und Zuckerrohr. Deutsche Handelshäuser haben auf der Gazellen-Halbinsel Baumwolle- und Kaffeepflanzungen angelegt. An den Küsten herrscht ein lebhafter Handel. Alle Tage werden Märkte abgehalten. An Stelle des Geldes gebraucht man an lange Schnüre gereihte Muscheln, die nach der Länge des Armes gemessen werden, auch geschliffene Muschelplättchen und Perlen.

Seit die Inseln unter deutscher Schutzherrschaft stehen, sind diesen Melanesen, die im Geruch des Kannibalismus stehen, Europäer nicht zum Opfer gefallen, ja sie werden von den Eingeborenen sogar recht freundlich aufgenommen. Die eigenen Toten werden mit großem Gepränge in der Nähe der Hütten begraben. Die Schädel älterer Personen gräbt man nach einiger Zeit wieder aus und trägt sie als Halsschmuck. Eine merkwürdige Sitte ist der Umzug der Duk-Duk-Leute. Diese Leute tragen schreckliche Masken und sind bis an die Knie mit Laubkränzen bedeckt. Acht Tage lang ziehen sie gewöhnlich tanzend von Haus zu Haus. Verliert einer während des Tanzes die Maske, so wird er getötet; andererseits üben sie aber eine Art Femgericht und können Verklagte straflos töten.

Englische Missionare haben hier fünfzehn Kirchen und vierzig Schulen, und französische zwei Kirchen und zwei Schulen errichtet, denen es an Zuspruch nicht fehlt. In nicht zu langer Zeit werden christliche Sitten an die Stelle der barbarischen Gebräuche treten.



Pfahlbauten auf den Admiralitätsinseln.



Nicht ausrotten aber sollte man den schon erwähnten Begriff des „Tabu". Auf einigen Inseln sind gewisse Speisen Tabu, bald für die Männer, bald für die Frauen, bald für alle außer dem Häuptling und



Tanz der Duk-Duk-Leute.

seinem Duk-Dukmanne, der eine Art von unverantwortlichem Lord-Oberrichter und zugleich Scharfrichter in einer Person darstellt. Den Bruch des Tabu-Bannes sucht er unerbittlich heim, obwohl er manchmal zu weit geht und den armen Untertanen an Speise nicht sehr viel mehr übrig läßt als Muscheln und Menschenfleisch.

Die Salomo-Inseln.

Die ebenfalls zu diesem Verwaltungsgebiet gehörenden Salomo-Inseln oder Salomonen schließen sich im Süden an den Bismarck-Archipel an. Sie bestehen aus einer doppelten Inselreihe, die in südöstlicher Richtung vom 5. bis 11. Grad südlicher Breite geht. Gelegentlich der Erwerbung von Samoa sind die beiden Inseln Choiseul und Isabel an England abgetreten worden. Von den großen Inseln verblieb uns nur Bougainville. Das deutsche Gebiet wird auf 10560 qkm mit 40000 Einwohnern geschätzt.



Salomo-Insulaner in der Kriegstracht, (vor der Stirn eine Muschelschale).

Auch die Salomonen sind gebirgig. Auf Bougainville erreichen die Gebirge eine Höhe von 2—3000 m. Man hat sie Kaiser- und Kronprinz-Gebirge genannt. Auf einigen Inseln finden sich noch tätige Vulkane; Erdbeben kommen ziemlich häufig vor. Fast alle Inseln, besonders die kleineren, sind von Korallenriffen umgeben. Die zahllosen Bäche begünstigen einen üppigen Pflanzenwuchs, vornehmlich aus Palmenarten. Die Tierwelt und das Klima gleichen demjenigen von Kaiser-Wilhelmsland.

Die Eingeborenen, ebenfalls Melanesier, sind kleine kräftige Gestalten von tiefschwarzer Farbe. Ihr wolliges Haar tragen sie kurz oder in Zöpfen. Die Liebe zum Schmuck aller Art teilen sie mit fast allen Insulanern der Südsee. Sie tätowieren sich und bemalen den Körper mit rotem Ocker.

Ihre viereckigen Hütten mit Wänden aus Rohr, deren Dach weit über die Wände hervorragt, sind mit Malerei und Schnitzwerk, auch mit Schädeln verziert. Yams, Bananen, Kokosnüsse, Fische, Schildkröten und Schweine, leider auch Menschenfleisch geben die Nahrung ab. Letzteres wird auf unablässigen Kriegszügen erbeutet. Bei dem kanni-

balischen Schmause, der an heiligen und entlegenen Stätten in den Wäldern stattfindet, und an dem Frauen und Kinder nicht teilnehmen dürfen, werden religiöse Lieder gesungen. Palmwein und Tabak sind beliebte Genußmittel.

Bei jedem Dorfe sind sorgfältig umzäunte und wohlgepflegte Felder. Ihre Fahrzeuge bauen sich diese Insulaner selbst mit den einfachsten Werkzeugen und geben ihnen durch seitliche Flöße Stabilität. Solche Doppelschiffe heißen Katamaran. Auch in der Anfertigung von allerlei Gegenständen aus Rohr und Perlmutter zeigen sie große Geschicklichkeit. Ihre Waffen sind Bogen und giftige Pfeile mit Widerhaken, Keule und Schild. Sie bewähren sich als Arbeiter und werden mit Vorliebe für Kaiser-Wilhelmsland angeworben.

Die Salomo-Insulaner teilen sich in einzelne Stämme unter je einem Häuptling, der im höchsten Ansehen steht. Die Frau wird gekauft. Drei Schweine sollen ein gern angenommenes Gebot für eine Frau sein.

Sie verehren Götzenbilder, welche in den Gemeindehäusern und auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt sind. Die Toten legt man auf Gerüsten aus. Das Skelett wird mit großem Gepränge bestattet. In neuerer Zeit haben hier farbige Missionare von anderen Inseln die Ausbreitung des Christentums mit Erfolg in Angriff genommen.

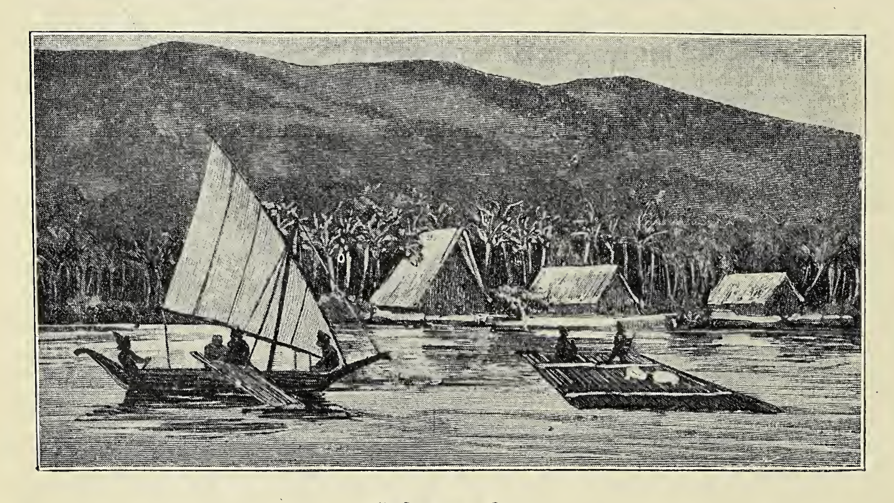
Die Salomo-Inseln wurden 1562 von dem Spanier Mendana entdeckt.

Die Karolinen.

Die Karolinen, so genannt nach König Karl II. von Spanien, ziehen sich in einem Bogen nördlich von Neu-Guinea zwischen den Marschall-Inseln und den Philippinen hin. Sie sind dem Verwaltungsgebiet Deutsch-Neuguinea angeschlossen, ebenso wie die Marianen, und offiziell als Ost- und West-Karolinen mit Ponape und Jap als Vororten unterschieden. Es sind etwa 500 größere und kleinere Inselchen, insgesamt etwa 1450 qkm groß und von etwa 36000 Menschen bewohnt. Die größte kommt noch nicht der Insel Rügen gleich. Man unterscheidet die Palau-Inseln, 7 bewohnte und etwa 20 unbewohnte Inseln, darunter Babeltaob mit 200 qkm Fläche, und Jap mit einem trefflichen Hafen. Die mittlere Abteilung sind Atolls, unter diesen die Lamotrek- und Ruck-Gruppe. Die östliche Gruppe umfaßt die Seniavina-Inseln mit Ponape und Kusaie, letztere mit zwei schönen Häfen.

Die genannten fünf Inseln sind Kinder einer erloschenen vulkanischen Tätigkeit. Die höchste Erhebung ist der Tolokulm oder Montesanto auf Ponape, 892 m.

Die höheren Inseln haben eine reiche Flora. In üppigen Wäldern finden sich die Arekapalme, Bambus, die Orange, süße Bataten und die Tarowurzel, auch viele nutzbare Hölzer. Zuckerrohr und Baumwolle geben gute Ernten. Riesige Schildkröten, Delphine, Kruster, große Tintenfische (Kraken genannt), leider auch der Hai, beleben die Gewässer; alle aber sind nützlich, selbst der Hai wird seiner eßbaren Flossen wegen geschätzt. An Säugetieren finden sich nur fliegende Hunde. Die Taube ist heimisch. Die üblichen Haustiere sind von Europäern eingeführt.



Hafen von Jap.

Das Klima ist tropisch, durch die See gemäßigt.

Die Zahl der Bewohner beträgt 36000, darunter 1000 Weiße, meist deutsche Händler, auch Amerikaner, Spanier und Japaner.

Die Eingeborenen, Mikronesier, gehören zum Stamme der Malaien, sind stattlich gebaut, von nußbrauner Hautfarbe auf den östlichen, von dunkelkupferfarbiger auf den Palau-Inseln. Sie haben schwarzes, glattes Haupthaar, das sie kurz tragen. Viele gehen ganz nackt, die Bewohner der Mortlock- und Ruckgruppe kleiden sich in Mäntel aus Pflanzenfasern. Eingeführte Baumwollenstoffe werden bevorzugt. Das Tätowieren wird schon in der Kindheit begonnen und jahrelang nach kunstvollen Mustern fortgesetzt.

Die viereckigen Häuser auf steinernen Fundamenten haben vier bis

fünf Abteilungen. Vor den Häusern der Häuptlinge befinden sich gepflasterte Plätze für die Feste und Tänze.

So ursprünglich uns die Zustände auf den Inseln auch erscheinen, so haben doch auch diese schon ihr Altertum. Auf mehreren Inseln werden die Besucher durch das Vorhandensein gewaltiger uralter Steinbauten überrascht. Die bekanntesten sind die auf Ponape, „die Ruinen von Naumatal", wo sie, in Vierecken aufgeführt, einen Raum von über 40 Hektar bedecken. Nach Kubary dienten sie einstmals Wohnungen, die über das Wasser hinausragten, als Fundament. Ein anderer Basalthaufen, der aus Blöcken von fast 4000 kg Gewicht aufgebaut ist, war die Gruft eines Häuptlings, in der man Menschenknochen, Steinäxte und Schmucksachen gefunden hat. Mit welchen Mitteln die Insulaner Blöcke von so ungeheuerm Gewicht zehn Meter hoch zu heben vermochten, ist uns unerklärlich. Vielleicht sind diese vulkanischen Inseln Reste eines versunkenen Kontinents. Jedenfalls haben wir künftig von der „Archäologie unserer Südsee-Inseln" noch manche interessante Aufklärung zu erwarten. So weist Paul Sarasin in der „Zeitschrift für Ethnologie" auf die Übereinstimmung der Bauelemente des dorischen Tempels und der Pfahlbauten hin, die in der Südsee noch üblich sind, und W. Hentschel leitet sogar die europäischen Rassen von den Maoris auf Neuseeland und den Malayen ab.

Die Eingeborenen sind gutartig, aber zeremoniös. Ihre Kriege verlaufen meist unblutig; schon ein Toter entscheidet den Ausgang. Man rühmt ihre Dankbarkeit und Gastfreundschaft, die sich nach der noch zu erwähnenden Katastrophe vom April 1906 allerdings nicht bewährte. Ohne deutsche Hilfe wären deren Folgen unübersehbar schrecklich gewesen. Bis vor kurzem waren sie noch arge Kannibalen. Die Priester liefen zuzeiten nach langem Fasten und Beten „amuck". Dann töteten sie jeden, den sie antrafen. Das währte drei Tage, worauf die Leichen gesammelt und rituell auf den heiligen Waldstätten verzehrt wurden. Dieselben Leute sieht man jetzt, wie Stephenson erzählt, in europäischer Kleidung den Dandy spielen und den Erlös der Waren in europäische Luxusgegenstände umwandeln. Die Bewohner der Palaus gelten für hinterlistig und habgierig.

Die Kähne dieser Insulaner, aus dem Holz des Brotfruchtbaumes als Katamaran gebaut, sind zu weiten Seereisen tauglich. Sie dienen dem Fischfang, der mit der Schleppangel, mit Reuse und Netz betrieben wird.

Der Acker- und Gartenbau beschränkt sich auf die Batate, Brotfrucht- und Kokospalme. Auch hier ist der wichtigste Ausfuhrartikel die Kopra.

Die Frauen sind dem Manne gleichberechtigt. Auf den Palau-Inseln haben sie sogar ihre eigene Regierung; eine Anzahl von Frauenhäuptlinginnen stehen den Häuptlingen der Männer zur Seite. Das Eheleben ist zerrüttet, und unter den Ledigen herrscht große Sittenlosigkeit. Sie haben zwei Stände: die Häuptlinge mit dem Adel und das gemeine Volk. Mehrere Häuptlinge stehen zuweilen unter einem gemeinsamen Könige. Er ist ihr Lehnsherr, dem sie im Falle des Krieges Truppen stellen. Der König verleiht auch einen Orden, den um das Handgelenk zu tragenden Wirbel der Meerkuh. Man glaubt an unsichtbare Götter, denen man unblutige Opfer bringt, treibt Ahnen- und Geisterkult.



Junge Krieger von Jap.

Kopra, Schildpatt, Brotfrucht und Taro werden für Glasperlen, Eisen, Werkzeuge und Gewehre eingetauscht. Daneben gibt es Palaugeld, kleine Stückchen gebrannter Erde oder geschliffenen Glases. Die heutigen Bewohner können es gar nicht herstellen, da sie weder das Material noch die Kunst des Schleifens kennen. Einige Formen und Stücke dieses Geldes haben heute einen Wert bis 15 000 Mark. Auch große Mühlsteine standen bisher hoch im Wert.

Die weiße Bevölkerung beläuft sich auf 77 Köpfe im Ost- und 73 im Westbezirk, einschließlich Palau. Dazu kommen in diesem 34 Japaner und 5 angesessene Chinesen und eine Anzahl Philippiner und Chamorros. Man schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 13 000 Köpfe in jedem Gebiet.



Versammlungshaus und Geldsteine auf der Insel Jap.

Der Handel liegt vornehmlich in den Händen der deutschen Jaluit-Gesellschaft, die 20 Faktoreien hat. Sie exportiert Kopra, Schwämme, Perlschalen, Schildpatt, Brotfrucht und eßbaren Trepang. Die wirtschaftliche Entwicklung, unter der spanischen Wirtschaft gehemmt, hat sich unter dem Schutze des Deutschen Reiches schnell gehoben, namentlich durch den Plantagenbau, der Zuckerrohr und Tabak zum Gegenstande hat, durch öffentliche Bauten, Dämme, Brücken und Einführung einer reicheren Pflanzen- und Tierwelt.*)

Eine Schönheit von Jap mit dem aus geschlitzten Bananenblättern bestehenden Rock.

Auf Ponape, Jap, Truk (Karolinen) und Saipan (Marianen) befinden sich Postagenturen nebenamtlich in den Händen der Stationsleiter der Jaluit-Gesellschaft, auch bildet sich seit 1905 ein Mittelpunkt des Kabelnetzes Menado (Celebes) — Guam — Schanghai, das der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft in Cöln a. R. gehört.

Der Norddeutsche Lloyd hat zwei Dampferlinien, von Singapore und Hongkong, die Jaluit-Gesellschaft eine solche von Jaluit nach Ponape.

Einzelne dieser Inseln wurden schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch den Portugiesen Diego de Rocha entdeckt. Erst 1827 und 1828 wurde die ganze Inselgruppe von dem russischen Kapitän Lüttke erforscht. Am 25. August 1885 heißte S. M. S. „Iltis" auf Jap die deutsche Flagge. Spanien protestierte, ein Schiedsgericht des Papstes entschied am 22. Oktober zu dessen Gunsten. Als Spanien aber 1899

*) So wurden u. a. 1000 Marienkäferchen eingeführt, um der Schildlaus, dem Schädling der Kokos, Abbruch zu tun.



Dorf auf den Palauinseln.



die Philippinen an Amerika verlor, trat es am 30. Juni 1899 die Karolinen, Palau-Inseln und Marianen gegen 16 Millionen Mark an Deutschland ab.

Als Regierungssitze dienen Ponape, Jap und Saipan.

Vom 19. bis zum 22. April 1906 brauste ein fürchterlicher Taifun oder Wirbelsturm in einer Breite von 55 Seemeilen über die Ost-Karolinen dahin, wobei 46 Menschenleben verloren gingen. Sämtliche Häuser, Fahrzeuge aller Art und die Baumbestände, Kokos- und Brotfrüchte wurden zerstört. Die Weißen allein verloren eine halbe Million. Der Regierungsdampfer „Ponape" konnte wieder abgebracht werden. Alle Fische verschwanden. Eine Hungersnot raffte noch 120 Eingeborene hinweg. Auch in Truk starben 80 Leute an der Beriberikrankheit. Regierungsseitig geschah alles, um die Not zu lindern und neue Pflanzungen zu schaffen. Viele japanische Nutzpflanzen wurden mit Erfolg eingeführt.

Eine weitere Verheerung richtete dann der Taifun am Karfreitag desselben Jahres auf den Ululsi-Inseln, nordöstlich der Nord-Karolinen, an; 230 von 800 Eingeborenen blieben tot, und viele der Überlebenden wurden von unseren Dampfern „Planet" und „Germania" nach den Palaus und Marianen übergesiedelt.

Die Entwaffnung der Eingeborenen ging in friedlicher Weise vor sich. Auch gilt der Geburtstag des Kaisers bereits als nationaler Festtag.

Seit 1696 bemühten sich die Spanier, das Christentum einzuführen. Doch erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es protestantischen Missionaren von Hawaii, hier festen Fuß zu fassen. Die Methodisten besitzen auf Kusaie und auf der Ruckgruppe zwei Haupt- und 13 Nebenstationen. Auf Ponape und Jap wirken die Kapuziner.

Die Marschall-Inseln.

Die Marschall-, offiziell die Marshall-Inseln, zwischen dem 4. und 15.° nördlicher Breite und dem 162.° bis 174.° östlicher Länge, bilden mit den Karolinen-, Marianen- und den Gilbert-Inseln jene große Inselgruppe, die wegen der äußeren Erscheinung der Bewohner unter dem Namen Mikronesien zusammengefaßt wird. Die Marschall-Inseln bestehen aus zwei Inselketten, von denen Ralik die innere und Ratak die äußere ist.

Die mit Handelsstationen besetzten größeren Inseln heißen Milli, Arno, Mejuru, Maloelab, Mejit, Ebon, Namrik, Alingelabab, Lieking. Eine 400 Seemeilen entfernte Insel Nauru, welche außerordentlich große Phosphatlager enthält, die seit Anfang 1907 ausgebeutet werden, gehört in dieses Verwaltungsgebiet. Sie betragen insgesamt etwas mehr als 440 qkm mit 15000 Einwohnern.

Alle diese Inseln sind sogenannte Atolle, d. h. jede besteht aus mehreren oft sehr schmalen, flachen, von der Brandung zerrissenen Riffen, die mehr oder weniger eiförmig eine Lagune umschließen.



Atoll.

Die Korallentierchen, die diese Riffe aufbauen, bevorzugen solche Lagen, wo Wind und Strömungen ihnen Nahrung zuführen. Daher sind die Außenkanten nach der See und namentlich in der Richtung der Passate und Meeresströmungen hin höher als die nach dem Innern der Lagune zu gelegenen. Sturm und Flut zerreißen den unregelmäßigen Ring und schaffen dadurch Einfahrten mit unter Umständen gefährlichen Strömungen. Die Brandung löst ganze Blöcke heraus und wirft sie auf das Riff, dessen Oberfläche durch Wind und Sonne in einen feinen Sand aufgelöst wird. Im Laufe der Zeit bildet sich eine dürftige Erdschicht, worauf die durch die Strömung angeschwemmten Samen Wurzel fassen. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, niedriges dorniges Buschwerk, die an allen tropischen Küsten vorhandene stelzfüßige Mangrove, grobes Schilf, mancherlei duftende Blumen siedeln sich an.

Die Tierwelt besteht aus prachtvollen Tauben, Strandläufern, Eidechsen, Schmetterlingen. Schweine, Hühner, Enten, allerlei kleine Nager, Hunde und Katzen haben den Menschen begleitet. Das Klima ist mild.

Die Bewohner sind klein, schmächtig, von gelber oder schwarzbrauner Farbe. Sie kleiden sich in schön geflochtene Matten, der Mann auch wohl in einen aus Pflanzenbast gefertigten Rock. Das lange Haar wird zu einem Knoten auf dem Wirbel geschlungen. Beide Geschlechter schmücken sich mit Blumen und Blättern und tätowieren sich je nach ihrer Vornehmheit. Ihre Wohnungen bestehen aus Dächern von Kokosblättern auf mannshohen Pfählen. Als Kopfkissen dienten ihnen hölzerne Böcke zum Schutz für die Frisur, wie schon die alten Ägypter sie kannten, und wie auch die Japaner sie in Gebrauch haben. Sie nähren sich von Kokosnüssen, Palmenkohl, Brotfrucht, Reis, Fischen, die in diesen Gewässern reichlich vorhanden, zum Teil überaus bunt und schillernd, aber auch namentlich in der Laichzeit sehr giftig sind, und vom Fleisch der Schildkröten, Hühner und Tauben. Aus dem Saft der Palmen bereiten sie Sirup, Essig und auch ein gefährlich berauschendes Getränk, weshalb das Anzapfen der kostbaren Bäume, die danach eingehen, vielfach unter Strafe gestellt ist.

Das Hauptprodukt dieser Insel ist die Kopra, die lufttrockene Schale der Kokosnuß, die ein gutes Öl liefert und von deutschen, amerikanischen und englischen Händlern für europäische Waren eingetauscht wird. Gepreßter Tabak dient als gangbare Münze, um welche die Eingeborenen auch gern zu spielen pflegen.

Sonst geben diese Inseln wenig Gelegenheit zu gewinnbringender Arbeit, außer daß in einigen Lagunen nach Perlen und Perlmutter gefischt wird. Der Boden zur Anlage von Gärten muß zu Schiff als Ballast herangeschafft werden und findet willige Abnahme. Doch ist die Schiffahrt an die Passatwinde gebunden, die ebenso wie der Regen manchmal ausbleiben. Zuweilen geht auch, wie dies im Jahre 1906 der Fall war, eine Sturmflut über die niedrigen Atolle hinweg und richtet das Werk vieler Geschlechter zugrunde. Dann herrscht hier große Not, der unsere Regierung abzuhelfen sich bemüht.

Die Insulaner der ganzen Südsee haben strenge Standesunterschiede. Die Grundbesitzer unter Erbhäuptlingen bilden eine Aristokratie, welche die Besitzlosen beherrscht. Aus der Zahl der Häuptlinge wird der König gewählt, der den Handel nicht selten in seinen Händen vereinigt.

Die Mikronesier sind ein fröhliches, gutartiges Völkchen. Ihre Spiele und Tänze sind kunstvoll und anmutig, auch ihr Gesang ist nicht zu verachten. Ehedem waren sie kühne Seefahrer. Die Segnungen einer Kultur, die bisher von Menschenräubern, den sog. Kidnappern, und den nicht immer sehr christlich verfahrenden Besitzern kleiner Schiffe an diesen Strand getragen wurden, haben aber wenig Gutes gezeitigt. Diebstahl, Trunksucht und Laster aller Art räumen unter dem Volke auf und zwingen zu der Annahme, daß es dem Untergange geweiht sei.

Sein höchster Gott, Avis, ist ein Geist. Er soll sich indessen in die Kronen ihm geweihter heiliger Bäume sichtbarlich niederlassen. Neben ihm gibt es eine Menge anderer Götter, ja jedes Menschenkind bildet sich ein, einen besonderen Schutzgeist unter den Himmlischen zu besitzen. Jeder Vogel, jedes Geräusch erregt abergläubische Vorstellungen bei diesen Kindern der gewaltigen Meereseinsamkeit. Jedes wichtige Unternehmen, sogar die Fischzüge werden durch Opfer eingeleitet. Seit mehreren Jahrzehnten sind französische und amerikanische Missionare auf den Marschall-Inseln tätig und haben Eingeborene mit Erfolg zu Missionaren und Lehrern herangebildet, die das Missionswerk in ihrer Weise eifrig fortsetzen. Zurzeit sind noch drei weiße Missionare hier ansässig, zwei katholische deutsche und ein protestantischer Amerikaner.

Die Inselgruppe erhielt ihren Namen nach dem Engländer Marshall, der sie 1788 entdeckte. Seit 1878 befindet sich auf der Insel Jaluit eine deutsche Kohlenstation, seit 1885 ist die Gruppe deutsch.

Die Gesamtzahl der Weißen beträgt zurzeit 73, davon 10 Frauen (auf Jaluit allein 61), 45 hiervon sind Deutsche, 4 Engländer, 3 Amerikaner; von diesen gehören 13 der Mission an, 16 sind Kaufleute. Die übrigen verteilen sich fast auf alle Nationalitäten der Welt. Besonders sind die Chinesen, wie in der ganzen Südsee, stark vertreten. Sie haben fast alle Stellungen als Handlungsgehilfen, Köche usw. inne. Für junge Europäer solcher Stellungen ist dies kein Gebiet.

Auf Jaluit, das seit 1888 auch einen Kaiserlichen Kommissar und eine Kaiserliche Postagentur beherbergt, befinden sich 24 Deutsche. Sowohl die Hamburger Jaluitgesellschaft wie die Pacific-Islands'-Company in London, ebenso unsere Kriegsschiffe befördern die Postsendungen, die erste Gesellschaft von Sydney über Jaluit, Ponape, Ruck, Jap nach Palau und zurück. Die Post findet in Ponape Anschluß an den Reichspostdampfer der Zweiglinie Hongkong-Sydney. Die Postverbindung

findet 3mal jährlich über Sydney statt. Im Jahre 1905 betrug die Zahl der Briefsendungen 6087 nebst 8000 Zeitungen. Die sogenannten Nachnahmen wurden sämtlich eingelöst. Der schnellste Weg über San Francisco nimmt etwa fünfzig Tage in Anspruch. An Pflanzungen sind 2480 ha vorhanden.

Die Ausfuhr, Kopra, belief sich 1905 auf 3,47 Millionen kg im Werte von 695 000 Mark, die Einfuhr insgesamt auf 651 000 Mark, meist in Verzehrungsgegenständen, Geweben und Eisenwaren bestehend, in deren Beschaffung sich Deutschland mit England, Australien, China und Amerika teilt. Ein großer Teil der Kopra, 1,3 Millionen kg, geht nach Chile, und fast ebensoviel nach Frankreich. Für 5000 Mark Haifischflossen nimmt China auf; 13 Dampfer (6 deutsche) und 41 deutsche Segler liefen 1905 Jaluit an, mit zusammen 16 000 Registertonnen. Auch der kleine Kreuzer „Seeadler" (1650 T.) stattete den entlegenen Inseln einen Besuch ab.

Die Boston-Mission hat auf Nauru einen deutschsprechenden Missionar eingesetzt. Die katholische Mission vom Heiligen Herzen Jesu unterhält eine Schule auf Jabwor mit 18 Schülern.

Die Marianen.

Die Marianen wurden durch den Vertrag vom 17. November 1899 von Spanien an Deutschland abgetreten. Sie liegen zwischen 13° und 21° N., 141° und 152° O. Nur die Insel Guam ist innerhalb dieser Grenzen amerikanisch. Der Hauptzug der Gruppe geht von Guam fast direkt nordwärts und bildet mit den Vulkan- und Bonin-Inseln die Brücke zwischen Japan und Australien.

Die Marianen sind durchweg vulkanischen Ursprungs. Der Basaltkern der meist aus einem Bergkegel bestehenden Inseln oder auch der Gruppengebirge (Saipan, Tinian, Pagan) ist indessen wie bei den Gebirgen in Neu-Guinea bis hoch in die Gipfel von Korallenfelsen umgeben. Das gemeinschaftliche Verwitterungsprodukt ist ein schwerer, roter Ton, der die Täler und Gebirgsfalten bedeckt oder sich auf den Stufen der zu Terrassen abwitternden Bergkegel lagert.

Die Vulkane sind erloschen, nur auf Pagan erhebt sich ein mächtiger Feuerberg, dessen steile und kahle Hänge mit Asche bedeckt sind, und der

breite, jüngst erstarrte Lavaströme in die erloschenen Krater älterer, fast bis zur Meereshöhe versunkener Vulkane sendet. Auch auf Asuncion (Assungong) soll sich noch ein tätiger Vulkan befinden. — Eine hohe Brandung steht um die Küsten fast aller Inseln, und die Landung ist zuweilen schwierig. — Geschützte Häfen sind auf Saipan und Pagan. Das Klima ist tropisch mit einer von Mai bis Oktober dauernden Regenzeit. Dauerflüsse gibt es nur auf Rota (vier) und auf Saipan (sechs), aber diese fließen nach der Seite, wo sich die Hauptsiedelung nicht befindet. Ein wirklicher Wassermangel macht sich indessen bei den reichlichen Regenfällen nicht bemerkbar, der schwere Ton hält die Feuchtigkeit lange fest und erzeugt eine üppige Pflanzenwelt. Die meisten Inseln sind bis in die Gipfel mit wertvollem Walde bedeckt; auf größeren Lichtungen erscheint mannshohes Gras, das die Eingeborenen seither immer wieder anzuzünden pflegten, wobei jedesmal der Waldrand mit verbrannte und die Savanne sich vergrößerte. Dieses Absengen ist jetzt bei Strafe verboten, und es ist zu hoffen, daß hierdurch und eine neu erlassene Forstordnung der gefährlichen Waldverwüstung vorgebeugt wird. Die Savannen selbst sollen mit Kasuarinen oder auch mit Kokosbäumen, welche beide Arten sehr genügsam sind, neu bepflanzt werden. Im Walde finden sich ausgedehnte Kokosbestände, die dem Staate gehören, aber seit jeher von den Eingeborenen ausgenützt wurden. Jeder schnitt Kopra und Blätter zu Bedachungen, soviel und wann es ihm beliebte, daher befinden sich diese „Kokale“ in traurigem Zustande. Die Deutschen haben sogleich eine neue Ordnung der Dinge eingeführt. Jetzt müssen die Gemeinden als solche die Ernten und Neuanpflanzungen vornehmen und den Erlös der Kopra nach Einbehaltung von 10 Prozent für unvorhergesehene Gemeindebedürfnisse unter die Familien gleichmäßig verteilen.

Der sehr gemischte und für alle Teile der Südsee typische Bevölkerungszustand ergibt sich aus folgender Übersicht: 3 Deutsche, 3 Spanier, 12 Japaner, 13 Malaien, 4 Tagalen (Philippiner), 650 Karoliner, 1253 Chamorro, in Summa 1938 Köpfe.

Die Urbevölkerung oder vielmehr ihre spärlichen Reste sind eben diese Chamorro, die nach ihrer Sprache mit den Malaien, nach ihrem Gesichtsschnitt mit den Mongolen verwandt sind. Ihre Zahl wurde bei der Ankunft der Spanier 1669 auf hundert- bis hundertfünfzigtausend geschätzt, und die Spuren volkreicher Niederlassungen: Gefäßtrümmer, Steinmauern und hohe Säulen mit mächtigem Kapitäl finden sich auf

allen, auch auf den kleinen Inseln. Der spanische Gouverneur General Madrazo aber ließ 1698 die Bewohner sämtlicher Inseln zwangsweise nach Guam bringen, um sie dort bequemer taufen lassen zu können. Nur die Entvölkerung von Rota gelang nicht vollkommen, dank ihren zahlreichen, geräumigen Höhlen. Die Bewohner dieser Insel sind daher heute nach Gestalt und Sprache als die einzigen unvermischten Reste der alten Chamorro anzusehen.

Krankheiten oder andere unbekannte Ursachen haben dann auch den Rest der Urbevölkerung dahingerafft. Das Einwohnerverzeichnis von 1710 weist eine Gesamtbevölkerung der beiden allein noch bewohnten Inseln Guam und Rota von 3678, das von 1790 eine solche von nur 1639 Köpfen auf. Im Anfang des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl durch Zuwanderung von Tagalen und Ruck-Karolinern. Die letzteren, überaus kräftige, schöne Menschen, haben den Brauch ihrer Heimat bewahrt. Sie gehen fast nackt, feiern ihre heimischen Tänze und Gesänge, ihren Totenkult und andere geheimnisvolle Bräuche und sind wohl nur Namen-Christen, im übrigen aber durchaus gehorsame und gutmütige Menschen. Neben ihrer Muttersprache verstehen und sprechen alle das Chamorro. Sie neigen zu früher Heirat und starker Vermehrung, nur auf Rota geht ihre Zahl zurück. Die ehemaligen Niederlassungen befanden sich auf den Höhen, am Ufer der Flüsse, die sie zur Bewässerung höchst kunstvoll angelegter Reisfelder benutzten. Die spanischen Mönche bauten ihre Kirche und sammelten ihre Gemeinde fernab vom frischen Wasser auf einer sandigen Landzunge. Die Folge war eine Verringerung der mit Reis bestellten Fläche, schlechtere Ernährung, schlechtes Wasser, Dysenterie, Empfänglichkeit für Lepra, Lupus, Blattern und andere Hautkrankheiten. Das ist ein Beispiel spanischer Kolonisationskünste.

Der Gesundheitszustand auf Rota ist sehr schlecht, von 116 zur Arbeit verpflichteten Männern sind nur 22 arbeitsfähig.

Das Hauptgewicht bei der Bekämpfung der Krankheiten wird auf vorbeugende Maßregeln gelegt. Neben der Isolierung der ansteckenden Kranken gewährt die obligatorische Schule die Möglichkeit, alle kranken Kinder der ärztlichen Behandlung zu unterwerfen. — Der besonders von den Karolinern geübte Mißbrauch der „Tuba“, des gärenden, nicht destillierten Palmsaftes, ist durch die Verordnung eingeschränkt, daß jeder Familie nur zwei Kokosbäume zur Herstellung von Essig, Hefe und Sirup auf Grund einer schriftlichen Erlaubnis des Bezirksamtes

freigegeben sind. Die Bereitung von Tuba als Getränk ist verboten. Von höchster Bedeutung für die Gesundheit ist die Wasserfrage. Wie erwähnt fließen die Dauerflüsse nach der unbesiedelten Ostküste. Um nun die für die Insel so wichtige Reiskultur auf die frühere Höhe zu heben, soll durch Verwaltungsmaßregeln: dreijährige Steuerbefreiung, unentgeltliche Überlassung von Land, Wegebau, die Bevölkerung an die Orte zurückgeführt werden, wo ihre gesünderen Vorfahren einst gelebt haben. Die Gesundheit der Europäer ist fortdauernd günstig. Malaria ist hier unbekannt; Dysenterie in leichter Form ist dagegen unter den Eingeborenen häufig. In Guam sollen auch die amerikanischen Truppen schwer darunter leiden. Das Wasser hier ist mit großer Vorsicht zu verwenden.

Die weiße Bevölkerung zählt 23 Personen, davon 18 deutsche; die Japaner sind auf 21 zurückgegangen, die Spanier auf 5. Ruck- und Boninleute finden sich hier ein, um den hohen Tagelohn von 1 Mark zu verdienen, und kehren dann mit Vorräten, die hier billig sind, wieder heim.

An der Spitze jeder Gemeinde — auch der bloßen Arbeitergemeinden der nördlichen Inseln — steht der „Ortsschulze“ und ein „Vertreter“. Die Dörfer sind in Bezirke eingeteilt, für die je ein „Aufseher“ ernannt ist. Er erhebt die Steuern und bestimmt die aus seinem Bezirk für die öffentlichen Arbeiten zu stellende Mannschaft. Die Gemeindebeamten werden vom Bezirksamt ernannt, wobei indessen die Wünsche der Bevölkerung berücksichtigt werden, so daß jeder Aufseher zugleich der Vertrauensmann seines Bezirkes ist. Sie erhalten eine monatliche Belohnung. Mit dem System sowie mit den Personen sind seither nur günstige Erfahrungen gemacht worden, wie überhaupt bemerkt werden soll, daß die deutsche Verwaltung bei jeder Gelegenheit und von seiten aller Eingeborenen ohne Ausnahme das freudigste und eifrigste Entgegenkommen findet.

Die Haupterwerbsquelle der Eingeborenen — Chamorro wie Karoliner — ist die Gewinnung der Kopra, die von japanischen Händlern zum Preise von 120 bis 140 Mark die Tonne aufgekauft, in vielen Fällen gegen Waren eingetauscht wird. Infolge der Taifune ging die Ausfuhr von 154 000 Mark im Jahre 1904 auf 95 000 Mark zurück. Hier wie auch auf den Karolinen tritt dagegen eine sehr große Einfuhr in die Erscheinung, die indessen nur den bedeutenden Anstrengungen unsrer Regierung zuzuschreiben ist, die Fehler der Vergangenheit und die Schäden der Gegenwart wieder gut zu machen. So schreitet der Anbau von Feldfrüchten rüstig fort. Bisher verließen sich die Eingeborenen auf die

Brotfrucht, die der Wald in reichlicher Menge liefert. Beiden Stämmen fehlt eine gewisse lebensnotwendige, wenn auch philosophisch zu zügelnde Freude am Gelderwerb und Geldersparen. Im Verein mit angeborener oder erworbener Trägheit wirkt dies der Fortentwicklung sehr entgegen.

Die Viehzucht hebt sich. Die Rinder dienen vornehmlich als Zug- und Reittiere. Bei Futteranbau und Pflege hat eine geregelte Vieh- und Milchwirtschaft nach deutscher Art sich auch hier, wie in unsern anderen südlichen Schutzgebieten, einrichten lassen. Auf Saipan wurde eine staatliche Viehwirtschaft mit zunächst etwa vierzig, auf Rota eine solche mit zunächst sieben Stück Rindvieh begründet.

Daß der Viehstand früher hier reichlich vorhanden gewesen sein muß, beweist eine verwilderte Herde von etwa 500 Stück Rindvieh neben Tausenden von Schweinen und Hühnern auf Tinian. Jetzt darf wöchentlich nur ein abgängiges Tier geschossen werden.

Auf Rota befindet sich ein Bestand prächtiger Hirsche. Es wurde eine mehrjährige Schonzeit angeordnet.

In früheren Zeiten blühte hier der Fischfang. Mit ihren Segelbooten, deren eigentümliche Form den Entdecker Magalhaes veranlaßte, die Inseln die der „lateinischen Segel" zu nennen, fuhren die Chamorros ins Meer hinaus und unterhielten einen lebhaften Verkehr zwischen den einzelnen Inseln. Der Gebrauch solcher Segelkanus wurde vom spanischen Gouvernement verboten!

Der Unterricht wird in der Chamorrosprache erteilt, die von allen, auch von den drei deutschen Beamten gut verstanden und das Spanische bald ganz verdrängt haben wird. Man zählt schon 300 Schüler und Schülerinnen mit fünf einheimischen Lehrern.

Dank der Verpflichtung zur öffentlichen Arbeit wird es nicht schwer sein, die Eingeborenen zur Ausführung größerer gemeinschaftlicher Kulturarbeiten im eigenen Interesse zu veranlassen.

Die Inseln, welche zu Beginn der spanischen Herrschaft wenigstens 50000 Bewohner hatten, beherbergen heute nur deren 2000. Möglich, daß auch Katastrophen zu dieser Entvölkerung beigetragen haben. Orkane sind häufig. Besonders vom 7. bis zum 9. November 1905 wurden in Saipan sämtliche Amtsgebäude zerstört. Das barometrische Minimum betrug 700 mm. Nur die japanischen Holzhäuser mit schweren Ziegeldächern bewährten sich gegen diese Windsbraut, die auch die Erntehoffnungen auf zwei Jahre vernichtete. Unsre Behörden ließen sofort Mais und

Süßkartoffeln anbauen, so daß wieder ein Überfluß an Nahrungsmitteln vorhanden ist. Auch die Amerikaner in Guam erwiesen sich als sehr hilfsbereit. In Anbetracht der den Marianen vermutlich bevorstehenden Bedeutung für den Weltverkehr sollen die verlassenen Inseln neu besiedelt, und die Einwanderung aus Guam, wohin nur spärliche Transportgelegenheit vorhanden ist, soll möglichst begünstigt werden. Die Segler der Hiki-Kompagnie zu Tokio und eines in Japan ansässigen Engländers vermitteln zurzeit etwa aller zwei Monate eine Verbindung Saipans mit Yokohama, Rota, Guam, und etwa aller vier Monate auch mit Jap. Der Dampfer der Jaluitgesellschaft läuft diese Inseln auf dem Wege Hongkong-Sydney dreimal hin und her an.

Die Marianen liegen im Schnittpunkte der großen Verkehrsstraßen der Zukunft: Japan—Australien, San Francisco—Philippinen, Ostasien—Panama. Und wenn sich auch zunächst das amerikanische Guam rascher entwickeln wird, so ist doch dem deutschen Handel und Verkehr in den Marianen die Möglichkeit gegeben, sich einen Stützpunkt zu schaffen, der vor Guam manches voraus haben wird, vor allem den besseren Hafen von Tanapag auf Saipan.

Die Samoa-Inseln.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns die kleine Inselgruppe von Samoa (auch Irrigatoren- oder Schiffer-Inseln) zwischen dem 168. und 173.⁰ westlicher Länge und dem 13. und 14.⁰ südlicher Breite, und zwar als östlichen Abschluß unseres gesamten Schutzgebietes und in der Fortsetzung der Salomo-Inseln.

Die Reichsregierung hatte schon im Jahre 1874 auf die große Bedeutung dieser Gruppe in ihrer zentralen Lage hingewiesen und sich bereit erklärt, die Besitzungen und Plantagen von etwa 53 000 ha Umfang der in Geldverlegenheiten geratenen deutschen Seehandelsgesellschaft Godeffroy in Hamburg zu übernehmen und eine deutsche Schutzherrschaft dort zu errichten. Fürst Bismarck vollzog damals den ersten Schritt auf dem Wege dieser folgenreichen Politik. Seine Vorlage aber wurde am 24. April 1880 im Reichstage abgelehnt. Es geschah mit knapper Mehrheit seitens eines inneren Interessenkreises, der ahnungsvoll durch solche „romantischen

Unternehmungen" seinen monopolartigen Halt über die finanzielle Entwicklung des deutschen Volkes gefährdet sah und Deutschland selbst nur als Kolonie betrachtete.

Diese Inseln haben dank ihrer Lage eine Bedeutung wie etwa Honolulu im nördlichen und Auckland im südlichen Gebiet des Großen Ozeans. Um so mehr, nachdem es uns gelungen ist, unsere Stellung in China zu befestigen.

Die Ablehnung war also gewiß ein harter Schlag für den weitausblickenden Staatsmann und für die kühnen Reeder, welche die deutsche Unternehmung in Reih und Glied mit denen anderer europäischer Völker stellen wollten. Aber die Zielbewußtheit unserer auswärtigen Politik wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Die inneren Verhältnisse Samoas gab seit jeher zu einem Eingreifen fremder Mächte Anlaß. Auf dem Kreuzpunkte der verschiedensten Ozeanwege liegend, sind die Samoa-Inseln so wichtig, daß die Wirren auf denselben auch auf Handel und Verkehr der Südsee einwirken müssen. Und deren Entwicklung kann sich kein Volk mehr entziehen oder der Welt abschließend sich gegenüberstellen. Auch stehen uns die Samoaner bei weitem näher als die Bewohner der übrigen Südsee.

Samoa, d. h. die heilige Erdmitte, besteht aus acht größeren und fünf kleineren Inseln. Von Osten nach Westen gehend heißen die ersteren Manua, Olosenga, Ofu, Tutuila, Upolu, Manono, Apolima und Sawaii. Am Ostende von Upolu liegen die drei kleineren Inseln Nautele, Fanuatapu und Namua. Am Ostende von Tutuila liegt Anuu, weiter ab die Korallen-Insel Rosa. Sie umfassen zusammen 2812 qkm, wovon auf Sawaii 1797, auf Upolu 842, auf Tutuila 164 und auf Manua 52 qkm kommen.

Die interessante Gruppe wurde schon im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen angelaufen und Baumanns-Inseln getauft. Der französische Reisende Bougainville, dessen Namen heute noch eine der deutschen Inseln des Bismarck-Archipels trägt, nannte sie 1768 Schifferinseln; genauer erforscht wurden sie erst durch John Williams 1830 und neuerdings durch den Deutschen Gräffe im Dienste der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft.

Auch diese Inseln sind vulkanisch. Sie erheben sich senkrecht bis zu 1200 m aus dem Meere und haben deshalb Mangel an Häfen. Sawaii ist von zwei Kraterketten durchzogen, deren höchster Gipfel, der Mua oder Glühende, noch vor hundert Jahren tätig war. Auch hat sich 1905 auf der

Nordseite von Sawaii ein neuer Vulkan gebildet, der mehrere Dorfschaften verheerte. Trotz zahlreicher schwarzer Lavafelder ist das Innere mit üppigem Urwald bedeckt, der zahlreiche Ströme und Wasserfälle aussendet, die wie Silberfäden zwischen dem Grün der Farne und Lianen sich ausnehmen.

Die regelmäßigen Regenschauer erhalten das Land in steter Feuchtigkeit. Im Innern von Upolu liegen zwei große schöne Bergseen.

Das Thermometer steigt im September und Oktober bis 29° und sinkt im Juni und Juli bis 17° C. Die Regenzeit währt von November bis März. Dann herrschen Orkane, wie einem solchen zwei unserer Kriegsschiffe zum Opfer fielen.



Apia.

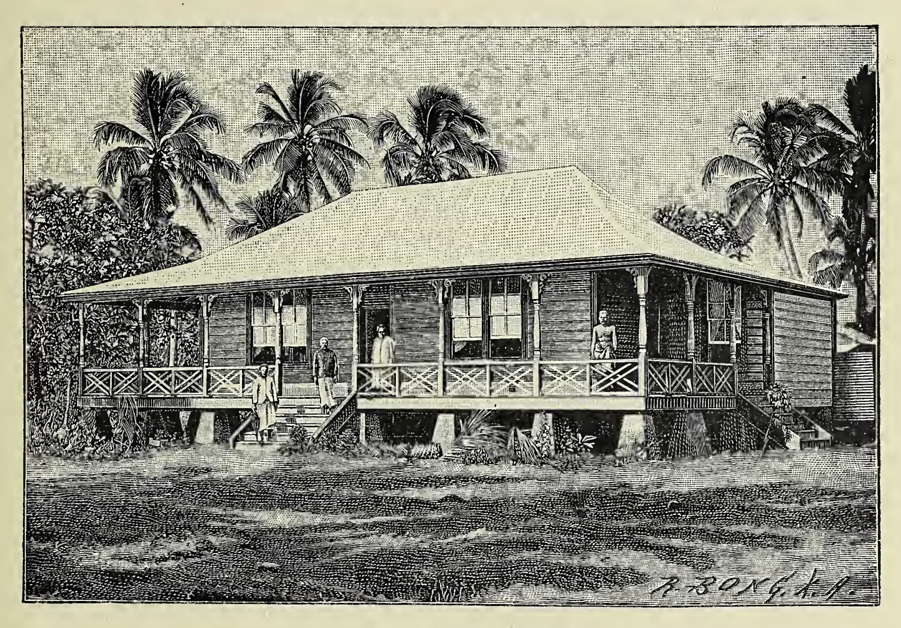
Nur die Küste ist bewohnt. Apolima und Manono hat sich die samoanische Aristokratie erhalten, welche keinen Boden veräußert. Für den Handel ist Upolu am wichtigsten und Sitz der Europäer. An dessen Nordküste liegt Saluafata in einer weiten Bucht, welche die Inseln der Seligen mit den Mausoleen früherer Krieger unter Palmen und Hainen beherbergt.

Hier steht auch das größte evangelische Missionshaus. Weniger günstig ist der Hafen von Apia an derselben Küste, dessen Einfahrt durch Korallenriffe eingeengt ist, und der nur eine Tiefe von 8 bis 16 m hat. Apia beherbergt außer Warenlagern Villen der deutschen, amerikanischen und englischen Konsulate, die englische Mission, eine evangelische und eine katholische Kirche, die großen Hallen der ursprünglich Godeffroyschen

Handels- und Plantagengesellschaft und das im europäischen Stil erbaute Empfangshaus des Königs. An der Südküste Upolus liegt das 4000 Einwohner zählende Falealili.

Die beiden größten und bevorzugtesten Inseln, Sawaii und Upolu, mit den dazwischen liegenden Apolima und Manono sind nunmehr deutsch geworden.

Sehen wir uns in Apia um. Es ist ein erhebendes Gefühl, das den Sohn des deutschen Vaterlandes anwandelt, wenn er in einem weltfremden Hafen landend die schwarz-weiß-rote Flagge flattern sieht wie



Der Königspalast in Apia.

hier auf dem Grundstück der Handelsgesellschaft. Es ist eine ganze Gruppe von imposant wirkenden Bauten, unter denen die Lagerhäuser wohl die interessantesten sind. Dort sind alle jene Artikel aufgestapelt, die von der Gesellschaft an ihre auf den Inseln verteilten etwa hundert Stationen zu Gewinn bringendem Austausch versandt werden. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, um welche Dinge es sich da handelt. Wir finden sie in Grubes Buch: „Geographische Charakterbilder" aufgezählt. Sie füllen viele Seiten, und dennoch fehlt so viel des Neueren, wie es z. B. die jüngste Technik, die elektrische wie die chemische, mit sich bringt. Ein

wenig sich in diesem scheinbaren Chaos umzusehen, bringt reichlichen Gewinn. Wir sehen schwarze Missionsröcke in Lüster, Hosen in Tuch oder Lüster, weiße Anzüge, Ledergürtel zum Teil mit Taschen und Messerscheiden. Diese ersparen dem schwitzenden Europäer das Tragen der bei uns üblichen Weste. Ferner Schirting zu Hemden, ganz leichte Stoffe zu Moskitonetzen, gefärbte und bedruckte Kattune zu Frauenkleidern, aus einem Stück bestehend und um die Hüften zu schlingen, leichte Wollenstoffe, Seiden und andere teurere Waren für den Bedarf der weißen Damen, fertige Hemden, Wäsche aller Art, wollene Hemden, Taschentücher, Damenschals, wollene Decken, ferner alles, was zum Schiffsbedarf gehört: Seile, Leinen, Segeltuch, Werg, Nägel, Schrauben, Bleche, Fischhaken bis zum größten Haifischhaken, Draht, Mastbäume, wie man solche selbst bei Whitely in London, der alles hat, sogar Lokomotiven, nicht sieht. Dazu kommt dann allerlei Hausbedarf, ja alle Teile eines zerlegbaren Hauses, Glasscheiben, Steingut, Pinneberger Töpfe, Schüsseln, Pfannen, sächsische emaillierte Blechwaren, Leimpinsel, Bürsten, Harburger Kämme, venezianische und böhmische Glasperlen, vergoldete Fingerringe, Uhrketten, sämtliche Sorten bei uns außer Betrieb gesetzter Uhren, deren Gang auch unter den neuen Himmeln nicht immer mit dem der Gestirne übereinstimmt, Petroleumlampen, Laternen, Regenschirme, von denen für die Eingeborenen solche in den verschiedensten Farben für alle Felder vorhanden sind, Regenmäntel, Musikinstrumente, besonders die mit Recht so beliebten Maultrommeln von riesiger Größe, Harmonikas, Leierkästen, neuerdings auch automatische Polyphone mit Drehscheiben, Pianos mit Drehwerk für die ebenfalls nicht immer bis zum Virtuosentum ausgebildeten musikalischen Salondamen europäischer Abkunft. Das ganze Reich der „Kurzwaren“ findet sich hier entfaltet, das mit dem des Sattlers und Koffermachers ebenso eng verwandt ist wie mit dem des Bijoutiers in Offenbach, dazu Schlösser, Gewehre und Revolver ältester und neuester Bauart. Die für die Eingeborenen sind zum Teil noch mit Steinschlössern versehen und können am meisten dem schaden, der sie handhabt. Sie finden aber trotzdem reißenden Absatz, soweit nicht eine allgemeine Entwaffnung der Bevölkerung im Interesse des öffentlichen Friedens vorgeschrieben ist. Munition darf nicht fehlen. Aber auch die Werkzeuge des Geistes und des Friedens sind reichlich vorhanden, namentlich Schreibmaterialien, Fibeln, Bilderbücher und Grammatiken. Denn der Samoaner ist sprachlich sehr begabt und lernt zurzeit mit Vorliebe das bessere

Deutsch statt des elenden „Pigeon-Englisch", welches die Schiffer- und Handelssprache der Südsee ist. Man nennt es „Küstenenglisch", seine Herrschaft hat sich aber bis an die chinesisch-russische Grenze ausgedehnt.

Alle diese Beobachtungen und sehr viele damit verknüpfte Gedanken drängen sich uns angesichts eines solchen Warenlagers auf, das den Charakter eines Museums der Lebenden trägt. Auch ist unsere Liste noch keineswegs erschöpft. Denn das Reich der Eisenwaren, Werkzeuge und Maschinen fehlt noch: Äxte, Messer bis zum 38 cm langen Buschmesser, Scheren, Schlosser-, Schmiede-, Zimmermanns- und Tischlerwerkzeuge, tragbare Schmiedeherde, Ambosse, Maisschäl- und Schrotmaschinen, Baumwollreinigungsmaschinen, auch Lokomobilen und Fahrräder. Dann kommt das Reich der Drogen und Apothekerwaren und Einrichtungen für Ärzte, Chirurgen und Heilanstalten. Firnisse und Farben spielen eine große Rolle, Seifen und wohlriechende Öle, die von den Eingeborenen bevorzugt werden. Leider nehmen auch die Spirituosen einen großen Raum ein, neben Proviant, Konserven, Schiffszwieback, Biskuits und Pfefferkuchen bis zu den feinsten Genußmitteln.

Auch hiermit ist die Liste eines solchen exotischen Warenhauses noch lange nicht andeutungsweise erschöpft. Zahllos sind die Eroberungsmittel, mit denen sich Deutschland auf friedlichem und zugleich förderndem Wege hier und überall seinen ihm so lange streitig gemachten „Platz an der Sonne" sichert. Es sind die besseren. Man achte sie und die tapferen Männer, welche sie handhaben, nicht so gering, wie es selbst im deutschen Reichstage noch geschah, als die „Samoa-Vorlage" abgelehnt wurde.

Dank dieser Ablehnung sind, nachdem England verzichtete, da es ohnehin den Löwenanteil des Handels infolge seiner billigen Kapitalsbildung auch hier monopolisiert, Tutuila und die Manua-Gruppe (Tau, Olosenga und Ofu) amerikanisch. Ihre Hauptplätze sind der Hafen Pago-Pago und die Handelsstadt Leone.

Die Kokospalme wächst in ganzen Wäldern, und die Plantagen sind daher leicht angelegt. In den Zwischenräumen der Kokos wird Baumwolle gepflanzt, die von vorzüglichster Güte ist. Zuckerrohr wächst wild, ebenso Kaffee und Tabak, während Reis, Indigo, Taro, Yams, Bananen, Tee, Kakao, Ananas, Brotfrucht, Pfeffer, Zimt reichliche Erträge liefern. Auch hier harren kostbare Hölzer in den Urwäldern der Verwertung.

Die Bewohner, jetzt gegen 35 000 Seelen, haben eine hellbraune Hautfarbe und die Männer einen schlanken, kraftvollen Wuchs. Die

Frauen, obwohl etwas untersetzt, sind wegen ihrer Schönheit und natürlichen Anmut berühmt.

An den wenigen Arbeiten, die der Lebensunterhalt in dieser reichen Natur nötig macht, beteiligen sich Männer und Frauen gemeinsam. Nur die Anpflanzung der Bananen, des Taro, des Brotbaums, die bei keinem Hause fehlen, erfordert einige Pflege. Selbst an der Herstellung der Kleiderstoffe und feinen Matten wirken die Männer mit.

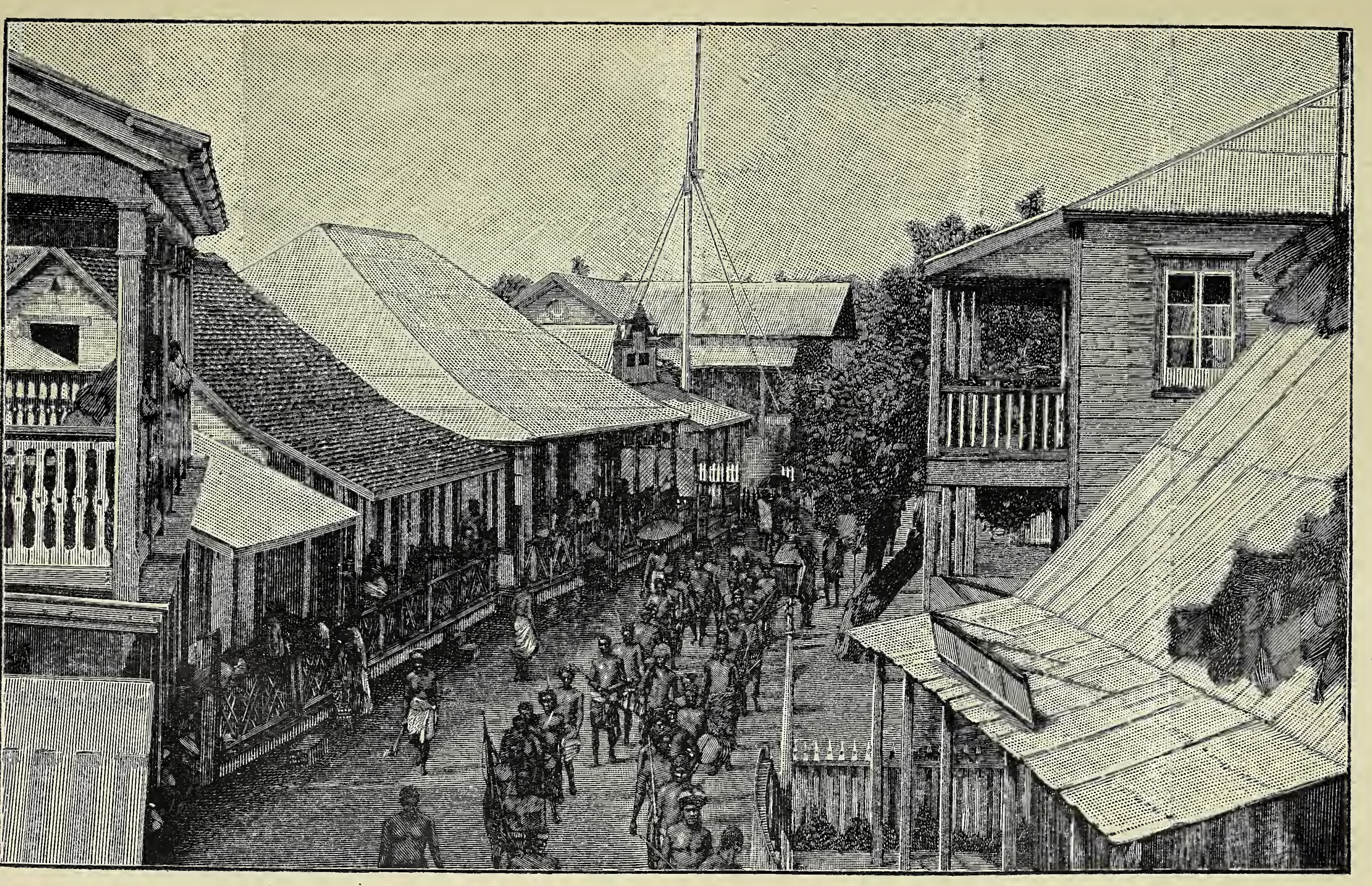
Die Wohnungen aus Kokos- und Zuckerrohrblättern, im Schatten mächtiger Brotfruchtbäume, auf hübsch gearbeiteten Baumstämmen, deren Zwischenräume nachts durch Matten verschlossen werden, sind sauber, mit erhöhtem Fußboden aus Kieselsteinen.

Die Häuser liegen zerstreut oder um einen von Bäumen beschatteten Grasplatz, auf dem sich das Faletele, ein zu öffentlichen Versammlungen und Festen bestimmtes Haus, erhebt.

Außer in Apia und den Missionsstationen, wo die europäische Kleidung vorherrscht, beschränken sich die Männer auf den Fransengürtel von Dracänenblättern. Die Frauen leisten sogar auch hierauf Verzicht. Netze mit Nautilusschalen sind ein Zeichen der Vornehmheit, Kämme, Arm- und Halsbänder von Schildpatt, Haifisch- und Schweinezähne oder Perlmutterschalen, Korallen, Blumen und Federn dienen den anmutigen Samoadamen zum Zierat.

Hell wie der Sonnenschein ihrer Inseln ist das Gemüt dieses Naturvolkes. Und sie sind keineswegs die Kannibalen, als welche sie früher erschienen waren, weil sie gegen räuberische Schiffer gerechte Vergeltung übten. Singen, Tanzen, Märchenerzählen, die Pflege ihrer Sagen und Legenden, pantomimische Darstellungen, allerlei Spiele nehmen freilich den bei weitem größeren Teil ihres Tages ein. Doch sind sie vorzügliche Schiffer und Fischer, und ihre Frauen erfreuen sich einer großen Achtung und Schonung. Mehrfach schon haben sich diese als vorzügliche Gattinnen auch gebildeter Europäer durchaus bewährt. Auch besteht eine weibliche Erbfolge in den „Taupou“, den altadligen Ehrenjungfrauen, welche für besonders vornehm gilt, und eine Würde der Dorfjungfrau, die den Besuchern und Gästen gegenüber neben den Häuptlingen die Ehren der Ortschaft vertritt.

Die Verbreitung des Christentums verdankt Samoa in erster Linie den Wesleyanern, die hier seit 1822 wirken. Seit 1850 ist die Bibel in das vokalreiche Idiom der Samoaner übersetzt. Wohl bei keinem



Straße in Apia mit samoanischen Kriegern.

anderen Volke ist die neue Religion so sehr als Erlösung empfunden und empfangen worden. Die Christen nannten sich „Söhne des Worts“.

Allerdings liegt auch ein Zug der Grausamkeit in dieser Bevölkerung. Aus dem Jahre 1830 berichtet der berühmte Apostel der Südsee, John Williams, über eine Schreckensepisode aus dem Kriege zwischen dem Priesterkönig Tamafainga und dem König Malietoa von Upolu. Die Bewohner von Aana im Westen jener Insel waren von denen der Nachbarinsel Manono überwältigt worden, und die Sieger hoben eine weite Grube aus, die mit Brennholz gefüllt wurde. In das so hergestellte Feuermeer warfen sie zwei Tage und zwei Nächte hindurch die gefangenen Alten, Weiber und Kinder, zwischen 200 und 400 unschuldige Wesen. Eine kreisrunde Fläche mit Korallensand und Holzkohle überdeckt bezeichnet noch heute diese Stätte.

Auch genügte jede Kleinigkeit, oft nur ein mißverstandenes Wort, um einen Krieg anzufachen. Und die Parteiungen zwischen hoch und niedrig sind erbittertster Art.

Dies erklärt zur Genüge den raschen Niedergang dieser sonst so glücklich veranlagten Insulaner.

Da sie zu angestrengter Arbeit unfähig sind, so führte das Haus Godeffroy von den melanesischen Inseln fremde Arbeiter ein, die freiwillig sich meldeten und oft mehrere Vertragszeiten von je fünf Jahren hier blieben und mit reichem Lohn auf die heimischen Inseln zurückkehrten. Zurzeit zählt man 1100 solcher Lohnarbeiter auf Upolu.

Hierbei drängt sich uns eine Betrachtung über das voraussichtliche Schicksal dieses Völkchens und der Naturvölker überhaupt auf, die nicht ganz ohne ihre rückwirkende Bedeutung ist.

Es heißt darüber in einem unserer kolonialen Blätter:

„Schreiben und lesen können fast alle Samoaner der jüngeren Generationen, aber es hat sich noch keiner dazu verstanden, Stammbäume oder Sagen durch schriftliche Aufzeichnungen vor Vergessenheit zu bewahren; Europäer mußten daher statt ihrer dieses vollbringen. Sind erst die Sagen dem Gedächtnis der Eingeborenen entschwunden, so hört das samoanische Volk auf, ein Volk zu sein, und dann noch fünfzig Jahre weiter, und kein Vollblutsamoaner bewohnt noch diese Inseln. Die Stammbäume allein und die Sagen vermögen es, die Samoaner vor Mischehen mit Weißen und Halbweißen zu bewahren. Bisher noch wollte jeder seinen Stammbaum nur mit Samoanern aufbauen. Dies

wird dann anders werden, sobald mit dem Invergessenheitgeraten der Stammbäume und Sagen auch das Interesse an der Reinerhaltung der



Altes samoanisches Doppelkriegskanu.

Rasse schwindet. Es bleibe dahingestellt, ob das Verschwinden dieses Volkes oder das Aufgehen desselben in die Zivilisation der Weißen ein Vorteil oder Nachteil genannt werden muß."

Gewiß richtig scheint zu sein, was ein Engländer, von den Samoanern sprechend, vor sechzehn Jahren sagte:

„Jedes Volk hat sein Pfund, den Grund und Boden, auf dem es lebt, von der Natur erhalten, mit welchem es wuchere, es verbessere, nicht aber es verringere. Wenn ein Volk diesen Schatz nicht schützt, nicht zu verwerten weiß, so kommt ein Klügerer und bemächtigt sich desselben (oder wie die Bibel sagt: das Pfund wird von ihm genommen und einem anderen gegeben), und das Volk verschwindet. — Dieses sind die Auspizien für Samoa!"

König Tamasese.

Aber vielleicht nicht so ganz. Die Grundlage der politischen Verhältnisse ist hier die Familie. Das Grundeigentum der Familie ist unveräußerlich. Die Dörfer haben einen Häuptling mit erblicher Würde und ein gemeinsames Versammlungs- und Vergnügungshaus, das Faletele. Größere Bezirke halten einen Tupu, eine Ratsversammlung der Ältesten, und haben einen Tui, König. Die Familien Tamafainga auf Sawaii und Malietoa auf Upolu und auch einige andere standen einander mit Ansprüchen auf die Gesamtherrschaft gegenüber, was ebenso wie die Parteiungen Taimuna und Puletua demokratischer und aristokratischer, zugleich fremdenfreundlicher und -feindlicher Richtung zu steten Bürgerkriegen führte.

Die britische Kolonie Neuseeland beantragte deshalb schon im Jahre 1872 die Annektierung Samoas, als die Vereinigten Staaten eingriffen und sich den Hafen von Pago-Pago auf Tutuila sicherten. Im Jahre 1877 heißte der dortige Vertreter der Union, Oberst Steinberger, sogar das Sternenbanner, indem er sich an die Spitze der Partei der Taimuna stellte und sie zum Abfall von den heimischen Königen verleitete.

Nun hatte aber, wie gesagt, das Hamburger Haus Godeffroy großen Grundbesitz bei Apia auf Upolu und auf Sawaii erworben und dort Plantagen mit gegen 1200000 Kokosbäumen angelegt. Kein Wunder also, daß Deutschland sich mit England in seinem Widerspruch gegen



Der Hafen von Saluafata auf Upolu.



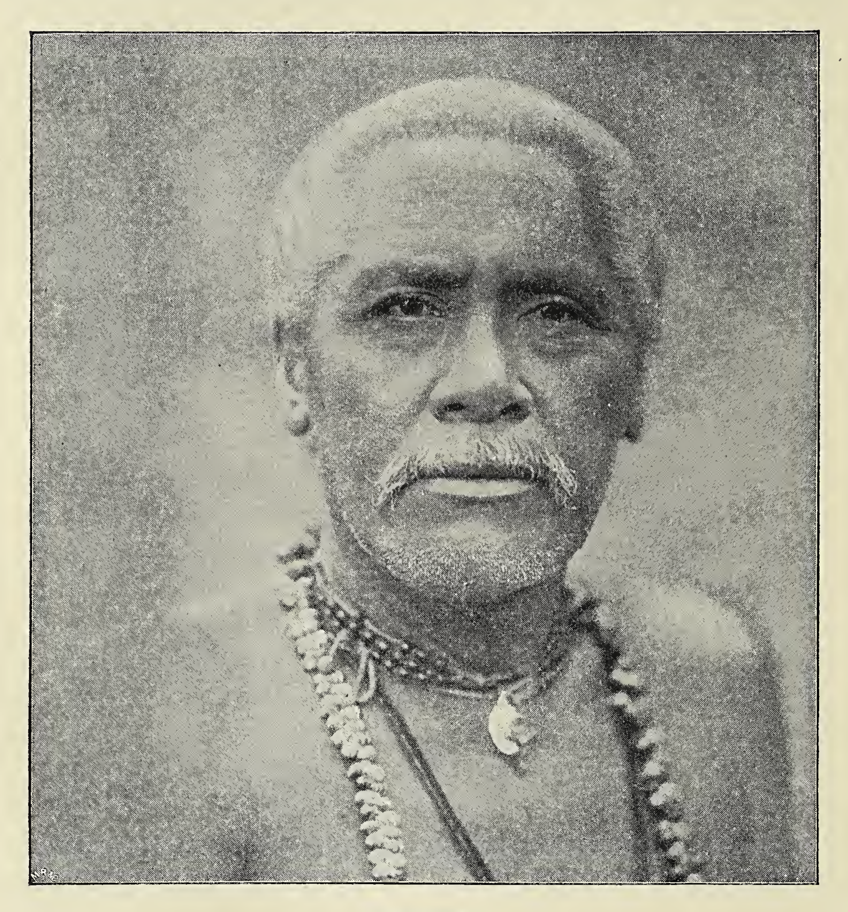
diese offene Annektierung vereinigte. Was der Reichstag versagte, wurde auf diplomatischem Wege weiter verfolgt. Nacheinander erschienen die deutschen Kriegsschiffe „Gazelle", „Hertha", „Augusta", „Ariadne" und „Bismarck" im Hafen von Apia an der Nordküste von Upolu, um das deutsche Ansehen zu wahren. Auch gelang es dem deutschen Konsul Weber und dem Kommandanten der „Augusta" Kapitän Hassenpflug, am 3. Juli 1877 einen Vertrag abzuschließen und dem von den Deutschen bewohnten Landstriche die Neutralität und den deutschen Handel gegen jede Beeinträchtigung durch Verträge mit anderen Staaten zu sichern. Als aber trotzdem der Union Sondervorteile zugestanden wurden, belegte Kapitän v. Werner von der „Ariadne" die Häfen Saluafata und Felealili mit Beschlag und erzwang dadurch den Vertrag vom 24. Januar 1878, durch welchen uns der beste Hafen der Gruppe, Saluafata, als Kohlenstation und das Meistbegünstigungsrecht zugestanden wurde.

Leider durchbrach der folgende König Malietoa Laupepa diesen Vertrag. Die Deutschen wurden beraubt und eine Genugtuung verweigert, sodaß eine deutsche Abteilung von Marinesoldaten im August 1887 landete, den König gefangennahm und in die Verbannung auf die Marschall-Inseln fortführte. Dagegen wurde der Gegenkönig Tamasese anerkannt. Gegen diesen erhob sich nun unter dem Schutze der Briten und Amerikaner ein neuer König, Mataafa, der in Malietoas Fußstapfen trat. Ein neuer Streifzug wurde deutscherseits ausgesandt. Die Mannschaften der Stationsschiffe „Eber", „Adler" und „Olga" drangen am 18. Dezember 1888 in die Schluchten von Vailele vor und fielen angesichts des schönen Wasserfalls von Utumapu in einen ihnen unter Führung eines Amerikaners gelegten Hinterhalt. Mit Verlust von 2 Offizieren und 15 Mann nebst 40 Verwundeten mußten sich unsre Leute zurückziehen. Diese Scharte wurde auf das nachdrücklichste ausgewetzt. Doch schon nahte ein neues Verhängnis. Ein furchtbarer Orkan warf am 16. März 1889 unsre Kriegsschiffe „Adler" und „Eber" auf die Riffe des Hafens von Apia, wobei 95 brave Seeleute ihr nasses Grab fanden. Ein schlechter Trost war's, daß auch zwei amerikanische Kriegsschiffe ein gleiches Los fanden und 50 ihrer Leute ertranken.

Nun endlich traten die Bevollmächtigten der drei Länder in Berlin zu der sogenannten Samoakonferenz zusammen und setzten Malietoa Laupepa wieder ein. Die Rechtspflege wurde einem Lord-Oberrichter übertragen, den der König von Schweden zu berufen hatte. Daneben aber dauerte

der Bürgerkrieg fort, und erst 1893 konnte Mataafa, der britische Kronkandidat, endgültig beseitigt werden.

Auch heute noch wird die Ruhe dieser paradiesischen Inseln nur durch die fremden Kriegsschiffe aufrecht erhalten; noch 1904 mußte der Unbotmäßigkeit mehrerer Häuptlinge durch Umgestaltung der inneren Ver-



Mataafa.

fassung und Aufhebung des ununterbrochen tagenden Parlaments zu Mulinisu gesteuert werden. Jetzt tagt nur zweimal im Jahre das Oberhaus, Faipule, und die Selbstverwaltung ist auf die Gemeinden übergegangen. Wir selbst dagegen haben eine freiwillige Feuerwehr und Militärvereine, dazu eine Reihe wissenschaftlicher Institute dort ins Leben gerufen,

in erster Linie, wie überall, ein Observatorium. Unsre Regierungsschule wurde von 80 Kindern besucht. Inzwischen ist der Handel großenteils in englische Hände übergegangen, obwohl sich seit dem November 1899 England jedes politischen Einflusses begeben hat und auch der Amerikas auf ein Geringes beschränkt worden ist. Die größere Macht liegt aber immer beim billigeren Kapital, und das vom deutschen Volke reichlich erzeugte Kapital ist zur Billigkeit noch nicht erzogen worden.*)

Am 1. Januar 1906 wohnten auf den Samoa-Inseln 454 Weiße, darunter 80 Frauen und 54 Kinder. Die Deutschen, die heute noch auf Upolu 8000 Acker (à 0,405 ha) Land besitzen, gegen 9500 in amerikanischen und 9000 in englischen Händen, zählen 249. Von diesen sind 32 Regierungsbeamte, 6 Geistliche, 62 Farmer, 49 Kaufleute, 16 Handwerker und Techniker. Auch 22 deutsche privatisierende Damen werden aufgezählt, Todesfälle nur 29. Von den 25 Handelsfirmen haben 24 in Apia ihren Sitz. Der Norddeutsche Lloyd und die Deutsch-Australische Dampfschiffahrts-Gesellschaft vermitteln die Verbindung mit Europa über Sydney.

Die Ein- und Ausfuhr hob sich 1905 von 4 Millionen auf 5,5 Millionen, hauptsächlich infolge der Zunahme der Zahlungsfähigkeit der Einheimischen, guter Kopraernten und guter Preise dafür. Die Anwesenheit von 800 Kulis half dem nach. Die Einfuhr von Verzehrungsgegenständen stieg auf fast eine Million und von Geweben usw. auf 750000 Mark. Die Ausfuhr stieg auf 2 Millionen, um 350000 Mark gegen das Vorjahr. Davon kommen auf Kopra 3200 Tons von unsern Plantagen — die Eingeborenen lieferten 5400 Tons —, 2712 Tons auf Kakao der besten Qualität, und 4000 Mark auf Ananas. Allerdings haben Australien und Neuseeland einen großen Anteil an diesem Handel, während derjenige Amerikas zurückgeht, ebenso wie der Umlauf seiner und der englischen Münzen. Das Fehlen einer Bank wird auch hier vermerkt.

An direkten Steuern liefen ein: 146000 Mark, an Zöllen 320000 Mark. Die Ausgaben werden auf 840000 Mark veranschlagt.

Das Postamt Apia wird durch eine Reihe von Hilfsstellen in Fagamalo, Mulifanua, Valelavalu, Palauli und Salailua unterstützt. Ein Fernsprechnetz ist im Bau. In je drei Wochen verkehrt ein Dampfer

*) Dies leidige Thema des zu teuren und wenig bereiten Kredits seitens des „deutschen" Kapitals findet der interessierte Leser in desselben Verfassers Werk: „Deutschlands Verjüngung" weiter ausgeführt. (Selbstverlag des Verfassers.)

der Francisco Oceanic Steamship Company über Auckland, Sydney, Pago=Pago und aller vier Wochen der Union New=Zealand=Dampfer. An Briefsendungen wurden befördert 171254, dazu 1066 Pakete, 20000 Zeitungen und etwa 1 Million Geld. Die Kriminalistik dieser Bevölkerung ist annähernd gleich Null.

Es ist sehr lehrreich, wie sich unser bewährter Gouverneur Dr. Solf in die blumen= und bilderreiche Redeweise des Völkchens eingelebt hat. Ein Berichterstatter hatte Gelegenheit, den Verhandlungen, die zwischen dem Gouverneur und den Eingeborenen wegen der Neueinteilung der Verwaltung stattfanden, beizuwohnen. Einige Orte, an der entferntesten Küste von Sawaii gelegen, waren bisher noch keinem Bezirk zugeteilt worden, weil die Häuptlinge von drei verschiedenen Bezirken die Herrschaft über sie beanspruchten. Beim Eintreffen des Gouverneurs fand zunächst die übliche Begrüßung statt. Hören wir zu:

Eingeborene: „Dein Name ist »Tineitana« (Hort des Friedens). Deine Person und dein Tun entsprechen dem Namen. Wir geben dir tausend Dank."

Gouverneur: „Nur eine kurze Antwort auf eure freundlichen Reden und Begrüßungen. Der heutige ist ein Tag voll Sonnenschein äußerlich am Himmel und innerlich in unseren Herzen. Euer Willkommen begann nicht erst hier auf dem mit Gewinden prachtvoll geschmückten Dorfplatz, sondern schon auf der Grenze, wo wir eure fein gesäuberten Wege betraten. Wir wandelten wie auf Teppichen, es war wirklich ein Unterschied gegen die schwarzen Felsen von Fafa wie von Hölle und Himmel. Meinen Dank allem Volke von Tafu, Neiafu und Falelima!"

Nachdem dem Gouverneur neben einer Riesen=Awa=Bowle ein Sprecherstab und Häuptlingswedel überreicht worden waren, fuhr er fort: „Herzlichen Dank für alle eure Aufmerksamkeiten. Im Besitze dieses Wedels und dieses Stabes will ich einige Worte an euch richten und eine Entscheidung treffen, die, wie ich hoffe, euren Beifall finden wird. Ich sehe es auf euren Gesichtern, daß ihr voller Erwartung meiner Entscheidung über die Zukunft dieser drei prachtvollen Städte harrt. Eure Wünsche sind mir nur zu gut bekannt; aber ihr wißt, wenn ich eine Bitte gewähre, sofort tauchen eine ganze Reihe anderer auf, also daß ich in Betrachtung einer einzigen Angelegenheit über viele andere nachdenken muß, von denen ihr nichts wißt. Meine Arbeit ist schwieriger als der Wegebau hier, und in meinem Wege liegen mehr Steine als

an eurer felsigen Küste. Es gibt nun Leute, die sprengen die Steine mit Pulver und Dynamit, aber das macht großen Lärm und ist gefahrvoll. Ich arbeite lieber einzig mit meiner Hand und finde es besser, um einen Stein, der mit Gewalt zu sprengen wäre, herum zu wandern und gleichwohl meinen Weg fortzusetzen. Versteht ihr mich? Ein Stein in meinem Wege ist die Herrschaft über eure drei Städte. Drei verschiedene Bezirke beanspruchen sie, und vom ersten Tage meiner Anwesenheit hier bin ich immerfort um die Entscheidung dieser Ansprüche angegangen worden. Zuerst in Salealua. Dort reichten sie mir lange Briefe ein, die von alter Geschichte viel besagten. Da dachte ich, das ist ein großer Stein in meinem Wege. In Waisigano machte ich dieselbe Erfahrung. Dort riefen alle: »Bitte, bitte, das Land ist unser, und unsere Herzen werden brechen, wenn wir es verlieren!« Der Stein wuchs. Ich bin überzeugt, wenn ich nun nach Satupaitea gehe, der Stein wird wachsen wie das Vorgebirge an der Höhle Fafa. Was soll ich tun? Wollt ihr gehören zu Salealua, Waisigano oder zu Satupaitea? (Tiefe Stille.) Ihr wünscht zu keinem dieser Bezirke zu gehören? (Nein, nein!) Ihr wollt eine eigene Verwaltung? (Ja, ja!) Ihr seid nicht die einzigen Städte in Samoa, die denselben Wunsch haben, und wenn ich den eurigen gewähre, werden andere mit demselben Verlangen zu mir kommen. Von Anfang an habe ich versucht, die alten guten Samoa-Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und ich beratschlagte mit Personen, welche die Geschichte dieses Landes am besten kennen. Ich teilte Upolu in vier Bezirke und vereinte die Inseln Apolima und Manono zu einem Bezirk. Viel schwieriger war die Einteilung Sawaiis. Als ich aber die Bezirke eingerichtet hatte, so daß alle Städte wie Fische im Netze darin eingeschlossen waren, da begannen die Fische aus dem Netz herauszuspringen. Der erste Fisch war Lialatele, das selbständig sein wollte. Ich habe das nicht zugelassen, sondern das Dorf dem Bezirk Salealua zugewiesen. Ob sie damit wirklich zufrieden sind, oder ob sie sich mir zu Gefallen nur so stellen, das weiß ich nicht. Der zweite Fisch war Felialupo. Nun komme ich zu euch, meine Freunde. Ihr gebt mir eine harte Nuß zu knacken, aber ich hoffe, ihr werdet mit bestem Willen mir entgegenkommen. Ich weiß von eurem Streit mit Felialupo, aber er fand statt vor der Flaggenheißung, und ich will nicht darauf zurückkommen, noch ein Richter sein über Mordtaten aus vergangener Zeit. Ich weiß, daß eure Herzen seither wund

sind, und daß darin der Grund liegt, warum ihr nicht zu jenen gehören wollt. Ich weiß auch von eurer Verstimmung gegen Satupaitea, aber ich weiß auch, daß ihr dorthin gehört von alter Zeit her. Als der alte Häuptling Aziata starb, da hat er euch vorher noch ermahnt, immer treu zu Satupaitea zu halten. Ich mache euch darauf besonders aufmerksam. Wenn ihr unbedingt die alten Samoa-Verhältnisse aufrecht erhalten wollt, dann solltet ihr nach Satupaitea gehören. Nun sagt ihr aber: »Der alte Häuptling ist tot, so sind auch seine Worte tot!« und das nennt ihr dann samoanische Sitte. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich die Samoaner immer dann auf ihre Samoasitte berufen, wenn sie Wünsche haben. Indessen will ich euch dafür nicht tadeln an dem heutigen schönen Tage. Alles in allem ersehe ich, daß eure Herzen gegen die sämtlichen drei Bezirke sind. Da wir nun in einer Lage sind ähnlich der, wenn ein Mann und ein Weib gezwungen werden sollen, einander zu heiraten und miteinander zu leben, obgleich sie sich nicht lieben und nicht miteinander leben wollen, so will ich euch auch nicht zwingen, zusammenzugehören mit solchen, die ihr nicht liebt. Ich gebe darum den folgenden Befehl: Tafu, Neiafu und Falelima sollen ihre eigenen Angelegenheiten selbst regeln. Kein Bezirkshäuptling soll ihnen darein reden, noch soll ein Richter eines anderen Gebiets hier Gericht halten. Toola sei euer Richter. Da ich euch keinen Bezirkshäuptling geben will, um keinen andern Bezirk zu verletzen, so sollen eure Städte regiert werden von dem Richter und den Dorfhäuptlingen mit den Polizisten. Wenn ihr einmal nicht fertig werdet mit euren Angelegenheiten, dann kommt zu mir, ich will euch Rat geben; oder wendet euch an den Amtmann Williams, der mich hier vertritt. Somit habe ich euch alles gewährt, was ich gewähren konnte. (Rufe: Dank, viel Dank!) Ihr alle ruft euren Dank, aber ich will abwarten, bis ihr ihn durch die Tat beweiset. Gehet nicht umher in anderen Städten und brüstet euch mit den Vorrechten, die ihr heute erhalten habt, bleibt ruhig und bescheiden zu Hause. Dies ist meine Rede, mit der ich Stab und Wedel übernehme."

Eingeborene: „Obgleich du uns keinen eigenen Bezirkshäuptling eingesetzt hast, sind unsere Wünsche doch erfüllt. Aber der Richter Toola ist von Waisigano und nicht von hier!"

Gouverneur: „Darauf lege ich keinen Wert, ihr mögt einen andern wählen. (Rufe: Uso.) Diejenigen, die den Uso zum Richter wählen,

erheben ihre Hand. (Alle erheben die Hände.) Uso, du bist gewählt, versieh dein Amt wohl!"

Eingeborene: „Dank, vielen Dank! Die Worte des alten Häuptlings waren Unsinn, um so mehr, als wir nicht gelobt haben, sie zu befolgen. Der heutige Tag ist ein Glückstag für uns, denn unser Schiff, das von wilden Stürmen bedroht wurde, ist heute in einen sicheren Hafen gelangt. Unsere Herzen sind voll Dankes, und dein Name ist für immer darin eingeschrieben. Du hast uns große Vorrechte heute gegeben, wir wollen uns ihrer würdig erweisen. Möge Gott mit dir sein!"

Mögen den kindlichen und zutraulichen Bewohnern dieser schönen Inseln unter Deutschlands gerechtem Schutz endlich bessere Zeiten erblühen, als sie sie selbst unter der Herrschaft ihrer eigenen Könige je genossen haben!

Händlerleben in der Südsee.

Die Händler, welche in der Südsee zuerst festen Fuß gefaßt haben, welche die ersten Verbindungen mit den Eingeborenen anknüpften und die ersten Versuche machten, Handelsstationen zu gründen, haben Heldentaten verübt, die gewiß würdig wären, dereinst in der Geschichte der Entwicklung jener Länder aufbewahrt zu werden. Deutsche, Engländer, Amerikaner und Holländer waren diese ersten Händler, und ihre Aufgabe war um so schwieriger, als die Besitzverhältnisse in ganz Ozeanien nicht feststanden, daher auch die Weißen, die sich auf den verschiedenen Inselgruppen und auf Neu-Guinea ansiedelten, in keiner Weise auf den Schutz ihres Heimatlandes rechnen konnten. Der Willkür und Habsucht der Häuptlinge preisgegeben, welche zumeist auch noch Menschenfresser waren, in beständigem Verkehr mit blutgierigen, wortbrüchigen Eingeborenen, angewiesen auf sich selbst, auf ihre Klugheit und auf ihren Mut, leidend unter den Einflüssen eines schädlichen Klimas, dürfen diese Männer als heroische Vorkämpfer gelten und sind als Opfer gefallen für die Erschließung ganz Ozeaniens, die vor allem durch die Händler und später erst durch die Missionare erfolgt ist. In folgendem geben wir nach den Berichten eines Augenzeugen und eines Mannes, der die Verhältnisse in der Südsee genau kennt, einen Bericht über

das Schicksal zweier amerikanischer Ansiedler, die sich vor einer ganzen Reihe von Jahren auf den Neuen Hebriden festgesetzt hatten. Auf der Insel Oba gab es unter den Kannibalen zwei angesehene Häuptlinge, Lui und Holi, die sich beständig bekriegten. Die meisten Fehden entstanden durch Menschenraub, und Gefangene wurden lediglich gemacht, um sie zu fressen. Die Eingeborenen der Hebriden und insbesondere von Oba sind im übrigen tapfer und tüchtige Handelsleute.

Zwei Nordamerikaner namens Johnston und Caffin siedelten sich vor einer Reihe von Jahren auf Oba an, und es gelang ihnen, trotz aller Gefahren des Klimas und der Eingeborenen, sich eine ganze Zeitlang zu halten. Mit dem Häuptling Holi standen sie in bestem Einvernehmen, besonders war Johnston mit ihm befreundet. Eines Nachts erwachte Caffin von einem Geräusch an der Wand der Hütte, und als er aufblickte, bemerkte er im Mondschein, daß sich durch das Fenster ein Gewehrlauf schob. Mit einem gellenden Schrei weckte Caffin seinen Genossen, aber im nächsten Augenblick krachte ein Schuß, und Johnston war im Schlafe erschossen. Niemand anders, als Holi, der Häuptling, hatte seinen Freund Johnston in einem Anfall von Ärgerlichkeit oder Laune niedergeknallt. Caffin erhob sich und feuerte auf Holi und seine beiden Begleiter. Sie entkamen aber unverletzt, und Caffin blieb nichts weiter übrig, als seinen Genossen zu begraben. Sein eigenes Leben war jetzt nicht einen Pfennig mehr wert. Er hatte zu erwarten, daß er in kurzem von Holi ebenfalls aus der Welt geschafft werden würde. Caffin war ein Mann ohne Anhang, ohne Verwandte und ohne besondere Lust am Leben. Er hatte sich durch den Aufenthalt auf den Hebriden die Schwindsucht geholt und wußte, daß sein Leben nur noch nach Monaten zählte. Er weihte sein Leben der Rache, selbst wollte er aber den Tod seines Kameraden an dem Mörder Holi nicht rächen. Er wartete darauf, daß einmal ein amerikanisches Kriegsschiff zufälligerweise in die Gegend käme, um dann durch dieses den Tod Johnstons rächen zu lassen. Zwei Jahre wartete Caffin vergebens. Sein Leben hing an einem Haar. Jeden Abend mußte er vollkommen mit seiner Existenz abschließen; denn er wußte nicht, ob er den andern Morgen erleben würde. Es gelang ihm allerdings, sich die Freundschaft des Häuptlings Lui zu erwerben, indem er diesem eine große Anzahl von Gewehren und Munition schenkte. Aber auch Lui konnte ihn nicht immerfort bewachen und hatte selbst zu tun, um sich gegen die Krieger Holis zu wehren.

Eines Tages lief ein englisches Kanonenboot Oba an, und Caffin glaubte jetzt die Zeit gekommen, um mit Holi abzurechnen. Aber der englische Kommandant interessierte sich für den Tod eines Amerikaners nicht. Er machte wohl dem Häuptling Holi Vorwürfe wegen der Tötung des Weißen; aber er ließ sich begütigen, als Holi ihm zwanzig fette Schweine für die Mannschaft des Kanonenbootes schenkte. Der Kommandant schlug Caffin vor, die Insel zu verlassen, da sein Leben nicht einen Tag sicher wäre. Caffin blieb aber auf seinem Platze; denn er behauptete, er habe den Tod seines Genossen zu rächen. Ungefähr ein halbes Jahr nach der Anwesenheit des englischen Kanonenbootes kam unser Gewährsmann mit einem Segelboot, das mit bewaffneten Eingeborenen besetzt war, auch nach Oba und wollte hier landen, um Lebensmittel einzukaufen. Als sich der Segelkutter der Küste näherte, bekam er derartig Feuer aus Gewehren, daß sich der Kommandant des Kutters, ein englischer Regierungsbeamter aus Australien, mit seinem Fahrzeug in eine Bucht flüchtete. Zufälligerweise war dies die Bucht, an der die Ansiedlung der beiden Amerikaner lag. Caffin freute sich, nach Monaten wieder einmal einen Weißen zu sehen und englisch sprechen zu können. Er orientierte den Engländer über alle Verhältnisse und teilte ihm auch mit, daß in wenigen Stunden wieder einmal ein Krieg zwischen Holi und Lui ausbrechen würde, weil Holi vor einigen Tagen wieder einen Mann vom Stamme Luis erschlagen hatte, um ihn aufzufressen.

Ich bewunderte, schreibt der englische Gewährsmann, den Mut Caffins, der hier seit zwei Jahren in beständiger Todesgefahr lebte, und fragte, ob er mit zu Holi gehen würde, da ich die Absicht hätte, den alten Schuft, dessen Leute auf mich geschossen hatten, zur Rede zu stellen.

»Das Dorf, in welchem Holi wohnt, ist kaum tausend Schritt von hier entfernt«, sagte Caffin. »Ich darf mich aber dort nicht zeigen, weil ich zu Lui halte. Mein Diener Sambo hat mir gesagt, daß Holi den Zaun, der sein Dorf umgibt, heute früh weiß anstreichen ließ, zum Zeichen, daß die Einwohner des Dorfes bereit sind, bis zum letzten Blutstropfen zu fechten. Ich möchte Ihnen abraten, den Schuft Holi aufzusuchen, Sie begeben sich in höchste Gefahr.«

„Ich will von dem Kerl Auskunft haben, weshalb er ohne alle Veranlassung auf mich schießen ließ. Mein Diener Rango ist ein Hebriden-Insulaner und wird mir als Dolmetscher dienen. Gerade weil in wenigen

Stunden der Krieg ausbrechen soll, möchte ich vorher noch einmal den Schurken Holi zur Rede stellen."

Ich hatte acht bewaffnete Leute außer Rango im Boote, und diese ließ ich bei Caffin zurück, der mit seinem bewaffneten Diener Sambo nunmehr zehn mit Schießgewehren bewaffnete Leute zur Verfügung hatte. Lui sollte mit seinen Leuten in einer Stunde eintreffen, und Caffin wollte ihm von seinem Vorrat zwanzig Schießgewehre mit Munition zur Verfügung stellen, um dann das Dorf Holis anzugreifen. Ich mußte also in einer Stunde zurück sein.

Mit seinen Bewaffneten gab mir Caffin das Geleit bis an ein Gebüsch, von welchem man nur noch etwa 500 Schritt bis zu dem Dorfe Holis hatte. An dem Gebüsch nahm Caffin mit den Leuten Aufstellung, damit ich mich hierher im Falle der Gefahr zurückziehen könnte. Ich begab mich, gefolgt von meinem braunen Diener Rango, in das Dorf, und man hatte dort so wenig die Ankunft eines Weißen erwartet, daß ich mitten im Dorfe war, bevor die Eingeborenen etwas ahnten. Ich traf den alten Häuptling unter einem Baum mitten im Dorfe sitzend. Hier war der Versammlungsplatz, wie ich später erfuhr. Ich hatte meinen Revolver schußfertig in der Hand und befahl meinem Diener Rango, er solle Holi sagen, wenn ihm sein Leben lieb wäre, solle er sich nicht vom Platze rühren.

»Sage deinem Weißen, er solle seinen Revolver einstecken,« antwortete Holi, »ich bin ein unbewaffneter Mann, und er ist ein Fremder hier im Dorfe.«

Ich steckte den Revolver weg, lockerte aber das Winchestergewehr im Riemen', das über meiner Schulter hing. Zwischen mir und Holi entspann sich nunmehr folgendes kurze Gespräch, welches mein Diener Rango vermittelte.

„Warum haben deine Leute auf mich geschossen? Ich kam in friedlicher Absicht, und es sind auf mein Boot gegen fünfzig Schüsse abgegeben worden."

»Wir brauchten Menschenfleisch. Ich bin es gewöhnt, jeden Monat einen Menschen zu essen, und ich kümmere mich gar nicht darum, ob es ein Weißer oder ein Schwarzer ist.«

Diese freche Antwort machte mich unvorsichtig. Ich riß mein Winchestergewehr von der Schulter, machte es schußfertig und befahl meinem braunen Diener, der zitternd neben mir stand, Holi folgendes zu sagen:

„Ich könnte dich jetzt niederschießen, wenn ich nicht wüßte, daß ein

schlimmeres Los dir noch bevorsteht. Du hast erst vorgestern einen von Luis Leuten gefressen, was willst du von mir und meinen Leuten?'

Holi saß zitternd unter dem Baume, und ich schwankte einen Augenblick, ob ich ihn nicht niederknallen sollte. Dann warf ich mein Gewehr über die Schulter und sagte:

„Du wirst noch von mir hören. Ich kam in keiner anderen Absicht, als um gegen gute Bezahlung Lebensmittel zu kaufen. Ich werde dir ein Kriegsschiff herschicken, dessen Kommandant sich nicht durch ein Geschenk von Schweinen versöhnen läßt."

Dann machte ich kehrt und verließ den Ort. Aber sobald ich den Zaun hinter mir hatte, wurde mein Schritt immer schneller, bis Rango und ich im vollsten Laufen waren. Das war auch gut; denn man hörte aus dem Dorfe das Kriegsgeschrei der Leute Holis. Bald erreichten wir das schützende Gebüsch, und als wir aus demselben bis zur Ansiedelung Caffins marschiert waren, stießen wir auf die Leute Luis, welche im Anmarsch waren. Eine halbe Stunde später fielen ungefähr dreißig Schüsse hintereinander auf das Dorf Holis, und meine Bootsbesatzung beteiligte sich mit am eifrigsten am Beschießen. Holi, der alte Fuchs, sah wohl jetzt ein, daß er die Übermacht gegen sich hatte, denn es erschienen plötzlich Unterhändler, die sowohl mit mir als mit Lui Frieden schließen sollten. Holi ließ mir sagen, ich könne unbehindert in seinem Revier Lebensmittel nehmen und brauchte sie nicht einmal zu bezahlen, und Lui bot er für den erschlagenen und aufgefressenen Mann seines Stammes zwanzig Schweine, die von Lui mit Vergnügen angenommen wurden. Eine halbe Stunde später war der Krieg wieder beendet.

„Kommen Sie mit mir," sagte ich zu Caffin, „was wollen Sie hier? Jetzt erst recht wird Holi sich an Ihnen zu rächen versuchen".

»Ich habe nur noch wenige Monate zu leben,« erklärte Caffin, »und diese will ich hier zubringen. Bevor Holi Hand an mich legt, stirbt er, und seine Leute trauen sich nicht an mich heran.«

Ich lichtete den Anker, fest überzeugt, daß Caffin in wenigen Tagen nicht mehr am Leben sein würde. Ich täuschte mich aber, er blieb noch ein halbes Jahr unbehelligt und ging dann schwer an der Schwindsucht leidend mit seinem Diener Sambo nach Australien, weil er das Klima nicht mehr vertrug. Aber hier unter den Weißen, umgeben von allen Bequemlichkeiten, vergaß Caffin das Grab seines

Freundes und Genossen Johnston nicht und dachte daran, daß er mit Holi abzurechnen habe. Todkrank und mit der letzten Kraft schleppte sich Caffin auf einen Segelkutter, der von Australien nach den Hebriden ging. Der Kommandant des Kutters ahnte nicht, zu welchem Zweck Caffin seine letzte Kraft einsetzte. Als man auf der Höhe von Oba war, riet Caffin dem Kommandanten, Lebensmittel von den Eingeborenen zu kaufen, und schickte Sambo an Land zu Holi, um ihm mitzuteilen, er möge zu ihm an Bord kommen, er wolle sich bei ihm bedanken, daß Holi das Grab Johnstons so gut gepflegt habe. Holi kam in seinem Galakriegskanu, begleitet von einer ganzen Flottille von Kanus. Es waren wohl 300 Krieger mit ihm, sämtlich bewaffnet mit Bogen und Pfeil, während Holi allein außer dem Speer noch einen Hinterlader trug. Das Paradekanu kam längsseit des Kutters. An Deck stand Caffin mit Aufbietung seiner letzten Kräfte. Er hatte in den letzten Tagen nur noch gelegen, da ihm die Kraft zum Umhergehen fehlte. Er rief Holi eine Begrüßung zu, und dieser sprang aus dem Kanu an Bord. Im nächsten Augenblick schoß ihn Caffin mit dem bereitgehaltenen Revolver durch das Herz. Der Besitzer des Kutters und selbst Caffins Diener Sambo waren starr vor Schrecken über diese Tat, die im Angesicht von 300 Kriegern Holis verübt wurde. Aber Caffin kannte den Charakter der Eingeborenen besser als alle andern an Bord Befindlichen. Als Holi mit einem Schrei emporsprang und niederstürzte, stießen seine 300 bewaffneten Begleiter einen einzigen furchtbaren Schreckensschrei aus und flohen, ohne daran zu denken, den Tod ihres Häuptlings zu rächen. Caffin schleppte sich bis zu dem toten Holi, hob ihn mit übermenschlicher Gewalt auf und warf den Leichnam ins Wasser. Die Haifische, welche um den Kutter schwammen, zerrissen im nächsten Augenblick den Körper des schurkischen Häuptlings. Die Kraftanstrengung aber, womit der todkranke Caffin den Leichnam des Häuptlings aufgehoben und über Bord geworfen hatte, war das letzte Aufflackern seines Lebens. Ein Blutstrom drang aus dem Munde Caffins, und tot sank er wenige Sekunden später auf Deck nieder. Sein Blut mischte sich mit dem Holis, den er gerichtet hatte, weil kein anderer Richter und Rächer sich fand.

Aug um Auge, Zahn um Zahn, war das Gesetz, das die Weißen, die in der Südsee als Pioniere tätig waren, sich im Verkehr mit den Eingeborenen gemacht hatten, und zu dem sie gezwungen waren durch den Blutdurst und die Unehrlichkeit dieser Wilden, die keinen Herrn über sich erkannten.

Dritter Teil: Asien.

Allgemeines über Ur-China, seine Sprache und Entwicklung.

Die Chinesen sind stolz auf alle ihre berechtigten und auf einige nicht berechtigten Eigentümlichkeiten, vielleicht sogar auf ihre vernachlässigten Verkehrswege und unergründlichen Kotstraßen, die zugleich als Senkgruben dienen. Insbesondere auch bilden sie sich auf ihre Schrift etwas ein, die allein genügt, um ein Volk aus dem großen Reiche der Zukunft, dessen Bildung auf „Evolution", d. h. Entwicklung beruht, völlig auszuschalten. Denn sie müssen ihre ganze Geisteskraft auf das Studium dieses einen Gegenstandes verwenden, so daß für alle anderen Aufgaben des öffentlichen Lebens davon nichts mehr übrig bleibt. Aber über Herkunft und Entstehung dieser Schrift wissen sie nichts. In China selbst findet man keine Beweise ihrer Anfänge. Keine Inschrift existiert in Erz und Stein, die sie uns in ihrer ersten rudimentären Form zeigte. Ehe die Chinesen sie brauchten, hatte sie bereits das hieroglyphische Kindheitsstadium überschritten. Sie stammt also von andern Völkern. Selbst dieses, ihr höchstes Gut ist nicht ihr eigenes geistiges Eigentum. Die erste Kombination von Linien, geraden und gebrochenen, welche auf eine Schrift hindeuten, finden sich in chinesischen Geschichtswerken aus den Jahren 2852 bis 2737 v. Chr. Sie werden einem gewissen Fuh-ho zugeschrieben. Es sind wohl Diagramme, die aber in nichts an die heutige Schrift der Chinesen erinnern, sondern eine Nachbildung der Kwei-Schrift sein sollen.

Die Kweis sind Urbewohner des Landes, deren Nachkommen noch heute die Ufer des Ho und des Lohflusses bewohnen. Der Ho (Strom) ist der Huangho, der Gelbe Fluß, und Loh sein Hauptnebenfluß. Und an dessen Felsenufern eingegraben findet sich die Urschrift dieses

Volksstammes, der indo-germanischen Ursprungs sein soll, was wir ja geneigt sind, für einen besonderen Vorzug zu halten. Man kommt denn auch auf den Gedanken, daß die Kwei-Schrift den Schnüren der nordischen Völker entspricht, in denen durch Knoten bestimmte Schriftzeichen zum Ausdruck kamen. Ja, sie erinnert sogar an die Morseschrift. Nichts Neues unter der Sonne. Die Schrift dagegen, welche wir heute als die chinesische kennen, hat mit den Kweis nichts zu tun. Sie hängt vielmehr, so darf man annehmen, mit der Keilschrift des westlichen Asiens zusammen und wurde den Völkern des heutigen Chinas durch Eroberer gebracht und aufgezwungen, die aus eben jenen Gegenden stammten. Die Entzifferer der assyrischen Keilschriften, u. a. Dr. J. Oppert, finden, daß der oberste Gott der alten mächtigen Elamiten Mesopotamiens, deren Hauptstadt Susa war, Nakhunti, identisch wäre mit dem Sohne des Himmels und Begründers des chinesischen Reiches Hwang-ti (2697 bis 2597 v. Chr.). Sie bringen eine gewaltige politische Umwälzung in Susa, welche im 24. oder 23. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stattfand, und von der die Keilschriften erzählen, mit der Gründung des chinesischen Feudalreichs in Zusammenhang. Damals, wie drei Jahrtausende später, fand eine Art von Völkerwanderung statt, deren Folge war, daß turanische und mongolische Horden von Norden her in das Gebiet des heutigen China einbrachen und sich dort festsetzten, ganz ähnlich wie noch am Ende des 18. Jahrhunderts 600 000 Kalmücken aus russischem Gebiet nach China hin ausbrachen. Und jene Elamiten sind es, denen das chinesische Volk seine Schrift verdankt.

Jene alten Turanier oder Elamiten wurden auch von Herodot als vorzügliche Bogenschützen gerühmt. Mit dieser Waffe trieben sie alles vor sich her. Sie folgten dem Laufe des Gelben Stromes und eroberten zunächst Schansi und Honan. Sie führten in China die Zeiteinteilung ihrer mesopotamischen Heimat ein, das Jahr von 360 Tagen zu zwölf Monaten, mit einem Schaltmonat in jedem zwölften Jahr. Diese Einrichtung schreiben die Chinesen Hwang-ti zu, der aber, wie gesagt, niemand anders ist als der alte Gott der Suser. Eben dieser gründete angeblich auch die älteste chinesische Sternwarte Luig-tai. Luig-tai ist aber eine Nachbildung des babylonischen Ziggurata. Auch die Namen, die Hwang-ti den fünf damals bekannten Planeten gab, sind die der Babylonier. Nur Merkur trägt bei beiden Völkern verschiedene Namen, woraus gefolgert wird, daß er von beiden Völkern erst später unab-

hängig voneinander aufgefunden wurde. Die Übereinstimmungen sind zahlreich. Elam war ursprünglich ein Feudalreich, auch China wurde als ein solches von seinen Eroberern eingerichtet. Der Hauptgott Elams hat alle Attribute Jehovas. Sein Zeichen ist der siebenarmige Leuchter, und das chinesische Zeichen für den obersten Gott oder für den obersten Herrn im Lande, Hwang-ti, sieht fast ebenso aus, nur in gewissem Sinne stilisiert.

Die ältesten Urkunden Chinas sind Schi-ki, die Chronologie der ersten Dynastien. Es ist nun auffallend, wie sehr diese mit den „astrologischen Tafeln" übereinstimmen, die uns Professor Sayes aus den Keilschriften Babylons übersetzt hat. In beiden kommt der Ausdruck vor: „Gold wird in Zahlung genommen." Das ist die erste Anspielung auf die Einführung der Goldwährung. Heute ist China bekanntlich höchstens ein Silberland zu nennen. Und das ist ein Umstand, der aus Gründen, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, sehr viel zu den jetzigen Wirren in Ostasien beigetragen hat.

Die Zustände, die sich in Alt-China entwickelten, waren, so wird uns wenigstens, vielleicht nur im dynastischen Interesse, versichert, nicht erfreulich. Sie glichen ungefähr denen, die sich in Italien und Afrika unter der Herrschaft der Goten und Vandalen bildeten. Sie waren hochgradig chaotisch. Die feudalen Verbände lösten sich. Jede Hand erhob sich gegen jeden, und auch die vortrefflichen Lehren eines Konfutse und Menzius konnten dem nicht Einhalt tun. Das währte so lange, bis ein neuer Hwang-ti entstand, der Chi-Hwang-ti (246—209 v. Chr.) aus der siegreichen, alle übrigen ausrottenden Dynastie der Ts'in, dessen gewaltige Hand alles Eigenleben der Völker erdrosselte. Er schuf die chinesische Mauer, die den Chinesen in fatalistische Gleichgültigkeit gegen militärische Tugenden einlullte, er überlieferte die gesamte Literatur der Vorzeit so weit wie möglich der Vernichtung und schuf die Staatssprache, die nicht flektiert und alles Reflektieren annähernd unmöglich macht. Diese gleichsam „moderne" Sprache ist keineswegs, wie etwa das Deutsche in Österreich, ein lebendiges Sprachwesen, das von einem starken und regsamen Volke getragen wird; denn die Sprache der Herrscher Chinas, der Mandschu, ist eine völlige andere, mit mehrsilbigen Worten, die auch konjugiert und dekliniert werden. Das Staatschinesisch dagegen ist eine monosyllabe, starre und flektionslose. Sie ist eine Art von Volapük, und zwar hauptsächlich ein schriftliches Volapük. Sie wird einheitlich

geschrieben; aber in den verschiedenen Teilen Chinas ganz verschieden gesprochen. Ihr Zweck ist, China zu vereinheitlichen, geistig und administrativ. Das ist der Grund, warum die Ausbildung in dieser Kunst- und Staats- oder Reichssprache die Grundlage aller chinesischen Bildung ausmacht.

Wohin führt das? Russische Diplomaten sagen aus, daß der Chinese, sobald er mit fremden Völkern in Verkehr tritt, sich hilflos sieht. Er kriecht aus seiner Einsiedlerschale heraus und bedient sich einer ganz neuen Sprache, die den Vorzug hat, lebendig und naturwüchsig zu sein, und das ist das schon ganz Polynesien beherrschende Küsten- oder pigeon-Englisch, das auch den Russen genehm und bequem ist. Pigeon (Taube) ist aber nichts als Korruption des Wortes business, Geschäft. Und so wird denn dieses Geschäftsenglisch bis tief nach Sibirien hinein bereits gesprochen. Das Mandarinentum, selbst eine Marionette, ist bemüht, die Massen des Volkes an seinen Kunstschnüren wie eine Marionette tanzen zu lassen. Es ist über derartige Neubildungen empört. Sie auszurotten, stürzt es sich nun in einen fürchterlichen Verzweiflungskampf. Aber auf die Dauer wird es dem Andrang des Volkslebens nicht widerstehen können; das Gesetz der Evolution wird sich auch auf diesem Boden Bahn brechen. Denn was helfen uns alle Berufungen auf urväterliche Überlieferungen und selbst auf die Tugenden, wenn sie uns den Weg der Entwicklung verschließen? Der Stand, der dieses Prinzip sich aneignet, ist mächtiger als alle anderen Wesen und Gewalten, die sich sträuben, wie Shakespeare sagt, dem lieben Gott zu gehorchen, weil es ihnen der Teufel befiehlt. Das wollen doch und haben auch wir endlich begriffen und sind nun bemüht, dem inneren Feind auf dem Wege der Entwicklung in die Flanke zu fallen und ihm den Vorrang streitig zu machen. Und zwar nach englischem, nicht, wie bisher, nach gallischem Vorbilde.

Das Hirn der chinesischen Völker ist ausgeschaltet worden. Und wenn Europa sie jetzt aus diesem Zustande der Hypnose befreit, so werden sie ihm dafür dereinst sicherlich dankbar sein können. Nur bleibt die Frage offen, ob das Chinesentum imstande ist, unter dem Einflusse des Verkehrs und der geistigen Erweckung einen ähnlichen moralischen Vorteil zu ziehen wie Japan und selbst Bokhara, von woher dem Roten Kreuz 100 000 Rubel gestiftet wurden.

Die Kiautschou-Bucht.

Rußland, England, Frankreich, Japan, auch Portugal hatten schon seit 1842 eine Reihe großer Konzessionen von China sich erzwungen, als Deutschland noch diesem maßgebenden Boden zukünftiger handelspolitischer Entwicklung fernblieb. Daneben aber hatte der deutsch-chinesische Handel bereits einen Riesenaufschwung genommen. Er steht an zweiter Stelle, hinter dem englischen. Wir hatten nur in Tientsin am Peiho und in Hankau am Yangtsefluß zwei kleine Gebiete als Kronkonzessionen inne, die aber unserer Kriegsflotte, wie sie zum Schutze des Handels erforderlich ist, keinen Stützpunkt boten. Freiherr von Richthofen hatte schon 1870 auf die Kiautschou-Bucht hingewiesen, und auch der Vater unseres jetzigen Kaisers hatte die Notwendigkeit betont, daß wir an Chinas Küste einen Hafen besitzen müßten. Der Geheime Marinebaurat G. Franzius prüfte die Verwendbarkeit der sonst wenig begehrten und von China völlig vernachlässigten Kiautschou-Bucht für diesen Zweck, und Verhandlungen mit dem Tsungli-Yamen, dem Auswärtigen Amte zu Peking, wurden eingeleitet. Trotzdem ging der Friedensschluß von Schimonoseki zwischen China und Japan, bei dem wir das bedrängte China auf diplomatischem Wege nachdrücklichst unterstützt hatten, vorüber, ohne daß unserem nach Lage der Sache durchaus gerechtfertigten Verlangen nach einer gewissen Gleichstellung mit anderen Mächten genügt worden wäre.

Da geschah es im November 1897, daß zwei deutsche katholische Missionare in Schantung ermordet wurden, und das gab den Anlaß, daß Admiral Diederichs am 14. November mit drei Kriegsschiffen die Einfahrt zur Kiautschou-Bucht besetzte. Die dort stationierten chinesischen Truppen, etwa 2000 Mann, zogen sich ohne Schwertstreich zurück. Die Besetzung der gesamten Bai erfolgte ohne tragisches Ereignis.

Ein Panzergeschwader unter dem Prinzen Heinrich folgte, und am 6. März 1898 kam ein Vertrag zustande, durch den uns China die Provinz Schantung als Einflußsphäre überließ und auf 99 Jahre die Kiautschou-Bai bis zur Hochwassergrenze, dazu die vorliegenden Inseln Toloschan, Thsalientau, Tschiposan, Tsintau (Potato-Island) usw. sowie die Hauptinseln Lauscha und Hwangtau in Pacht gab. Das ganze Gebiet umfaßt mit der Wasserfläche 920 qkm, und die neutrale Zone von 50 km Breite mit der Stadt Kiautschou, innerhalb welcher China nur mit Zustimmung

Deutschlands seine Anordnungen treffen darf, wird auf 7100 qkm angegeben. Die ganze Provinz ist etwa halb so groß wie das Königreich Preußen.

Deutschland hat sich für diesen Schritt der Zustimmung der beteiligten Mächte versichert, die ihrerseits ähnliche Abtretungen sich erwirkten. Rußland erhielt Liautung, die Bucht von Talienwan mit Port Arthur, welche es inzwischen wieder nach einem fürchterlichen Kriege an Japan verloren hat; England erhielt Weihaiwei, Frankreich die Kwangtschoubucht und das Vorkaufsrecht auf die große Insel Hainan. Die Zahl der Vertragshäfen stieg von 25 auf 28.

China hat durch diese Pachtverträge mit den europäischen Mächten den Vorteil, daß seine Integrität gewahrt und seine mineralischen Schätze, in Schantung z. B. die reichlichen Kohlenlager, endlich aufgeschlossen werden. Aus eigener Energie und Initiative scheint es das nie erreichen zu können, da indolente, anpassungsunfähige Volksmassen seiner Entwicklung entgegenstehen. Und diese, verbunden mit ihrem Anhang in der Umgebung des jungen Kaisers, dessen Willen durch die fremdenfeindliche Kaiserin-Mutter vollständig lahmgelegt wurde, sind es denn auch gewesen, die den im Sommer 1900 erfolgten Aufstand erregten, welcher zur Niedermetzelung von Tausenden von chinesischen Christen, der Ermordung unseres Gesandten Freiherrn von Ketteler in Peking, der Belagerung der fremden Gesandtschaften und den danach ausbrechenden Wirren führte, Ereignissen, die wir nachstehend ausführlich schildern werden.

An unserem Besitzstand haben diese nichts zu schmälern vermocht.

Die Provinz, Schansi genannt, ist eine der dichtest bevölkerten des Reiches der Mitte. Man schätzt ihre Bevölkerung auf 25 Millionen, das sind 173 auf den qkm, gegen nur etwa 112 in Deutschland. Schansi beherbergt große Metall- und Kohlenschätze. v. Richthofen hielt diese letzteren für so bedeutend, daß sie den Bedarf der gesamten Welt auf Jahrtausende decken könnten. Dieser beträgt nach ungefährer Schätzung zurzeit etwa 1/2 Milliarde Tons jährlich. Über diesem Reichtum hocken und verhungern die Chinesen. Sie essen das Gras, welches auf der zum Teil zutage liegenden Kohle wächst, diese selbst lassen sie unberührt oder tragen sie nur in kleinen Körben in die nächste Umgebung. Dabei bezahlen sie einen enormen und teuren Kohlenimport, besonders aus Japan, woher z. B. noch 1903 allein in Schanghai 700 000 Tons neben nur

100 000 Tons eigener Kohle aus Hankow und Kaiping, gelöscht wurden. Daß ein solches Volk in unserer Zeit des Verkehrs der Anspornung und Führung energischerer Völker bedarf, liegt auf der Hand. An wirklich verfügbarem Land hat das Deutsche Reich hier zusammen 5—6 Quadratmeilen in Pachtbesitz. Und diese Form des Besitzes bedingt auch, daß die Weiterbegebung unter ähnlichen Normen stattfindet wie in England, d. h. unter Zeit- und Erbpacht. Die Hälfte des Kaufpreises bleibt als Reallast auf den veräußerten Grundstücken stehen, und dieser Betrag wächst mit deren Wertzuwachs. Auch behält die Regierung das Vorkaufsrecht. Über die von chinesischen Bauern käuflich erworbenen Grundstücke sind wir nicht unterrichtet. Jedenfalls steht auch dieser Erwerb unter anderen als den bei uns leider üblichen römischen Besitznormen. Die Stadt Kiau (alter Volksstamm) Tschou (Provinzstadt) zählt 200 000 Einwohner. Auf dem Landgebiet wohnen ferner noch 60 000—80 000 Chinesen, fast ausschließlich in der Niederung, da der Chinese das Wohnen auf den Bergen scheut. An Europäer waren bereits im Jahre 1902 40 ha in Pacht und 40 000 qm für gemeinnützige Zwecke unentgeltlich abgegeben worden.

Über die weitere Entwicklung der Grundbesitzverhältnisse noch folgendes:

Im Rechnungsjahre 1905/6 wurden 32 Grundstücke in der Größe von 9 h 64 a zum Preise von 76 224 Doll. (Dollar zu 2,38 Mark bei steigendem Kurs) verkauft. Daß auch Wiederveräußerungen stattfinden, lehrt die Angabe, daß das Drittel der Wertsteigerung, welches bei Umsätzen dem Fiskus zufällt, in jenem Jahre 2102 Doll. betrug. Der Fiskus bekommt außerdem 6 Prozent Pacht vom ursprünglichen Kaufpreis, die von je 3 zu 3 Jahren erhöht wird, d. h. er bleibt (bei 6 Proz. Ortszins) zur Hälfte Mitbesitzer. An solchen Pachtgeldern gingen 1905/6 für 336 ha 91 a 36 471 Doll. ein. Man zählte 194 chinesische und 210 nichtchinesische Grundeigentümer. Auch bestellte der Fiskus eine Hypothek von 1 115 000 Mark zur Unterstützung einer Firma, welche die Erbauung von Wohn- und Arbeiterhäusern übernommen hat.

Schon seit dem 1. Juni 1888 bestand eine „Schantung-Eisenbahngesellschaft" zu Berlin, welche die Konzession auf den Bau der Bahn Tsingtau über Weihsien nach Tsi-man-fu und nach Po-schan übernommen hatte. Auch hat sich bereits unter der Bezeichnung: „Deutsche Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande" in Tsingtau eine Aktiengesellschaft gebildet, die zunächst dem Bergbau in Schantung sich widmen soll.

Was den Charakter der Chinesen anbetrifft, mit denen wir durch die neueste Entwicklung unserer Weltpolitik in so enge Beziehungen gebracht worden sind, so wird dieser vom europäischen Standpunkte aus nicht eben gerühmt. Daß aber der Handel mit China so große Dimensionen angenommen hat, obwohl die chinesische Regierung ihn nicht begünstigte, zeigt zur Genüge, daß eine Interessengemeinschaft zwischen den westlichen und östlichen Völkern besteht, die eine gute Grundlage für das Gedeihen dieses deutschen Freihafens abgeben kann. In China ist alles auf den Handel zugeschnitten, und es gibt wohl kein Volk der Erde, das für den Warenaustausch, der ja die Seele der Arbeitsteilung und Gütererzeugung ist, so bedeutend veranlagt wäre.

Grube sagt: „Der Chinese ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, er liebt die Spekulation und wuchert gern, sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen, er ist abgefeimt usw."

Aber dieses Urteil ist doch nicht ganz gerecht, wie wir aus der unten folgenden Schilderung Zabels ersehen. Und besonders die Bewohner Schantungs weichen hierin ab.

Sie sind vermutlich Turanier, da dies die erste Provinz war, in welcher die aus Susa und Babylon stammenden Eroberer Chinas sich niederließen.

Auch ist das Handelsgenie unserer Schutzbefohlenen in Schansi sehr gering. Sie sind dunkler und haben weniger geschlitzte Augen. Darum sind sie keineswegs weniger gesittet. Vor allem sind sie vorzügliche Arbeiter.

Reisebeobachtungen in diesem Gebiet sind bisher noch spärlich. Doch liefert uns Herr R. Zabel ein recht anschauliches Bild von Land und Leuten. Er freut sich über die Gastfreundschaft, die er gefunden hat, und die manchen Europäer beschämen könnte! „Die Leute, selbst durchaus nicht etwa wohlhabende Leute, und trotz der von ihnen als Hausindustrie betriebenen Silberschmiederei doch eigentlich nur einfache Bauern, räumten uns sofort die drei von ihnen bewohnten Räume ein und quartierten sich in ein elendes Hinterstübchen. Gebracht und angeboten wurde uns, was in ihrer Möglichkeit stand. Wie oft habe ich nun nicht schon in Chinesenhäusern geschlafen, und wie oft bin ich, in früherer Zeit, als friedlicher Wanderer gekommen und habe chinesische Gastfreundschaft in Anspruch nehmen müssen, ich erinnere mich aber nicht, jemals einen so freundschaftlichen Empfang gehabt zu haben wie hier in diesem kleinen Bauernhof. Originell war die Ausstattung der drei kleinen Räume, der Empfangs-

halle mit buntem Tempelschrein und der beiden Schlafzimmer, nicht wegen des chinesischen Möblements, sondern gerade wegen der europäischen Reliquien, die wir hier fanden. Zunächst war man sehr stolz auf eine Sammlung europäischer Flaschen, die bekanntermaßen in den Fremdenniederlassungen gewöhnlich Eigentum der Boys und von diesen zu fünf bis zehn Cent das Stück an den Trödler verkauft werden. Da fanden sich Flaschen mit der Etikette »Löwenbräu« (mir lief das Wasser im Munde zusammen), dann eine amerikanische, eigentlich kalifornische Rotweinflasche, mehrere Mineralwasserflaschen und mehrere Medizinfläschchen. Darauf schien der Silberschmied besonders stolz zu sein. Dann befand sich an der Wand ein buntes, in Ruppiner Art gedrucktes Christusbild, daneben ein Blatt aus der Modenwelt, irgendwo herausgerissen, aber der schönen Bilder wegen aufbewahrt, ferner ein Blatt aus einer englischen Missionsschrift, auch des Bildes wegen an die Wand geklebt. Den Glanzpunkt der europäischen Ausstellung bildete aber eine Petroleumhängelampe.

Natürlich zeigte er uns auch die Produkte seiner Arbeit, hübsche Ohr- und Armringe, Fingerringe mit Berlocken an Silberkettchen, Haarschmuck usw. Mehr noch als dieses interessierte uns ein anderer Zweig der häuslichen Produktionstätigkeit, der seinen Ursprung ebenfalls den Missionaren verdankt, nämlich die Spitzenindustrie. Die gesamte Produktion der zum Teil wundervoll gemusterten Schantung-Seidenspitzen ist von Anfang bis zu Ende Hausindustrie, und zwar wird diese von den weiblichen Mitgliedern des Hauses versehen. Diese züchten die Seidenraupen, pflegen und füttern sie, warten ihr Einspinnen ab, spinnen die Seide ab, spinnen sie zu Fäden und klöppeln die Spitzen. Die an sich cremefarbene Seide braucht in der Farbe nicht weiter bearbeitet zu werden. Das Klöppelbrett ist ein gewöhnliches Brett mit einer Rolle und einer großen Anzahl von Spulen, die von den geschickten Händen der Klöpplerin hin und her geworfen werden, so daß sie schließlich das gewünschte Muster erzeugen. Man versprach mir ein Muster fertig zu klöppeln, eine prachtvolle mehr als handbreite Spitze von mehreren Ellen Länge, die ich später zum Preise von zwei Dollar kaufte. Unser Hauswirt gab uns das Geleit zum Dorfe hinaus. Wir überstiegen nun einen kleinen Höhenzug, um alsdann wieder in eine langgestreckte Talmulde hinabzusteigen, die am Horizont abgeschlossen wurde durch einen Höhenzug, der in seiner höchsten Spitze, dem charakteristischen Hauptberg von

Ay=schan=tang, etwa 600 m Höhe erreichen mag. Diese Spitze von Ay=schan=tang ist ein höchst charakteristisch geformter Kegel, oben dreigespalten, der der ganzen Gegend seine Silhouette aufdrückt, und der uns fast den ganzen Weg als vorzüglicher trigonometrischer Punkt und Wegweiser diente. Ay=schan=tang selbst ist ein kleiner Ort, der hoch an diesem Berge liegt und sich nur deswegen einer gewissen Berühmtheit erfreut, weil dort heiße Schwefelquellen sind, die von den Chinesen eifrig benutzt werden.

Der Typus der Landschaft ist kaum unterschieden von dem in Petschili und der Mandschurei. Die Höhen sind waldlos, was sich freilich nach Westen hin etwas ändert, insofern als hier eine Art Zwergkiefer auftritt, eine Art degenerierter Fichte, die in dünnen, natürlich völlig ungepflegten Beständen die Höhenzüge bewaldet. Aber höchst charakteristisch ist für die Gegend die große Menge von ausgetrockneten Flußbetten. Da es vielfach keine Wege gab, und wir nach Möglichkeit die kürzesten Wege uns aussuchten, so fanden wir es häufig für geraten, dem Laufe eines dieser trockenen Flußbetten zu folgen. Dabei machte ich eine nicht uninteressante Beobachtung, die sich bei diesen Flüssen regelmäßig wiederholte. Wenn wir nämlich den Fluß weiter hinaufkamen, traten zunächst feuchte Stellen hervor, und schließlich kleine Wasserrinnchen, und je weiter wir nach oben kamen, um so mehr nahm das fließende Wasser, das uns entgegenkam, zu, bis es schließlich das ganze sandige Flußbett mit einer einige Zoll hohen Wasserdecke überzog. Die Flüsse zeigen also die eigentümliche Erscheinung, daß ihr Wasser, das der keineswegs versiegten Quelle entströmt, im Mittellauf im Sande versickert und erst viel weiter unten wieder an die Oberfläche tritt. Daß das Wasser tatsächlich im Laufe des Flußbettes, und zwar im Sande weitersickert, ohne doch zu der in Australien vielbeobachteten Erscheinung des sogenannten »Quicksandes« zu führen, konnte leicht nachgewiesen werden, wenn man im Flußbett ein Loch grub, in dem sich alsbald klares Wasser ansammelte. Löcher und Sandaufschüttungen waren die Zeichen dafür, daß die Chinesen im Flußbett Gold gewaschen haben.

Weit mehr Flußläufe, als man im allgemeinen annehmen dürfte, enthalten Gold, und die gleiche Methode des Goldwaschens habe ich persönlich in Nordchina wie in Südchina beobachten können. Auch aus den Goldgegenden der Mandschurei lauten die Berichte übereinstimmend. Man darf sich darüber nicht wundern. Denn erstens einmal befindet

man sich in einem Lande, in dem jeder Stuhl, jeder Tisch, jeder Karren und jede Pflugschar dieselben Maße aufweist, einerlei ob in der nördlichen Mandschurei oder in Indochina, und dann sind auch die einfachsten Methoden des Goldwaschens an sich nicht allzu sehr voneinander verschieden.

Der Chinese steigt in den Fluß hinein, holt mit dem Spaten die Sandschicht, in der sich das edle Metall findet, heraus, häuft dieses zusammen und beginnt, wenn er eine genügende Menge davon zusammen hat, mit dem eigentlichen Waschen. Entweder benützt er hierzu die erwähnte Molle oder die schiefe Ebene aus Steinen. Hat er eine solche Holzmolle, so tut er eine Quantität der Golderde in die Molle, steigt in den Fluß hinein und läßt nun die Molle abwechselnd voll Wasser fließen, wühlt das Gestein und den Sand darin auf und läßt dann das Wasser mitsamt dem gerade durch das Umwühlen nach oben getriebenen Sand über den Rand der Molle in den Fluß hineinfließen. Das wird solange fortgesetzt, bis in der Molle nur noch ein Restbestand, aus den spezifisch schwersten Bestandteilen der aufgenommenen Sandmassen sich zusammensetzend, vorhanden ist. Da Gold von allen das schwerste spezifische Gewicht besitzt, so sinkt es nach unten und bleibt schließlich in dem letzten Restbestande zurück. Dieser Restbestand wird nun mit ganz besonderer Vorsicht weitergewaschen, bis auch die schwarzen meist metallischen Bestandteile über Bord gegangen sind, und schließlich nur noch das Gold als Schwerstes in der Molle zurückbleibt, vorausgesetzt, daß in dem aufgenommenen Quantum etwas darin war. Ein Teil geht wohl auch bei größter Vorsicht immer mit über Bord. Das zurückbleibende Gold besteht meistens aus ganz dünnen feinen Plättchen, zum Teil sogar Staubkörnchen, die den Namen »Goldstaub« rechtfertigen. Größere Stücken sind selten, kommen aber vor."

Daß die Kohle dieser Provinz alles Gold wert ist, welches auf solche wenig lohnende Weise gewonnen wird, ist den Chinesen schwer beizubringen.

Seit dem 2. September 1898 ist der Freihafen Tsingtau dem Handel aller Völker geöffnet, und es hat sich ein reger Verkehr mit dem Hinterlande bereits entwickelt. Baumwollengarn, Schirting, Drell sind die vornehmsten Bedarfsartikel. Das Opium, dieser schlimmste Feind der chinesischen Entwicklung, wird einer scharfen Kontrolle unterworfen, ebenso wie das jetzt auch in Samoa geschieht. Schon bestehen deutsche Ziegeleien, Steinbrüche, Kalköfen, elektrische Sägewerke und Zentralen,

Maschinenschlossereien und sogar 5 Buchdruckereien. Die katholische Druckerei hat chinesische Typen und ist mit Aufträgen zur Herstellung von Anzeigen, Plakaten usw. überladen. Die Schiffahrt ist schon jetzt in starker Zunahme begriffen. Gegen 100 subventionierte und 14 nicht subventionierte deutsche Dampfer trafen schon im ersten Jahre ein, außerdem 37 englische und 10 japanische.

Im Jahre 1906 wurde Tsingtau von 424 Dampfern angelaufen und hat das seit 1863 bestehende Chefoo eingeholt. Es ist für tiefgehende Schiffe der beste Hafen an der Ostküste. Die Reederei M. Jebsen in Apenrade unterhält den Verkehr mit Schanghai, über Tsingtau, Tschifu nach Tientsin. Im Jahre 1906 betrug der Schiffsverkehr 476 667 Tons (+ 56 000 gegen das Vorjahr), der Eisenbahnverkehr stieg von 780 228 auf 811 285 Personen und von 280 000 auf 378 000 Tons, davon fast 14 000 Waggons Kohle.

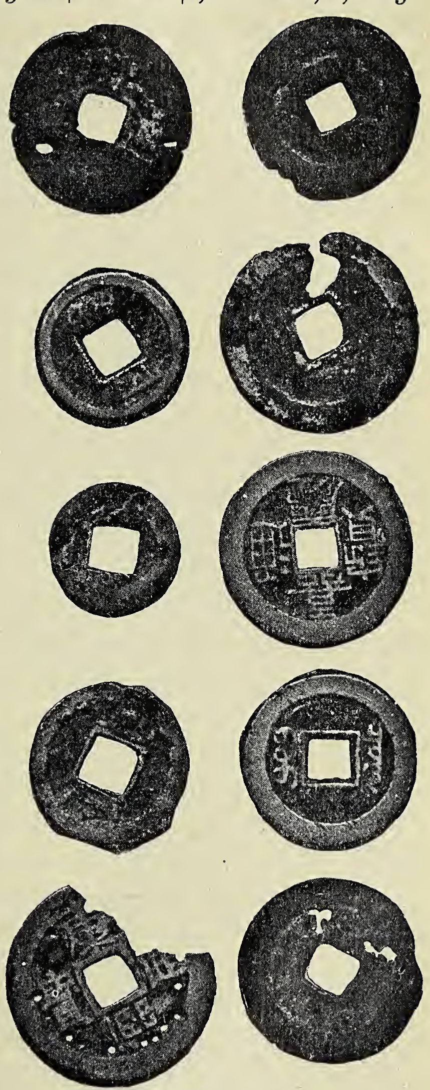
Im Verhältnis zu dem bei uns Üblichen weisen die Löhne eine erfreuliche Billigkeit auf. Die Arbeiter erhalten 20 bis 30 Pfennig in Käsch (durchlochten Bronzemünzen) pro Tag. Für den Handel dienen die Noten (1—50 Dollars) vieler privater Banken, unter denen die Deutsch-Asiatische einen hervorragenden Platz einnimmt. Jede hat einen anderen Kurs. Neben dem mexikanischen Dollar gilt der chinesische Silber-Tael als Werteinheit, welcher nach Ort und Zeit sehr schwankend ist. Gemeinhin soll er etwas über 3 Mark gelten. Vielleicht empfiehlt sich auch für uns die Ausprägung eines Handelsdollars zu 4 Mark, wie ihn Amerika, Japan, England und andere Staaten bereits haben. Von der genannten durchlochten, auf Schnüren aufgereihten Kupfer- oder Bronzemünze, dem Käsch, prägen die verschiedenen Provinzen nach Belieben. China verbrauchte infolgedessen 1905 an 40 000 Tons Kupfer und setzte 7½ Milliarden Zehn-Käsch-Stücke in Umlauf. Dazu 35 Millionen Silberdollars und silberne Scheidemünzen. Die Silber-Taels kamen nicht in Aufnahme. Das Chaos bei diesem sonst so pedantischen Volke bricht sich auf dem Währungsgebiete fast vulkanisch Bahn. Denn das Silber wird nach Gewicht bezahlt, so daß die ausgeprägten Münzen, die als solche einen geringeren Wert haben als das inländische „Hacksilber", sofort wieder zerstört, in kleine Stücke zerschnitten werden, um ihre Kaufkraft zu erhöhen. Der Chinese geht mit einer Wage auf den Markt und wiegt darauf beim Kauf das geforderte Silber ab. Trotzdem hat sich der Trade-Dollar bewährt.



Tsingtau vom Gouvernementsberge aus gesehen.



Es wäre unentschuldbar gewesen, wenn das schon überall sonst auf das Nachsehen und die Nachlese angewiesene Deutschland auch hier gewartet hätte, bis nichts mehr übrig war. Aber die Deutschen sind zum Teil noch selbst in so binnenländischer Befangenheit aufgewachsen, daß es noch immer weite Kreise gibt, die die frische Initiative nicht verstehen, mit welcher Kaiser Wilhelm II. ein fait accompli schuf und uns die Tore der Weltpolitik öffnete. Ein kleines Zuwarten würde auch in Ostasien für uns eine ähnliche Situation haben entstehen lassen wie in Afrika, in Australien und in der Südsee.



Die heutigen Verkehrsmünzen von Schantung, alle von gleichem Wert. (Natürliche Größe.)

Zurzeit ist namentlich der Hafen von Kiautschou von Bedeutung, wie gesagt, der beste in Nord-China. Er ist zwar seit Jahrtausenden der Versandung anheimgefallen, und die alte Hafenstadt selbst eine Binnenstadt geworden, aber deutscher Geist, deutscher Fleiß haben jetzt schon Wandel geschafft. Tsingtau, früher ein Dorf am Nordrande der Bai, ist befestigt, und die Straßen sind gepflastert worden. Das ist in China etwas Unerhörtes. Und man darf sagen, daß die Boxer, welche die Entwicklung des Verkehrswesens bekämpfen, weil sie dadurch ihre Arbeit, das Tragen von Lasten, verlören, sehr gut auf ein Jahrhundert hinaus allein schon mit dem Pflastern der Straßen beschäftigt werden könnten. Und auch sonst würde es nicht an Arbeit

fehlen, wie das gute Beispiel zeigt, das unsererseits gegeben wird. Krankenhäuser werden errichtet und hygienische Maßregeln aller Art getroffen. Die Handelsstadt erhebt sich gegenüber dem Eingange der Bai. Als Stapelplatz für den Handel mit Korea, Japan und den Inseln der Südsee und dem unmittelbaren Hinterland kann sie sich zu ungeahnter Bedeutung aufschwingen.

Das Gebirge von Schantung steigt stellenweise bis zu 1550 m an. Die Kohlenformation bei Itschoufou, Weishien, Tschangkuischien, Ihsien usw. liegt in dem den Granit überragenden Kalk- und Sandstein. Sie ist eingebettet in den gewaltigen Sedimenten des Huangho, des Gelben Flusses. Leider ist das westliche Schansi den furchtbaren Überschwemmungen dieses Riesenstromes ausgesetzt, der während der Regenzeit oft plötzlich seinen Lauf ändert und dann Millionen von Menschen verschlingt.

Er heißt also nicht mit Unrecht der „Kummer Chinas", um so mehr, da er wenig schiffbar ist. Die Provinz ist deshalb zu ihrer Hebung auf den Bau von Bahnen angewiesen, die von deutscher Seite in Angriff genommen worden sind.

Schon jetzt besagt ein Bericht: Die deutsche Schantung-Eisenbahn mit einem Jahresertrag von 2 Millionen Dollars hat der Provinz, die in früheren Zeiten recht reich gewesen sein muß, zu neuer Blüte verholfen. Die Stadt Tsinanfu am Huangho, mit ihren Teehäusern, darunter eine Stiftung Li-Hung-Changs, und Lotosteichen, entfaltet eine ungeahnte wirtschaftliche Lebenskraft, welche wir als direkten Ableger der deutschen Betätigung und des deutschen Unternehmungsgeistes mit Freuden begrüßen können. Was das deutsche Volk einmal unternommen hat, wenn es auch spät geschah, das hält es fest und arbeitet daran mit heiligem Ernst. Möge diese nachhaltige Kraft gut machen, was unsere politische und wirtschaftliche Zerrissenheit uns bisher versäumen ließ.

Auch sonst findet ein Aufschwung sondergleichen in Tsingtau statt. Ein Schwimmdock, das fremde Schiffe von 16000 Tons Deplacement aufsuchen können, eine Zuckerraffinerie mit 15 Millionen Mark Umsatz, Wasserleitungen, elektrische Kraftkabel und Beleuchtung, vorzügliche Gesundheitsverhältnisse an einem ehedem verseuchten Ort, ein Außenhandel, der sich im ersten Vierteljahr 1906 um 200000 Taels hob — eine Zunahme von 60 Prozent gegen das Vorjahr —, während Tientsin zurückgeht, eine Schiffahrt von einer halben Million Registertonnen, einen



Einrädriger Segelkarren.

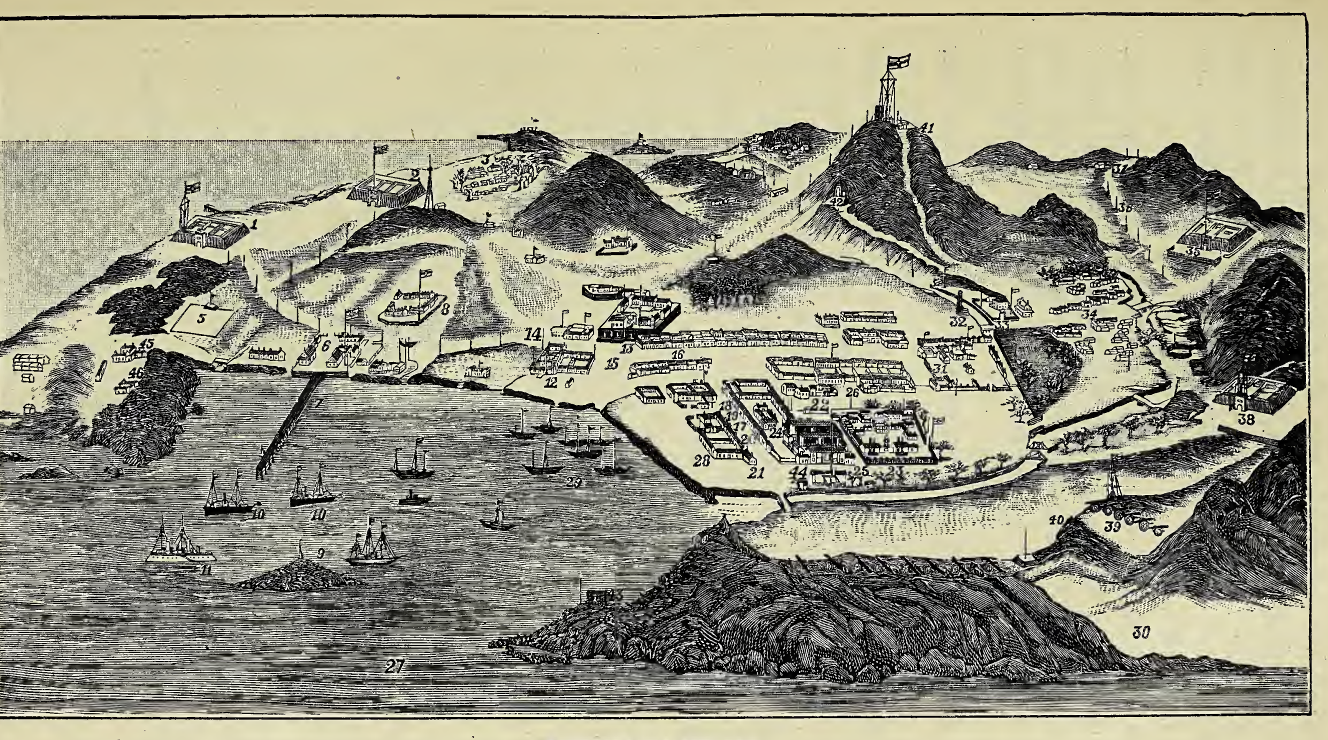
Durchgangshandel von 33 Millionen (1904—05), die Entwicklung eines Badeorts auf diesem Boden, von dem zu ermäßigtem Preise in demselben Jahre für 108000 Dollars abgegeben wurde, ein Regierungsgymnasium, die großartige Vermehrung der Missionsschulen und Krankenhäuser, eine eigene Banknotenausgabe von 1—50 Dollars oder 1—20 Taels durch die unter Staatsüberwachung stehende Deutsch-Ostasiatische Bank, alles dies deutet darauf hin, daß hier ein Brennpunkt des pazifischen Verkehrs in Entwicklung begriffen zu sein scheint.

Als Ausfuhrartikel kommen zurzeit hauptsächlich Seide von Weishien und zwar die des Eichenspinners, Strohborten, Farbstoffe, Glaswaren, keramische Artikel (Porzellane und Majoliken), endlich Cloisonn' oder Schmelzwaren von Poschan in Betracht.

Im ganzen überwiegt die Landwirtschaft in den fruchtbaren Tälern des Schantunggebirges. Dieses selbst ist aber völlig entwaldeter Karst, und die deutsche Regierung wird sich durch Wiederaufforstungen ein großes Verdienst erwerben können.

Das Klima von Kiautschou ist dem Mitteleuropas ähnlich, obwohl es auf dem 36.° nördlicher Breite liegt, also in der Breite von Tunis und Algier. Der Regenfall beträgt 603 mm und ist im Sommer sehr stark. Man baut alle Körnerfrüchte, Gemüse, Bohnen, Reis, Baumwolle, Ölpflanzen, Hanf und Tabak. Die zahllosen Dörfer sind reich an Fruchtbäumen, darunter die chinesische Dattel und die Kaki, eine apfelgroße Beerenfrucht. An Haustieren werden Esel, Maultiere, Schweine und Geflügel gezüchtet. Der Kormoran dient als Gehilfe beim Fischfang.

Der Gütertransport findet zurzeit auf den in China üblichen einrädrigen Karren, im Gebirge auf Saumtieren statt und ist dem jetzt schon vorhandenen Bedarf, z. B. an Kohle, nicht gewachsen. Daher ist der Bau von drei Bahnen vertragsmäßig konzessioniert, welche das Gebirge in weitem Bogen umkreisen. Diese Trassen berühren die Kohlenreviere, den Kaiserkanal, der den Huangho mit dem Jangtse verbindet, und auch ersteren Strom selbst. Die industriellen und landwirtschaftlichen Gebiete werden durch sie für den Seehandel erschlossen werden. Sie haben eine Länge von etwa 600 km und lehnen sich an den ebenfalls geplanten Schienenweg Peking—Hankau an. Wenn diese Pläne zur Ausführung kommen, dann wird Tsingtau neben den übrigen Häfen am Gelben Meer und am Busen von Tschili, Tschifu, Tientsin usw. bald ebenbürtig dastehen.



Panorama von Tsingtau.

In vorstehendem Bilde sind wir in der Lage, unseren Lesern ein Panorama von Tsingtau nach einer chinesischen Zeichnung vor Augen zu führen, welches gerade in gegenwärtiger Zeit von allgemeinstem Interesse sein dürfte. Tsingtau ist bekanntlich der Hauptort in unserer chinesischen Niederlassung in der Kiautschou Bucht, die Zeichnung leidet nach unseren Begriffen an manchen Mängeln, gibt aber immerhin eine gute Übersicht und läßt uns erkennen, welch große und schnelle Fortschritte unsere dortige Verwaltung gemacht hat. 1. Höhenlager. 2. Strandlager. 3. Dorf Topatau. 4. Innerer Hafen. 5. Exerzierplatz. 6. Brückenlager. 7. Alte chinesische Landungsbrücke. 8. Lazaret. 9. Arkona-Insel 10. Jebsendampfer. 11. Deutsches Kriegsschiff. 12. Chinesisches Zollamt. 13. Alter Tempel. 14. Langestraße. 15. Marktplatz. 16. Marktstraße. 17. Poststraße. 18. Postagentur. 19. Zivilkommissariat. 20. Intendantur. 21. Yamenplatz. 22. Yamen des Gouverneurs. 23. Yamenlager. 24. Offizierskasino des Yamenlagers. 25. Yamenstraße. 26. Gerichtsgebäude. 27. Tsingtaubucht. 28. Strandhotels. 29. Tsingtauhafen. 30. Klarabucht. 31. Artilleriedepôt. 32. Ziegelei. 33. Erstes europäisches Haus. 34. Kleintsingtau. 35. Ostlager. 36. Weg zum Pulvermagazin. 37. Pulvermagazin. 38. Artillerielager. 39. Den Chinesen abgenommene Salutbatterie. 40. Bismarckshöhe. 41. Truppelsberg, Signalstation. 42. Diederichsstein. 43. Dynamitstation. 44. Heidentafel. 45. Neue Artilleriekaserne. 46. Artilleriekasino.

Es herrschen friedliche Aussichten. Die chinesische Regierung schickt sich an, in Hankou eine Weltausstellung vorzubereiten. Unsre Besatzungsbrigade ist aufgelöst. Es bleiben in Ostasien rund 26 Offiziere und 700 Mannschaften als Schutzwache für die Gesandtschaft in Peking und als Reserve in Tientsin.

Seit dem 1. Januar 1906 ist auch ein neuer Vertrag in Kraft getreten, wonach das chinesische Zollamt eine Pauschalsumme von 20 Prozent der Einnahmen des Kiautschou-Zollamts an das Deutsche Reich abführt. Damit wird unsre Grenze, d. h. des gesamten Schutzgebiets, gegen das Inland frei.

Für unsere dortigen industriellen Anlagen ist dies von großer Wichtigkeit.

Die deutsche Schule in Tsingtau zählte 1906 78 Schüler, darunter 5 Mädchen; die Missionsschulen zählen 100 protestantische und 74 katholische Schüler. Dazu kommen Schulen auf der Insel Yuitau, in Tschutscheng und Kiautschou, Yentschoufu und Tsining, auch eine Mädchenschule der Franziskanerinnen in Tsingtau selbst. Sehr besucht wird das Erholungsheim Mecklenburghaus, nämlich von 1039 Personen im Jahre 1906. Auch als Badeort kommt Tsingtau allgemein in Aufnahme und beherbergt Ärzte aller Nationen. Auch wollen wir in Tsinanfu für die Chinesen eine Bergwerksschule errichten.

Der Postverkehr hat sich durch die Sibirische Bahn ungemein gehoben. Postsachen, die am 20. Juni 1906 in Berlin aufgegeben wurden, konnten schon am 31. Juli früh in Tsingtau verteilt werden. Im Jahre 1906 zählte man 2 807 000 Briefsendungen und 13 000 Postanweisungen im Gesamtbetrage von 673 000 Mark, auch 2 701 000 Zeitungsnummern.

Kiautschou kann eine Quelle des Reichtums werden für China wie für uns. Auch Hongkong war noch vor einem halben Jahrhundert nichts als ein öder Fels im Meer und setzt heute eine Milliarde Mark an Waren um. Und so sagt ein englisches Sprichwort: There are better fish in the sea than ever came out of it. Es gibt noch bessere Fische im Meere, als je gefangen wurden.

Möge dies verheißungsvolle Wort auch für uns seine Kraft bewähren!

Wirren und Kämpfe in China.

Wie es dazu kam.

Obwohl die Chinesen nach Art der Kinder auf ihre uralte und von uns genügend gekennzeichnete marionettenhafte Kultur, sogar auf den ihnen eignen Mangel an jeder soldatischen Tugend ungemein stolz sind, sind sie doch nie aus den Wirren herausgekommen. Revolutionen, Aufstände waren bei ihnen an der Tagesordnung. Auch glaubten sie, es wäre zur Erhaltung des Reiches nötig, alle zwei Jahrhunderte mindestens eine neue Dynastie zu haben. Willkür, Bestechlichkeit, Schmutz, Habgier und Grausamkeit sind ihre hervorstechendsten Eigenschaften, und dazu gesellt sich ein fanatischer Haß gegen alles Fremde, um so mehr, da sich ihre eigene mit der fremden Kultur nicht messen kann.

Die Chinesen glaubten, uns mit ihren Waren zu ihrer Bereicherung überschütten, sich aber einem wechselseitigen Austausch entziehen zu dürfen. So sehr sie im Recht gewesen wären, wenn sie der Opiumeinfuhr aus Britisch-Indien sich verschlossen — falls sie nämlich auch den Opiumgenuß im Innern verboten hätten —, so wenig waren sie im Recht, die Einfuhr für Waren aller Art zu erschweren, mit denen Europa ihren Tee, ihre Seide usw. bezahlen mußte. Denn ein einseitiges Verhältnis zweier Produktionsgebiete, wo das eine nur in bar zahlen soll, ist unhaltbar.

Die Unredlichkeit Chinas gegenüber den früheren Handelsverträgen der Jahre 1842 und 1857 mit England führte schon im Jahre 1859 zum Einmarsch der Engländer und Franzosen. Taku wurde genommen, 50000 Tataren bei Palikao am 21. September geschlagen und der Sommerpalast in Peking durch Lord Elgin zur Strafe für die überaus grausame Behandlung der Kriegsgefangenen in Asche gelegt.

Dann folgte der Krieg Chinas mit Frankreich, das die Oberherrschaft über Anam und Tonkin erhielt. Rußland, Amerika, Japan, alle fielen wie Adler über das Reich der Mitte her.

Wir haben schon erzählt, wie es kam, daß auch Deutschland endlich sich genötigt sah, gegen China vorzugehen. Den letzten Anstoß gab die Ermordung der katholischen Missionare Nies und Henle zu Jentschofu in der Provinz Schantung.

Der deutsche Kaiser gab Befehl, daß unser ostasiatisches Geschwader,

die Schiffe: „Prinzeß Wilhelm", „Arkona", „Cormoran" und „Irene" unter Kontreadmiral v. Diederichs den Hafen von Kiautschou besetzte.

Am 14. November 1897 legten sich die deutschen Schiffe in der Bucht vor Anker und landeten ihre Truppen, 687 Mann mit 30 Offizieren an verschiedenen strategischen Punkten. Eine Proklamation wurde angeschlagen, worin kundgegeben ward, daß Deutschland Chinas Freund gewesen und bleiben werde, und der chinesische General durch Schreiben des Geschwaderchefs veranlaßt, seine Truppen in das 15 km inland gelegene Dorf Tsintau zu verlegen. Die Räumung vollzog sich ohne Zwischenfall. Schon kurz nach Mittag wurde die deutsche Flagge auf dem Ostfort geheißt.

Die chinesische Regierung erließ eine Mitteilung an ihre Gesandtschaften mit folgenden Sätzen: „Banditen haben in Ku-Yah zwei deutsche Missionare getötet. Dem Gouverneur von Schantung wurde auferlegt, den hohen Beamten der Provinz den Befehl zur Verhaftung und Bestrafung der Schuldigen zu erteilen." Schon am folgenden Tage berichtete der Gouverneur telegraphisch, daß vier Verhaftungen erfolgt wären.

Da aber der Gouverneur selbst in dem Verdachte stand, die Ermordung der Missionare begünstigt zu haben, so konnte diese nachträgliche Verhaftung einiger armer Schächer, die vielleicht nach Art der Chinesen ihr Leben verkauft hatten, um ihre Familie zu bereichern, uns keine Sicherheit gewähren, daß nicht das Leben der Missionare und ihrer christlichen Anhänger und das unserer zahlreichen Kaufleute in Hankau und anderen Orts wieder so vogelfrei sein würde als bisher.

Baron Heyking, unser Gesandter in Peking, forderte daher entsprechende Garantien. Gleichzeitig rüstete man daheim ein zweites größeres Geschwader aus. Es bestand aus dem Kreuzer I. Klasse „Deutschland" mit dem Prinzen Heinrich an Bord, „Kaiserin Augusta" (Kr. II. Kl.) und „Gefion" (Kr. III. Kl.).

Der Kaiser entließ seinen Bruder u. a. mit folgenden Worten: „Die Fahrt, die Du antreten wirst, und die Aufgabe, die Du zu erfüllen hast, bedingen an sich nichts Neues; sie sind die logischen Konsequenzen dessen, was Mein hochseliger Herr Großvater und Sein großer Kanzler politisch gestiftet und was Unser herrlicher Vater mit dem Schwerte auf dem Schlachtfelde errungen hat; es ist weiter nichts, wie die erste Betätigung des neugeeinten und neuerstandenen Deutschen

Reiches in seinen überseeischen Aufgaben. Dasselbe hat in der staunenswerten Entwickelung seiner Handelsinteressen einen solchen Umfang gewonnen, daß es Meine Pflicht ist, der neuen deutschen Hansa zu folgen und ihr den Schutz angedeihen zu lassen, den sie vom Reich und vom Kaiser verlangen kann."

Trotzdem war diese Entsendung keine kriegerische. Es gelang dem Baron Heyking, die unsererseits erfolgte Besitzergreifung von Kiautschou auf dem Wege des Pachtvertrages, wie schon erzählt, befriedigend zu lösen. Prinz Heinrich wurde überall in China, auch vom Kaiser in Peking, wie ein Friedensbote empfangen. Die Waffen schwiegen. Und man hatte sich mit der Hoffnung eingewiegt, daß nunmehr eine Friedensperiode gekommen wäre.

Die Greuel in Peking.

Da liefen am Montag, den 2. Juli 1900, im Auswärtigen Amt zu Berlin vom deutschen Konsul in Tschifu folgende Nachrichten ein:

„Unser Gesandter in Peking am 18. Juni ermordet. Die Fremdenkolonie wird in den Gesandtschaften belagert. Die Situation ist verzweifelt. Eilt Euch!"

Und ein Telegramm des Chefs des deutschen Geschwaders vor Taku, Kontre-Admiral Bendemann, vom 30. Juni meldete, daß am 25. Juni nur noch das deutsche, französische und englische Gesandtschaftsgebäude unzerstört geblieben wären. Der Kommandeur der Schutztruppe und die Ausländer wären in der englischen Gesandtschaft verbarrikadiert von Boxern und etwa 30 000 chinesischen Soldaten belagert. Auch auf Tientsin, wo sich eine deutsche Kolonie befindet, rückten diese vor. Die Kaiserin-Witwe Tsu-Si wäre entflohen.

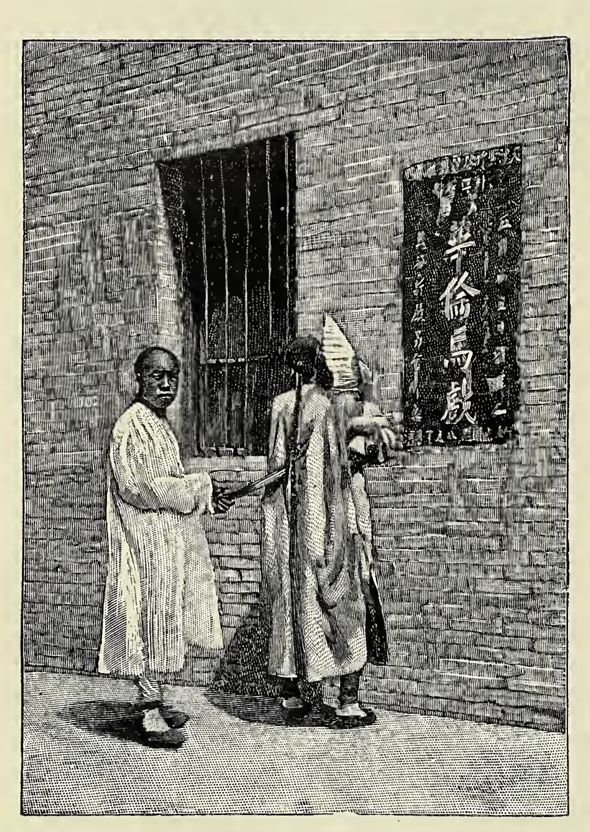
Am 5. Juli endlich kam aus Schanghai die fürchterliche Nachricht: Alle Fremden, 1000 an der Zahl, einschließlich 400 Soldaten und 100 Zollbeamten, Frauen und Kinder, hätten in der britischen Gesandtschaft ausgehalten, solange Munition und Lebensmittel reichten. Sie und Tausende von chinesischen Christen wären dann von den Boxern niedergemetzelt worden. Auch die Kaiserin wäre ermordet.

Entsetzen und Hoffnungslosigkeit erfüllten die gesamte zivilisierte Welt.

Schon seit Jahresfrist hatten Kenner Chinas einen solchen Ausbruch der Volkswut prophezeit. Drohend war ein solcher zu jeder Zeit

gewesen. Und den schon früher hervorgehobenen Ursachen des Fremdenhasses gesellte sich noch ein weiterer sehr beachtenswerter Umstand hinzu.

Der junge Kaiser Kwangssü war völlig abhängig von der Kaiserin-Witwe, seiner Tante. Nach dem unglücklichen Kriege mit Japan beeilte er sich, allerlei Reformen herbeizuführen, schlechte Beamte abzusetzen und namentlich den Bau von Eisenbahnen zu betreiben. Besonders diese Neuerung war es, welcher die Chinesen sich entgegenstellten. Zahllose Lastträger und Schiffer auf den Flüssen und Kanälen wurden brotlos, und sie aus eigenem Unternehmungsgeist heraus gewinnbringend zu beschäftigen, durch Straßenbau und Kanalisationen in den Städten, durch Minenbetrieb usw., dazu waren die Chinesen unfähig. Ihre Geistesträgheit, ihr Dünkel vereinigte sich mit dem Fanatismus hungernder Massen, denen die Bahnen wohl hie und da die überall nach Willkür umherliegenden Ahnengräber zerstört hatte. Im September 1898 vollzog sich ein Staatsstreich, durch den P'uTs'uan, der Sohn des fremdenfeindlichen Prinzen Tuan, von der Kaiserin-Witwe zum Nachfolger eingesetzt wurde. Zugleich begannen die Verfolgungen aller Reformfreunde.



Zur Tötung der Europäer aufreizender Maueranschlag.

Der Tatarengeneral Yu-Hien wird als der eigentliche Vater der Boxerbewegung genannt, eines weitverzweigten Geheimbundes, der die

Volksmassen aufwiegelte und sie gegen die Fremden ausrüstete. Sie nennen sich selbst I-ho-chüan, auch Dahauhuo, das große Messer, welches auch ihre Hauptwaffe ist.

Prinz Li, genannt Schito, ferner der Reformator der Nordarmee, Junglu, und sein Kollege im Kriegsministerium, Kangji, waren die Hauptbetreiber der Fremdenverfolgungen, falls eine solche Volksbewegung überhaupt einzelnen zur Last gelegt werden kann. Hier wenigstens liegen ihr große wirtschaftliche Umwälzungen zugrunde.

Durch solche Bewegungen wird die Verantwortlichkeit der Gebildeten und Regierenden nicht gemindert, an deren Unverstand der blinde Haß der Massen Unterstützung und Nahrung fand. Plakate aufrührerischen Inhalts hingen an allen Wänden, Fanatiker predigten offen das „Tötet die Fremden, die Seemenschen!" Eingeborene Christen und fremde Missionare wurden in Massen ermordet.

Ein vom 28. Mai 1900 datiertes Schreiben eines Leutnants wirft ein grelles Schlaglicht auf die Sachlage. Es heißt da u. a.: „Als wir zum erstenmal von Tientsin nach Peking fuhren, wurde gerade ein Kavallerieregiment verladen, das gegen die Boxer ziehen sollte. Danach war es auf fünf Wochen ruhig, doch wurden fortwährend zum Morde der Fremden aufreizende Flugblätter verteilt. Die Gesandten beschwerten sich, und man versprach Abhilfe. Es wird jetzt an der Bahn gebaut, die die Belgier von Peking nach Hankau am Jangtse bauen. Sie ist bis Paotingfu fertig. Dort sitzen die Boxer hauptsächlich. Vor vierzehn Tagen wurde dort ein Christendorf, 25 km südlich von Peking, von Boxern überfallen und über siebzig Christen ermordet, die meisten in der Kirche verbrannt. Dies geschah, während wir zu den Rennen in Tientsin waren. Auch wird mitgeteilt, daß siebzig Soldaten und ein Oberst von den Boxern im Hinterhalt überfallen und getötet wurden. Seit 35 Jahren wäre die Lage noch nicht so ernst gewesen; auch nicht vor dem Blutbade von Tientsin 1870." Auch andere Hiobsposten trafen ein. In Tuijuanfu wurden gegen 60 Europäer, darunter 2 Bischöfe, 19 Franziskanermissionare und 8 Schwestern ermordet. Die Truppen, die vom Vizekönig Tschang-Tschi-Tung zu deren Schutz entsandt worden waren, hatte der Mandarin von Tschitsu zurückgehalten.

Die mahnenden Berichte der Gesandten hatten dazu geführt, daß sich schon im Anfang April 1900 im Golf von Petschili ein internationales Geschwader sammelte. Und im Mai richtete das diplomatische Korps in

Peking eine gemeinsame Note an das Tsungli-Yamen, worin auch eine Verstärkung der Schutzwachen für die Gesandtschaften angekündigt wurde.

Die Regierung des Kaisers von China protestierte und versprach allerlei. Aber es war nur zu bekannt, daß der Kaiser Kwangssü lediglich ein willenloses Werkzeug seiner Tante, und daß Prinz Tuan das geistige Oberhaupt der Boxer wäre.

Die Boxer hatten am 28. Mai die Hunan-Bahn zerstört, die Schienen aufgerissen und viele Angestellte der Bahn getötet. Darauf hatten die Mächte von ihren auf der Reede zu Taku an der Mündung des Peiho ankernden Schiffen Englands, der Vereinigten Staaten, Rußlands, Frankreichs, Italiens und Japans 334 Mann mit 22 Offizieren und 5 Schnellfeuergeschützen nach Peking entsandt, denen eine geringe Anzahl deutscher und österreichischer Truppen bald folgte. Trotzdem kam es fast täglich zu Gefechten der Boxer und der Regulären und am 20. Juni wurde der deutsche Gesandte sogar von Kaiserlichen ermordet. Während nun die riesigen Taku-Forts an der Mündung des Peiho mit neuesten Kruppschen Geschützen und mit gutgedrillten, von deutschen Offizieren ausgebildeten und mit deutschen Gewehren bewaffneten Kaiserlich chinesischen Truppen besetzt und die Flußmündung selbst mit Torpedos dicht belegt waren, steigerte sich die Volkswut und führte Ende Juni und Anfang Juli 1900 zu den Ereignissen, deren allerdings zum Teil übertriebene Meldung ganz Europa erstarren machte.

Peking war von aller Welt abgeschnitten, Bahnen und Brücken zerstört, und die gesamte Fremdenkolonie in der Hauptstadt, wenn nicht auch in Tientsin, Canton und anderen Handelsemporien Chinas der Wut der aufständischen Boxer und der mit ihnen fraternisierenden, meuterischen regulären Truppen verfallen.

Die Belagerung der Gesandtschaften und die Ermordung des Freiherrn von Ketteler.

Eine eigenartigere und an Spannung reichere Lage hat es kaum je zuvor in der Weltgeschichte gegeben als die unserer Angehörigen in Peking während jener Tage, man kann sagen Monate ihrer Abschließung inmitten der nach ihrem Blute lechzenden, niedrigsten und entartetsten Bevölkerung des asiatischen Riesenreichs.

Eine amerikanische, zur Gesandtschaft gehörige Dame hat über diese Schreckenstage Buch geführt. Sie erzählt: Schon am 29. Mai wurde der Timeskorrespondent Dr. Morrison von den Torwächtern, etwa 25 Regulären, fast gesteinigt. Und daß eine solche Wache die Boxer nicht fernhalten, sondern ihnen sofort die Tore öffnen würde, lag auf der Hand. Ein Prinz von Geblüt hatte uns gewarnt (am 20. Mai). Der Gesandte bestand darauf, daß die Damen Peking verlassen sollten. Am 5. Juni warteten wir auf dem Bahnhof von 11 bis 3 Uhr, bis uns endlich gesagt wurde, daß keine Züge mehr abgelassen werden könnten. Das chinesische Volk aber, das uns umdrängte, verriet durchaus keine Feindseligkeit. Mr. Pethick, der seit 30 Jahren in China gelebt und sogar chinesische Kleidung inklusive Zopf trug, der auch für Li-Hung-Chang, den Vizekönig der Provinz Petschili, durchs Feuer ging, vertrieb uns die Zeit mit Anekdoten über diesen Bismarck Chinas. Er war dessen Sekretär und sollte ihn nach Canton begleiten. Nach Peking zu kommen, dazu war Li-Hung-Chang zu vorsichtig. Als einem Freunde der Fremden und der Reform hätte ihm die Partei der Kaiserin-Witwe dasselbe Schicksal bereitet wie andern hohen Würdenträgern. Sie waren zum Tode verurteilt worden. Ihre Hinrichtung bestand darin, daß man sie der Länge nach mitten durchsägte. Der ganze Aufruhr ging unmittelbar von der Hofpartei aus. Am 12. Juni wurde der Sekretär der japanischen Gesandtschaft ermordet, und am 13. zogen die Boxer in Scharen durch die Tore. Auf dem Yamen lachte man die Boten der Gesandten aus. „Wir können Ihnen nicht helfen. Die Stadt ist in den Händen der Boxer. Wir müssen froh sein, wenn man uns nichts tut.“ Dabei verloren die Europäer keineswegs ihre Zuversicht. Einige deutsche Soldaten, so berichtet die Amerikanerin, hatten die Verwegenheit, einige Boxer mitten aus dem tobenden Mob herauszugreifen und in die deutsche Botschaft zu schleppen. Dort las ihnen Freiherr v. Ketteler gründlich den Text. Dann sandte er auf das Yamen und verlangte, daß seine Gefangenen abgeholt und bestraft würden. Die Folge war, daß die Volksmassen die Gesandtenstraße zu stürmen Miene machten. Durch einige blinde Schüsse aus den Coltkanonen seitens der Amerikaner wurden sie vertrieben. Aber ein riesiger Feuerschein ließ erkennen, daß die Boxer ihre Arbeit der Zerstörung begonnen hatten. In der äußeren Stadt brannte es an zwei Stellen.

Peking ist von gewaltigen Mauern in einer Länge von 24 km

umgeben. Es besteht aus zwei Oblongen, von denen das nördliche die Tataren-, das südliche die Chinesenstadt beherbergt. Die Mauern bilden den einzigen gangbaren Promenadenweg, den die Europäer benutzen können. Alles andere ist Staub und Kot. Von dort aus allein hat man auch einen Blick über die Stadt und ihre Gärten, die sich in der Ferne zu einem dichten Wald zu vereinigen scheinen.

Da alle Häuser so ziemlich gleich hoch oder niedrig sind, so treten die Minaretts der Moscheen am meisten hervor, dazu die Tempel der Sonne und der Erde und der schnörkeligen Dörfer des Kaiserpalastes in der sogenannten verbotenen Stadt. Drunten aber liegen viele herrenlose Häuser. Es ist eine Stadt, die ihre Blütezeit längst hinter sich hat. Sie zerfiel mit der Macht, die sie schuf.

Fürchterliche Hitze wechselt mit schrecklichen Staubwinden ab und gibt dem hier herrschenden Klima einen wenig angenehmen Charakter.

Ernst von Hesse-Wartegg gibt uns eine Beschreibung der Gesandtenstraße. Sie steht auf einer Höhe mit der Behandlung, welche die Gesandten selbst bei Hof erfuhren, wo sie nur in einer besonderen Halle empfangen wurden. Auch erhielten sie kaum jemals den offiziellen Besuch eines offiziellen Würdenträgers. Sie waren ja nur „die Sendlinge der Vasallenstaaten". „Die Gesandtenstraße ist urchinesisch. Sie unterscheidet sich durch nichts von irgend einer anderen Straße der Tatarenstadt. Staub, Schmutz, Unrat; fensterlose, graue Mauern und geschlossene Tore. Halb erstickt von dem schwarzen unflätigen Staub, eingeschachtelt zwischen den schmutzigen Nachkommen der tatarischen Horden, welche das chinesische Reich erobert haben, verborgen in einem Labyrinth meilenlanger Straßen der ungeheuren Stadt, wohnen die Exzellenzen und Geheimräte, die Vertreter der Großmächte der Erde. Hier ist der Sitz des diplomatischen Korps, das sonst überall in der Welt an der Spitze der Gesellschaft steht und in Palästen der vornehmsten Stadtteile residiert."

Und nun war man drauf und dran, diese Vertreter unsrer Staaten, die überall sonst in der zivilisierten Welt für unantastbar gelten, von einem eigens herbeigeholten Mob umbringen zu lassen.

In den Gesandtschaften, welche in hochummauerten Gehöften in einem ziemlich geschlossenen Komplex gelegen sind, bereitete man sich auf das Schlimmste vor. Hunderte von chinesischen Christen suchten hinter ihren Mauern Zuflucht und wurden von unsern Seesoldaten aus den

Kirchen heraus gerettet, wo die Boxer sie abzuschlachten drohten. Die Seesoldaten der Mächte hatten Tag und Nacht zu tun, um diese Unglücklichen auf die Gelände der Botschaften zu retten. Unter ihnen befanden sich viele mit schweren Wunden von den Messern und Spießen der Boxer. Viele, namentlich auch die Säuglinge, siechten unter den nun folgenden Entbehrungen dahin oder verendeten unter den Geschossen, die von den regulären Truppen zahllos auf die Botschaften abgefeuert wurden. Selbst die kaiserlichen Wachen feuerten auf ihre Schutzbefohlenen.

Hinter den Gehöften zieht sich die breite Mauer entlang, welche die beiden Pekingstädte trennt. Auch diese mußte nun in das Verteidigungsgebiet mit hineingezogen werden, da die Wachen sie erstiegen und mit Barrikaden und Geschützen versehen hatten. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni feuerten unsere deutschen Schutzgarden von dieser Mauer herab und töteten sieben Boxer, welche unter dem Beifall der Massen in der Chinesenstadt, die von der Tatarenstadt getrennt ist, ihre Carmagnole tanzten. Da sie mit heiligen Amuletten versehen für unverwundbar galten, so wurde hierdurch der sie umgebende Zauber zerstört und ihr blinder Fanatismus durch die dem Chinesen näher liegende Sorge um das liebe Leben erheblich gedämpft. Zehn andere Boxer wurden in der russischen Botschaft gefangen gehalten, um den Behörden überliefert zu werden, einige auf der Flucht erschossen.

Währenddessen rückte die Feuersbrunst in der Tatarenstadt immer näher. Sämtliche Klöster und die Mehrzahl der christlichen Kirchen, die Methodistenmission und die Zollgebäude wurden ein Raub der Flammen. Es lag auf der Hand, daß auch der gesamten Fremdenkolonie das gleiche Schicksal zugedacht worden war.

Das chinesische Auswärtige Amt zog sich inzwischen von allen Verhandlungen zurück; es erfüllte keine seiner Zusagen.

Unter diesen Umständen entschloß sich Freiherr v. Ketteler, ein noch jugendlicher, bewährter und hoffnungsvoller Diplomat, Gatte einer amerikanischen Dame und Vertreter des Deutschen Reichs, im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei den Chinesen und der Versicherung trauend, daß seine geweihte Person selbst dem Pöbel unantastbar wäre, der ebenso unwürdigen wie beispiellosen Lage ein Ende zu machen. Auch lehnte er jede Begleitung seitens der Schutztruppe ab. Es kam ihm darauf an, den Tsungli-Yamen dazu zu zwingen, Farbe zu bekennen und die chinesische Regierung vor ihre volle Verantwortlichkeit zu stellen. In

einer Sänfte begab er sich am 20. Juni in die von kaiserlichen Truppen dichtbesetzte Chinesenstadt. Da geschah das Ungeheuerliche, daß nahe dem Yamen ein chinesischer Sergeant auf seine Sänfte zutrat und ihn mit einem wohlgezielten Schuß tötete. Es geschah, wie er später aussagte, auf Befehl eines hohen militärischen Vorgesetzten.

Der Mörder war ein Bannersoldat in voller Uniform mit Mandarinhut, mit Knopf und blauer Feder, unter dem Befehl Tschung-Lis, des Kommandanten von Peking. Die Einnahme der Taku-Forts am 14. wird als Ursache des Umschwungs in den offiziellen Kreisen zu ungunsten der Fremden bezeichnet.

Dem in einer anderen Sänfte folgenden Dolmetscher Dr. Cordes gelang es, sich zu retten, da das Volk seine gewöhnliche Friedfertigkeit während all dieser Zeit nicht verleugnete. Er war verwundet. Auch auf ihn schoß das Militär. Aber der „Pöbel" ließ ihn unbekümmert seines Weges eilen.

Der im Sinne des Völkerrechts unerhörte Akt ist später durch die Hinrichtung des Mörders, die Hinrichtung einer Reihe hoher Würdenträger und die Mission des jüngeren Bruders des Kaisers nach Berlin gesühnt worden.

Für die von aller Welt abgeschnittenen Fremden in Peking aber schwand hiernach jede Hoffnung auf Schutz seitens der chinesischen Behörden und Machthaber. Mit Ausnahme der Deutschen zogen sie sich am 21. Juni in die britische Gesandtschaft zurück, die mit 15 Fuß hohen Mauern und zwei Brunnen versehen war, und schenkten der perfiden Weisung des Tsungli-Yamen, daß alle Fremden ohne Ausnahme Peking sofort verlassen sollten, keine Beachtung. Denn die Befürchtung war nur zu sehr gerechtfertigt, daß sie alle auf der Reise zur Küste, die man auf Mauleseln und Pferden hätte antreten müssen, den Boxern zum Opfer gefallen sein würden.

Die Schrecken der Belagerung begannen nun im vollen Ernst. Die Boxer erkletterten Bäume, Mauern und Dächer. Das Militär beschoß die Gesandtschaften mit Granaten. Die Damen verbrachten ihre Zeit mit der Pflege der Kranken und Verwundeten, auch fertigten sie Sandsäcke für die Barrikaden. Alles Zeug, die feinsten Tisch- und Bettzeuge, selbst die von der Kaiserin geschenkten kostbaren Seidenstoffe wurden hierzu verwendet. Sturm auf Sturm wurde abgeschlagen. Heimliche Boten für Unsummen geworben, die Nachricht nach Tientsin bringen oder

von den Flotten vor Taku Entsatz heischen sollten. Sie mußten nachts über die Stadtmauer gelassen werden und brauchten Wochen, um sich durch die Boxerscharen durchzuschleichen. Die Gräben lagen voller Leichen, die letzten Luxushunde, die edelsten Rennpferde wurden geschlachtet, um für die armen chinesischen Christen Nahrung zu schaffen. Aber kein Entsatz ließ sich blicken.

Der Zug Seymours.

Und doch wurde während all der Zeit fieberhaft an der Aufgabe des Entsatzes gearbeitet. Sofort nach der ersten Nachricht von der bedrohlichen Wendung der Dinge in Peking hatte das internationale Geschwader vor Taku eine starke Truppe gelandet, die von den Forts unbehelligt blieb. Es waren 915 Engländer, 350 Deutsche, 300 Russen, 158 Franzosen, 104 Amerikaner, 51 Japaner, 40 Italiener und 25 Österreicher, die sich unter den Befehl des englischen Admirals Seymour stellten. Wir besitzen aus der Feder des Korvettenkapitäns Schlieper von der „Hertha" eine packende Schilderung des kühnen und bis dahin einzigartigen Zuges der zweitausend Mann aller Kulturnationen, der fast an den Zug der zehntausend Griechen unter Xenophon gemahnt.

Die Bahn Taku—Tientsin—Peking schien die Expedition leicht zu machen, und in Tientsin, wo eine große Fremdenkolonie besteht, fand ein glänzender Empfang statt; aber von dort aus mußte man unter stetem Halt vorrücken. Überall waren Schienen aufgerissen, und schwelten die Schwellen. Bei Langfang am 14. Juni wurden die Boxerhorden zurückgeworfen, wobei Kapitän von Usedom verwundet wurde. Ohne Wagen und Pferde und ohne Kavallerie sah sich die Expedition bald am Ende ihrer Kräfte. Am 18. kamen die Züge vor der zerstörten Brücke über den Peiho bei Yangsun zum Stillstand, konnten weder rück- noch vorwärts. Große Massen kaiserlicher Truppen mit schwerem Geschütz und bewaffnet mit den modernsten Gewehren mit rauchlosem Pulver, während unsere Matrosen noch das alte Modell 1871/84 führten, rückten von Peking her ins Treffen ein. Zwar ließen die Chinesen etwa 500 Tote auf der Walstatt; aber auch die Verbündeten waren am Ende ihrer Kräfte. Die Eisenbahn mußte aufgegeben werden. Die kostbaren Waggons wurden von den Chinesen verbrannt. Zum Glück hatte Oberleutnant Röhr vier große Dschunken erobert, auf denen die Boxer Eisenbahn-

material davonführen wollten. Auf diesen schiffte sich nun die zusammengeschmolzene Schar ein und steuerte langsam unter stetem Kugelregen den Peiho hinunter, immer in Gefahr, durch die Granaten in den Strom versenkt zu werden. Am 21. gab es eine Schlacht, wobei Kapitän Schlieper verwundet wurde. Am 24. landete die Schar angesichts des starken Arsenals von Hsiku und nahm es mit stürmender Hand. Hier ertönte zuerst der Ruf: „The Germans to the front!“ der seitdem jedes deutsche Herz höher schlagen läßt. Unser Korvettenkapitän Buchholz ließ bei diesem Sturm sein Leben. Die Expedition zählte bereits 62 Tote, 231 Verwundete und mußte notgedrungen in dem eroberten Arsenal auf Entsatz warten. Dieser traf am 25. ein; 1600 russische Kosaken, Deutsche und Japaner hielten ihren Einzug von Tientsin her, wo man am 26. wieder eintraf. Auch dieser Ort bot aber das Bild einer zerstörten Stadt mit Trümmerhaufen und verkohlten Leichen. Und mit schweren Gefühlen hörten unsere braven Jungens die Nachricht von dem Morde des Freiherrn von Ketteler in Peking. Alle Mühe, alle Opfer von Blut und Schweiß während der vergangenen Wochen schienen umsonst gewesen zu sein.

Unser oberster Kriegsherr hat dem Seymourzug seine volle Anerkennung gezollt. Er verlieh dem Kapitän zur See von Usedom den Kronenorden II. Klasse mit Schwertern und sprach telegraphisch den Seesoldaten, die auch zu Lande eine so schwere Probe bestanden hatten, seine hohe Genugtuung aus. Trotz des unglücklichen Endes war die Zerstörung der Feste Hsiku und ihrer reichen Vorräte an Waffen und Munition ein großer Gewinn für die Europäer.

Tientsin und die Taku-Forts.

Der Peihofluß bei Tientsin bot ein Bild des Entsetzens. Hunderte von Chinesenleichen trieben in dessen Fluten hinab. Meist waren es solche von Christen, die der Wut der Boxer zum Opfer fielen. Auch hatten chinesische Familienväter, am Entkommen der Ihrigen verzweifelnd, diese mit eigener Hand ertränkt. Die Furcht vor den „weißen Teufeln“ war dabei nicht geringer als die vor den heimischen Feinden. Frauen sprangen vor Angst in die Brunnen und mußten von unseren braven Jungen mit Gefahr des eigenen Lebens herausgefischt werden. Es wird aber lange währen, ehe der Chinese erkennen lernt, daß die westlichen

Kulturvölker an den Grausamkeiten seiner Boxerhorden sich kein Vorbild nehmen, und daß er seinerseits von uns nicht bloß den Drill, sondern auch menschlichere Sitten im grimmen Kriegshandwerk annehmen kann.

Tientsin war mit einer Handvoll von Verteidigern, zum Teil Freiwilligen aus der Kolonie, von Boxern und Kaiserlichen eng umschlossen, und die Wucht der Angriffe wuchs täglich. Die nach Taku entsandten Barkassen mußten unverrichteter Sache zurückkehren. Am 20. Juni schien die Lage hoffnungslos. Das Blutbad von 1860 schien sich wiederholen zu sollen. Da erbot sich Jim Watts, einer der besten Herrenreiter unter den des Sports beflissenen Europäern von Tientsin, Entsatz aus Taku herbeizuholen. Um 8 Uhr abends verließ er, von drei Kosaken begleitet, mit einem Handpferd die Befestigungen. Ihre Straße führte den Peiho entlang. Ein Kosak ritt voran, die anderen folgten dem Reiter. Das erste Dorf durchflogen sie im Galopp unter dem Feuer der Chinesen. Dann folgten sie dem „deutschen Richtweg" durch die offene Ebene, hinter sich das Geschrei und Getümmel der Boxer, stets das gellende Ta! Ta! (Töte! Töte!) im Ohr. Man rief seinen Namen. Ein chinesischer Reitknecht hatte ihn erkannt. So ging es weiter durch ein zweites Dorf, wo die Reiter in eine Sackgasse gerieten. Watts Pferd stürzte beim Wenden und blieb liegen. Die Kosaken erschossen drei herbeieilende Chinesen. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes hatte Watts das Handpferd gesattelt, und weiter ging's in voller Flucht vor dem verfolgenden Feinde durch die pechschwarze Nacht. So gelangten sie in einer Schleife zurück an eine Stelle, die sie längst passiert hatten. Watts wollte den Ritt aufgeben, aber die Kosaken machten das Zeichen des Erhängens. Sie wollten sagen, daß sie nicht zurückkehren dürften, ohne der schmachvollen Todesstrafe zu verfallen. Das war russisches Kommando.

Also wiederum vorwärts, die Taku-Straße links liegen lassend, bis an den großen Kanal bei Peitang-Kau. Diesen durchschwammen sie. Abermals unter Feuer genommen gelangten sie nach Shiensi-Kau, an schlafenden Posten vorbei, den Kanal bald auf Brücken kreuzend, bald durchschwimmend, bald vorsichtig tastend, bald flüchtig wie der Vogel, bis sie endlich am Morgen, zwölf Stunden nach ihrem Ausritt, die bereits in Händen der Europäer befindlichen Forts erreichten. Das seltsamste war, daß eine aus Taku flüchtende Truppe von Kaiserlichen ehrfurchtsvoll salutierte und ihnen auf der Taku-Road bescheidenst Platz machte. Sie hatten in Taku eine Lektion bekommen.

Watts setzte es durch, daß unverweilt eine größere Truppe von Taku entsandt wurde. Es waren 15000 Mann Kosaken, deutsche und andere Seesoldaten unter General Stoeßel, die denn auch am 26. Juni der Expedition Seymour Hilfe bringen konnten.

Erst am 14. Juli jedoch gelang es, die Chinesen vollends aus den Forts von Tientsin hinauszuwerfen. Es geschah unter großen Opfern. Einige unserer Kompagnien verloren 25 Prozent ihrer Mannschaft an einem Tage. Auch hier wurden kolossale Vorräte von Waffen und Munition den Chinesen entwunden.


Der Oberbefehlshaber der Taku-Forts.

Das internationale Geschwader vor Taku hatte schon am 17. Juni die Besatzung des Forts aufgefordert sich zurückzuziehen. Die Antwort war der Beginn eines Bombardements, welches von der Flotte sofort erwidert wurde. Hierbei gewann das deutsche Kanonenboot „Iltis" unvergängliche Lorbeeren, da es sich den Fluß hinaufbegab und die Forts in den Rücken nahm. Kapitänleutnant Lans wurde schwer verwundet, Leutnant Hollmann in Stücke zerrissen, und sieben brave deutsche Seeleute starben den Heldentod. Der „Iltis" bot das Bild eines Wracks. Kapitän Lans erhielt für diese seine glänzende Waffentat den hohen Orden Pour le mérite.

Die Chinesen hatten sich auch nach ihrer Art bis zum Sturmlauf tapfer gewehrt. Auch der „Giljak", ein russisches Kanonenboot, war schwer beschädigt. Es hatte einen Schuß in den Kessel bekommen und viele brave Teerjacken verloren.

Die mächtigen, jedenfalls aufs beste armierten, wenn auch nach

chinesischer Weise sehr unsolide aus Lehm aufgeschichteten Taku-Forts, der Stolz Chinas, trugen jetzt die Flaggen aller Nationen statt des dreieckigen, gelben Drachenbanners. Auch hier hatte es geheißen: Germans to the front! Unser Kapitän zur See, Pohl, hatte die Sturmkolonne der Landungsreservekorps zum Siege geführt. Nachdem die Kanonenboote am 17. morgens die Geschütze der Forts zum Schweigen gebracht hatten, stürmten die vereinigten Reservelandungskorps, 300 Japaner, 150 Russen, 200 Deutsche und 300 Briten, unter Pohls Führung und Vortritt das Nordwestfort, das hartnäckig verteidigt wurde. Die übrigen Forts wurden verlassen gefunden. Die Deutschen verloren den Leutnant Friedrich und 8 Mann nebst 11 Schwer- und 18 Leichtverwundeten.

Die weiter nördlich gelegenen Peitang-Forts, welche den mächtigen Schienenweg nach Niutschwang decken, wurden dann am 19. September von den Russen unter General von Stackelberg mit deutscher Hilfe genommen. Hier räumte General Li sehr bald das Feld.

Anfang August erfolgte der Abmarsch des 20000 Mann starken Expeditionskorps von Taku unter dem russischen General Linewitsch, das bereits am 5. bei Peitsang in blutiger Schlacht mit den Chinesen sich messen mußte. Der Sieg war so vollständig, daß nun dem Marsch nach Peking nichts mehr im Wege zu stehen schien. Es begann ein förmliches internationales Wettrennen der verbrüderten Truppen, wie es die Welt noch nie zuvor erlebt hatte.

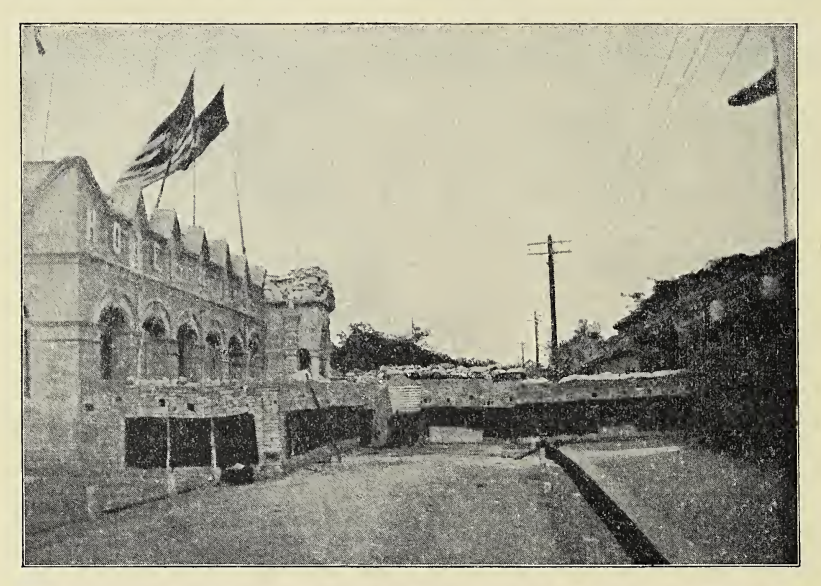
Die Befreiung.

Kehren wir nun zu den Bedrängten in Peking zurück. Der Gang der Ereignisse, das Niederbrechen des Widerstandes der eigenen Truppen trotz ihrer Ausrüstung mit dem Besten an Kriegsmaterial, was durch Geld sich beschaffen ließ, der Verlust so vieler Forts, Geschütze, Munition und Vorräte, der sie schon in diesem Vorspiel zu einem wirklichen Kriege betroffen, hatte die zuversichtlichen Leute im Tsungli-Yamen zu Peking denn doch stutzig gemacht.

Bald setzten sie alles daran, um ihren grausamen Zweck zu erreichen, und bald fingen sie an, gelindere Saiten aufzuziehen. Die Belagerten hatten vergeblich ihre geheimen Boten ausgesandt. Keiner kam zurück. Sie erfuhren nur, daß die kaiserlichen Truppen die Stadt verlassen hätten, und daß sie ganz der Gnade der Boxer unter Tung-Fu-Changs

Führung ausgesetzt wären. Und mit diesen setzte sich der alltägliche Tanz fort. Die Barrikaden auf der Mauer rückten näher und näher aneinander. Es gab täglich Tote auf beiden Seiten. Fahnen wurden von unseren tapferen Schutztruppen heimgebracht. Spione, die sich einschlichen, wurden erschossen. Aber einen Sturm wagten die Boxer nicht. Sie hatten sich schon zu oft blutige Köpfe geholt.

Graf Soden, Oberleutnant und Führer der 25 Mann Schutztruppen, hatte am 12. Juli gegen 500 Boxer von der deutschen Gesandtschaft zurückgeschlagen. Er hatte mit seiner kleinen Truppe einen Ausfall



Barrikaden zwischen der deutschen Gesandtschaft und dem Hotel Peking.

gemacht und ihnen eine Fahne, Gewehre und Munition abgenommen. Während die italienische Gesandtschaft in Flammen aufging und die Franzosen und Österreicher sich auf die britische Gesandtschaft zurückzogen, wurde die deutsche allen Angriffen zum Trotz gehalten.

Endlich am 17. Juli erreichte die Belagerten ein Lebenszeichen vom Tsungli-Yamen. Man sandte ihnen ein altes Kabeltelegramm aus Washington ohne Datum und Unterschrift, während die sonstigen offiziellen Depeschen von den Chinesen bisher unterschlagen worden waren. Dieser Akt scheinbarer Freundlichkeit wurde von den Belagerten richtig gedeutet. Die um den Prinzen Tuan fingen an Angst zu haben. Am 18. Juli

kam endlich ein geheimer Bote aus Tientsin zurück. Seine Nachricht besagte: „Japaner, Russen, Briten, Amerikaner, Franzosen, Deutsche brechen am 20. Juli auf, um euch zu befreien.“

Mit Kavallerie, Artillerie und Genie befanden sich im Anmarsch 7500 Japaner, welche von allen die größte Rührigkeit und Widerstandsfähigkeit bewiesen. Auch ermöglichten sie durch ihren energischen Angriff auf die Nordseite Pekings den schleunigen und ungehinderten Einmarsch der übrigen Truppen von Süden her. Ihnen folgten 3500 Russen, 2100 Briten, meist Sikhs aus Indien, 450 Franzosen und 1800 Amerikaner.

Die etwa 300 Deutschen hatten gleichsam die Nachhut und hatten damit eine unter den obwaltenden Umständen keineswegs unwichtige Aufgabe.

Auch der Tsungli-Yamen wußte bereits von dieser Expedition. Denn tags darauf versorgte er die Belagerten mit Eis, Früchten, Eiern auf einen Tag. Auch versicherte ein offizieller Bote des Amts, daß die Christen in der Nordkirche (Pei Tang) noch am Leben wären. Dann erfuhr man, daß Li-Hung-Chang von Kanton zurückberufen wäre, um zu verhandeln. Am 25. Juli schlug die Stimmung wieder um. Der Kampf auf den Barrikaden lebte wieder auf. Und so schleppte sich der feige Ansturm hin, bis man endlich am 12. August erfuhr, daß das chinesische Militär mit allen auftreibbaren Fuhrwerken Peking verließ. Die Boxer erneuerten ihre wütenden Angriffe und setzten den Sturm die ganze Nacht vom 12. zum 13. August fort. Ihrer 40 fielen auf einer Barrikade allein unter den Streichen der Deutschen auf der Mauer. Am 14. August ließen sie ihre großen Kanonen spielen, während die Belagerten bereits den Donner der Geschütze ihrer Befreier vernahmen. Am 15. endlich gegen 3 Uhr nachmittags erzwangen sich diese den Zugang durch die Tore, ja durch die Abzugskanäle um Peking, und die Sikhs, die indischen Truppen, waren die ersten, die das belagerte Fremdenviertel unter unermeßlichem Jubel betraten. Sie hatten die Kanonade der Boxer in der vorigen Nacht gehört und ihr Vordringen beschleunigt.

Der zwölftägige Marsch fand unter dem Wetteifer der Nationen und beispiellosen Anstrengungen bei 38° C. statt. Handwagen, Kamele, Kühe, Kähne und Dschunken auf dem Peiho, alles wurde in Bewegung gesetzt, um den Troß zu bewältigen. Man lief mehr, als daß man ging, und in so zerstreuter Ordnung, daß ein Flankenangriff genügt hätte, den ganzen Knäuel internationaler Truppen aufzurollen und zu werfen. Die

Straße war bedeckt mit den Leichen von Menschen und Pferden, die den Strapazen erlegen waren. Die Truppen boten ein Bild völliger Erschöpfung. Zerzaust, unter einer Schmutzkruste konnten sie sich kaum noch dahinschleppen. Für die eingeschlossenen aber, die 58 Tage lang alle Greuel und Entbehrungen einer Belagerung seitens der Leute vom „Großen Messer" ertragen hatten, kam der Entsatz kaum früh genug.

Von den beteiligten 414 Zivilpersonen und 314 Marinesoldaten nebst 86 Freiwilligen unter dem Befehl des Kapitäns Poole erlitten 11 Zivilpersonen, 54 Marinesoldaten und Matrosen den Tod, 130 Personen waren verwundet, darunter auch zwei Frauen. Der Garten der Gesandtschaft war ein Kirchhof geworden.

Eine Medaille mit der Inschrift: „Menschen, nicht Mauern machen ein Stadt" verewigt die heldenhafte Verteidigung.

Beides, Belagerung und Entsatz, gehören zu den denkwürdigsten Ereignissen der Weltgeschichte.

Am 18. August schon fand man die Leiche des Freiherrn v. Ketteler unter einem Sandhaufen nahe der Mordstelle. Erst jetzt gab die unglückliche Witwe ihre stets genährte Hoffnung auf, daß ihr Gatte nur gefangen gehalten würde. So unsicher waren alle Berichte, die aus der Menge und aus dem Tsungli-Yamen kamen. Man veranstaltete eine imposante Trauerfeierlichkeit in der deutschen Botschaft, bei der das gesamte diplomatische Korps und alle Offiziere der Entsatztruppen zugegen waren. Eine gleiche Feier fand in Tientsin und anderen Orts statt.

Das Ende des Krieges.

Der Schleier, hinter dem sich das offizielle China so lange verborgen hatte, war zerrissen. Man wußte jetzt, daß die Kaiserin Tsusi, daß Prinz Tuan die Seele des Aufstandes waren. Aus den „Wirren" wurde der Krieg ohne Phrase. In Deutschland waren das 1. und 2. Seebataillon mobil gemacht und durch Freiwillige auf Kriegsstärke gebracht worden. Generalmajor von Höpfner übernahm das Kommando. Durch die gegen unsern Gesandten geübte Schandtat war dem Deutschen Reich die Initiative in der Weiterführung des Krieges zugefallen. Kaiser Wilhelm verfügte die Mobilmachung weiterer 12000 Mann Landungstruppen und die Indienststellung der ersten Division des ersten Panzergeschwaders.

Die Kunde von der Ermordung des deutschen Geschäftsträgers erweckte im Herzen jedes Deutschen gerechte Erbitterung. Der berufene Führer unserer Nation, Kaiser Wilhelm II., war sich der vollen Tragweite der Ereignisse bewußt, das beweist seine vom tiefsten sittlichen Ernste durchdrungene Ansprache, die er an die nach Ostasien ausziehenden Seebataillone gehalten hat:

„Mitten in den tiefsten Frieden hinein, für Mich leider nicht unerwartet, ist die Brandfackel des Krieges geschleudert worden. Ein Verbrechen, unerhört in seiner Frechheit, schaudererregend durch seine Grausamkeit, hat Meinen bewährten Vertreter getroffen und ihn dahingerafft. Die Gesandten anderer Mächte schweben in Lebensgefahr, mit ihnen die Kameraden, die zu ihrem Schutze entsandt waren, vielleicht haben sie schon heute ihren letzten Kampf gekämpft. Die deutsche Fahne ist beleidigt und dem Deutschen Reiche Hohn gesprochen worden. Das verlangt exemplarische Bestrafung und Rache. Die Verhältnisse haben sich mit einer furchtbaren Geschwindigkeit zu tiefem Ernst gestaltet, und seitdem Ich euch unter die Waffen zur Mobilmachung berufen, noch ernster. Was Ich hoffen konnte, mit Hilfe der Marine-Infanterie wieder herzustellen, wird jetzt eine schwere Aufgabe, die nur durch geschlossene Truppenkörper aller zivilisierten Staaten gelöst werden kann. Schon heute hat der Chef des Kreuzergeschwaders mich gebeten, die Entsendung einer Division in Erwägung zu nehmen. Ihr werdet einem Feinde gegenübertreten, der nicht minder todesmutig ist wie ihr. Von europäischen Offizieren ausgebildet, haben die Chinesen die europäischen Waffen brauchen gelernt. Gott sei Dank, haben eure Kameraden von der Marine-Infanterie und Meiner Marine, wo sie mit ihnen zusammengekommen sind, den alten deutschen Waffenruf bekräftigt und bewährt



Prinz Tuan, Haupt der Boxerpartei.

und mit Ruhm und Sieg verteidigt und ihre Aufgabe gelöst. So sende Ich euch nun hinaus, um das Unrecht zu rächen, und Ich werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen vereint mit denen der anderen Mächte siegreich über den chinesischen wehen und auf den Mauern Pekings aufgepflanzt den Chinesen den Frieden diktieren. Ihr habt gute Kameradschaft zu halten mit allen Truppen, mit denen ihr dort zusammenkommt. Russen, Engländer, Franzosen, wer es auch sei, sie fechten alle für die eine Sache, für die Zivilisation. Wir denken auch noch an etwas Höheres, an unsere Religion, und die Verteidigung und den Schutz unserer Brüder da draußen, welche zum Teil mit ihrem Leben für ihren Heiland eingetreten sind, denkt auch an unsere Waffenehre, denkt an diejenigen, die vor euch gefochten haben, und zieht hinaus mit dem alten brandenburgischen Fahnenspruch:

Vertrau' auf Gott, dich tapfer wehr',
Daraus besteht dein' ganze Ehr'!
Denn wer's auf Gott herzhaftig wagt,
Wird nimmer aus der Welt gejagt. —

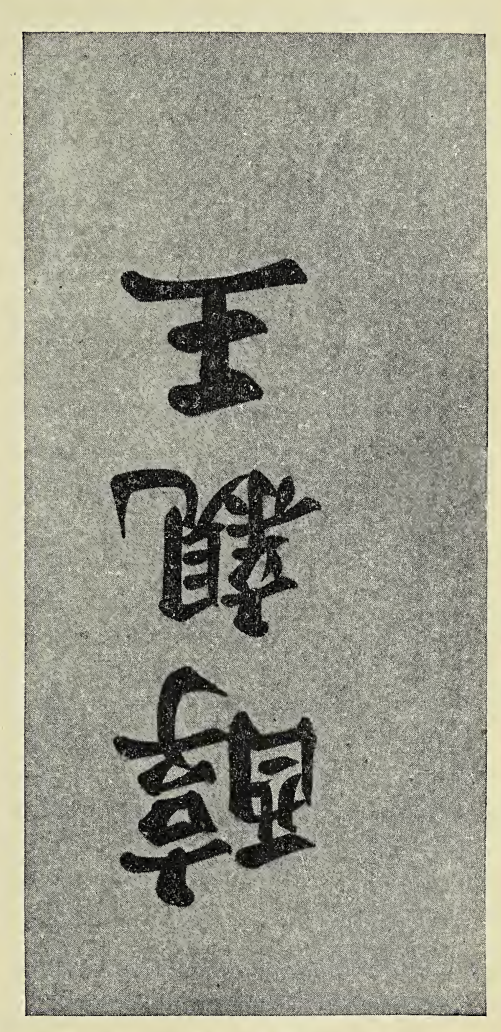
Die Fahnen, die hier über euch wehen, gehen zum erstenmal ins Feuer. Daß ihr Mir dieselben rein und fleckenlos und ohne Makel zurückbringt! Mein Dank und Mein Interesse, Meine Gebete und Meine Fürsorge werden euch nicht fehlen und euch nicht verlassen, mit ihnen werde Ich euch begleiten."

Die Rede des Kaisers machte gewaltigen Eindruck. Bei der ganzen Bevölkerung Kiels fand der brausende Jubelruf, mit dem die Seesoldaten ihrem Kaiser antworteten, begeisterten Widerhall.

Graf Bülow erließ ein Rundschreiben vom 11. Juli, worin jede Aufteilung Chinas abgelehnt und die Aufrechterhaltung des Einverständnisses mit den Mächten als Vorbedingung für die Wiederherstellung des Friedens angestrebt wurde.

Das Bedürfnis nach einem einheitlichen Oberbefehl führte zur Ernennung des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee zum Generalissimus. Er reiste am 20. August von Berlin über Rom und Neapel und übernahm am 27. September den Oberbefehl über die Truppen in Petschili. Trotz des Ausscheidens Rußlands und der Union aus dem Konzert der Mächte nahm der Krieg seinen Lauf. General v. Höpfner mit den

deutschen Seebataillonen nahm am 11. September das 20 km südlich von Peking gelegene Liangsiang und am 11. Oktober auch das nordöstlich liegende Boxernest Paotingfu. Bis über die Große Mauer hinweg wurden die Feinde vertrieben. Dadurch war der Boden für einen günstigen Friedensschluß endlich gewonnen.



Die Visitenkarte des Prinzen Tschun.

Diese Strafexpeditionen waren darauf berechnet, den entsetzten Christen Chinas einige Zuversicht wieder zu geben. Die Boxer hatten fürchterlich unter ihnen gewütet. In einem Christendorf nahe Peking hatten sie die gesamte Bevölkerung, gegen fünfhundert Unglückliche, ausgerottet. Sie hatten zweihundert ihrer christlichen Landsleute lebendig in die Brunnen geworfen und diese dann mit Erde zugeschüttet. Solchen Bestien gegenüber schweigt die Politik, da gibt es nur noch eine Frage der Menschlichkeit. Es galt, die chinesische Regierung hiervon ein für allemal zu überzeugen. Was muß das für eine Religion sein, die solche Greuel erlaubt?

Ein Zwischenfall war der Brand im Winterpalast zu Peking, bei welchem auch das vielbesprochene „feuersichere" Asbesthaus des Generalissimus ein Raub der Flammen wurde. Leider verlor dabei der Adjutant des Grafen sein Leben.

Auch der aussichtsreiche Oberst Graf York von Wartenburg wurde

auf einem der verhängnisvollen chinesischen liegenden Öfen, die als Schlafstätte dienen, tot gefunden.

Die um alle ihre Hoffnungen betrogene Kaiserin-Witwe Tsu-Si war gleich nach dem Fall Pekings geflohen. Sie erreichte die alte Kaiserstadt in der Provinz Schensi, Singanfu, in dürftigster Verfassung. Die dreißig Gepäckwagen hatten sich in den Händen ihrer getreuen Untertanen „verkrümelt".

Der Kaiser Kwangssü vermied jeden Verkehr mit dieser Ate jenes unglückseligen Krieges. Aber der zum Thronfolger bestimmte Tanokuo, Sohn des berüchtigten Boxerführers Tuan, befand sich in dem Zuge.

Ihre blutrünstigen Berater Tschifu und Hsutschengyn waren an die Verbündeten ausgeliefert worden. Sie wurden an derselben Stelle, an der sie vor Jahresfrist die fremdenfreundlichen Minister hatten zersägen lassen, hingerichtet.

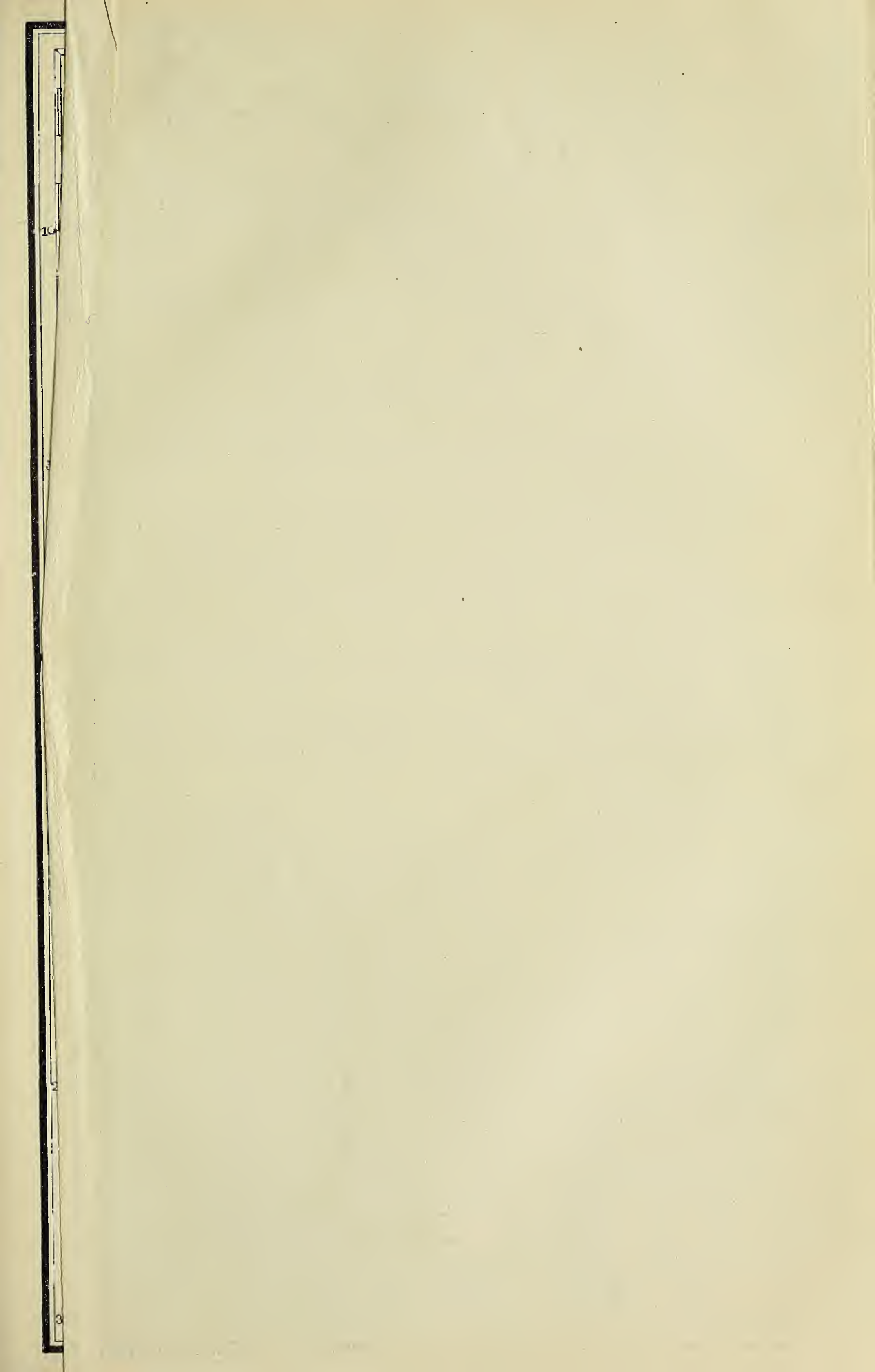
Danach übernahm die chinesische Regierung selbst wieder die Unterdrückung des Aufstandes in Kansu, und Graf Waldersee befahl die Einstellung der verschiedenen Strafexpeditionen.

Ein Briefwechsel zwischen den Kaisern von China, Japan und Deutschland führte endlich zu einem leidlichen Frieden und zur Sühnemission des Prinzen Tschun, des jungen Bruders des Kaisers, nach Berlin. Die Kosten, die Deutschland aus diesem Kriege erwuchsen, beliefen sich auf 240 Millionen Mark, und ebenso hoch bezifferte sich der Anteil Deutschlands an der China auferlegten Kriegsentschädigung.

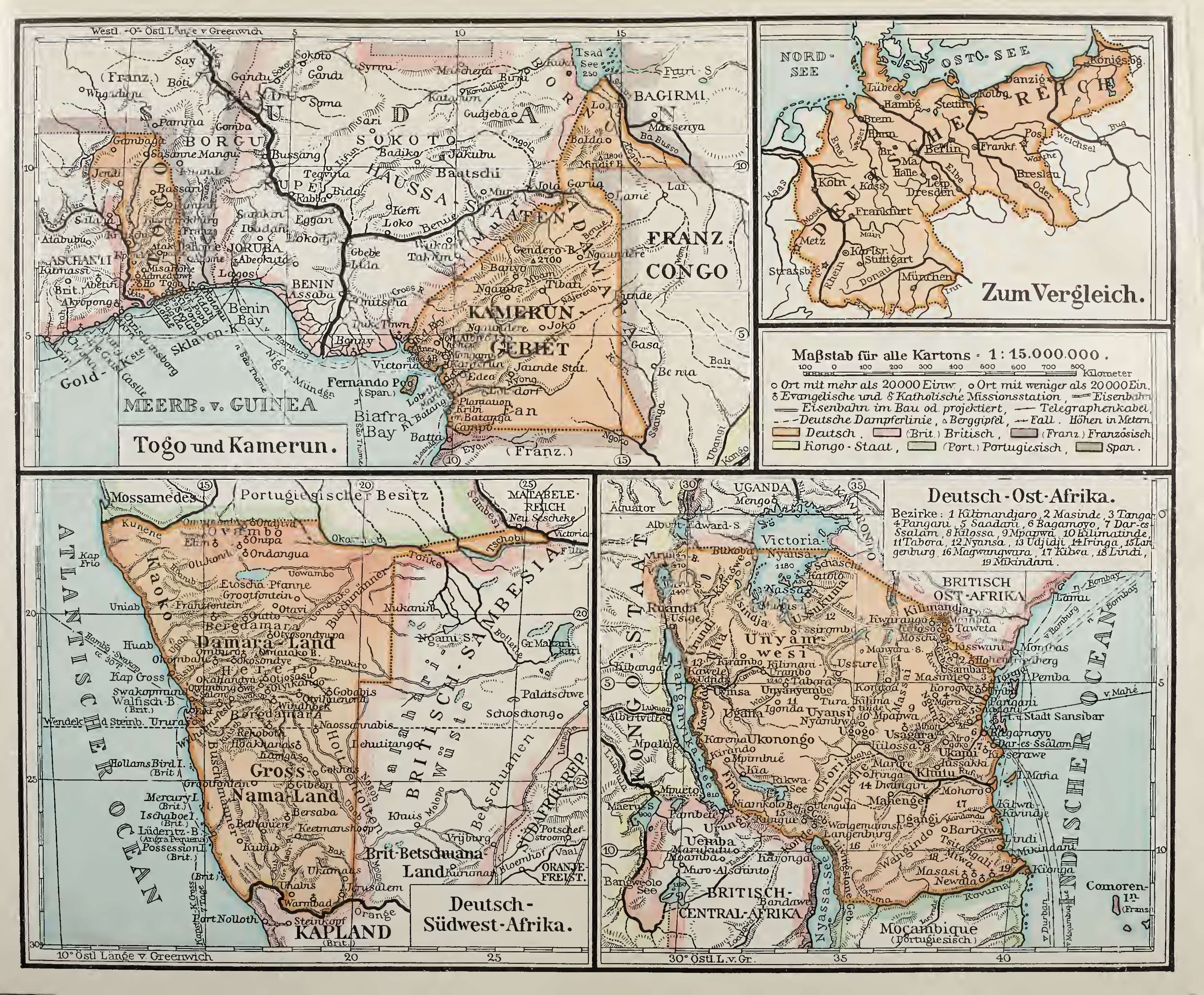
Erst jetzt, kann man sagen, ist unsere Position in Kiautschou ebenso wie die unseres Handels in den Vertragshäfen wirklich gesichert. Auch die übrigen Kulturvölker genießen denselben Vorteil, an dessen Erringung Kaiser Wilhelms Initiative und die deutschen Waffen einen so großen Anteil haben. Es war ein saures und böses Stück Arbeit, dessen Früchte nicht wieder aufgegeben werden dürfen. Sie sind für die gesamte Menschheit ein dauernder Gewinn.

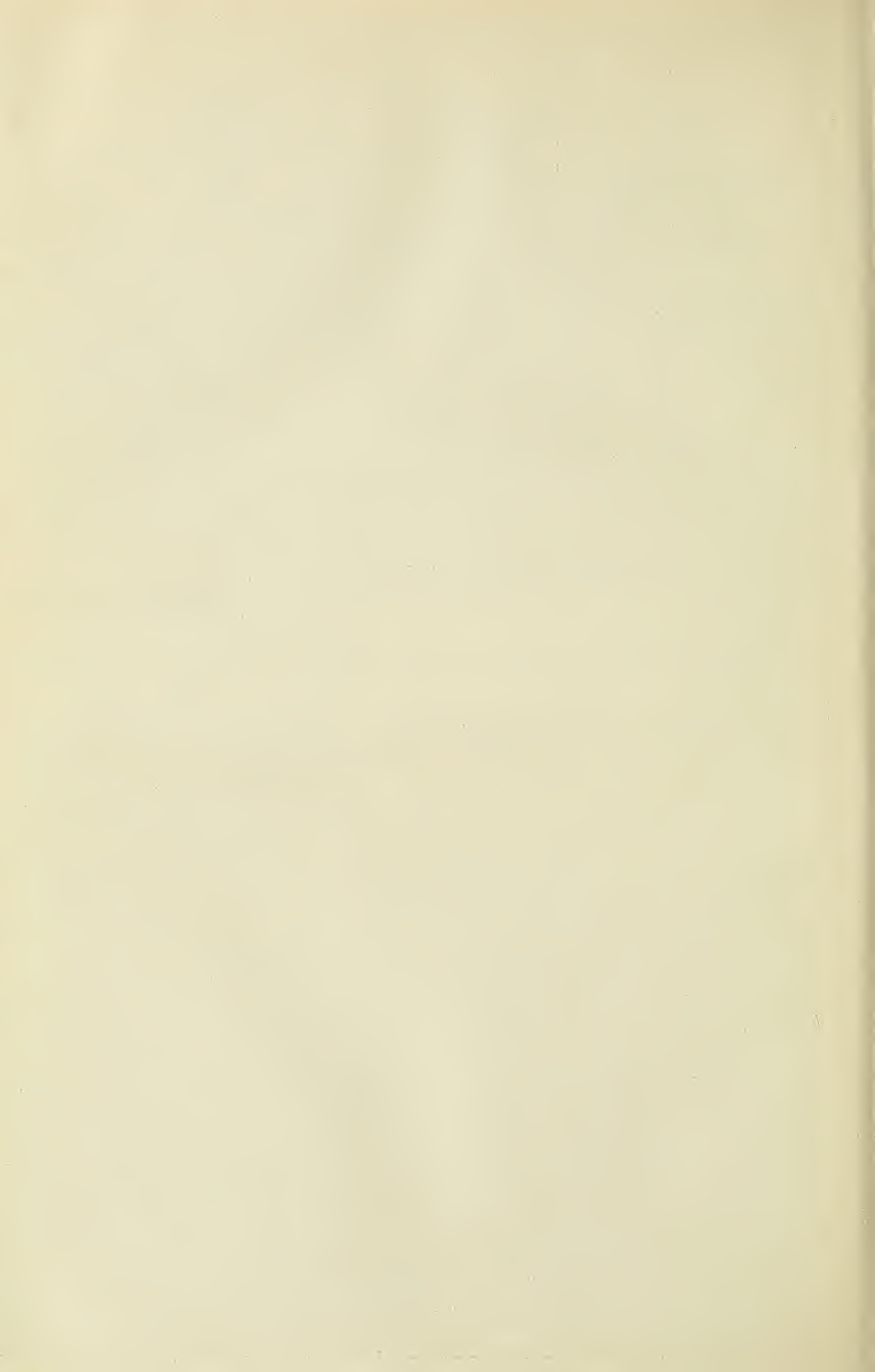
Inhaltsübersicht.

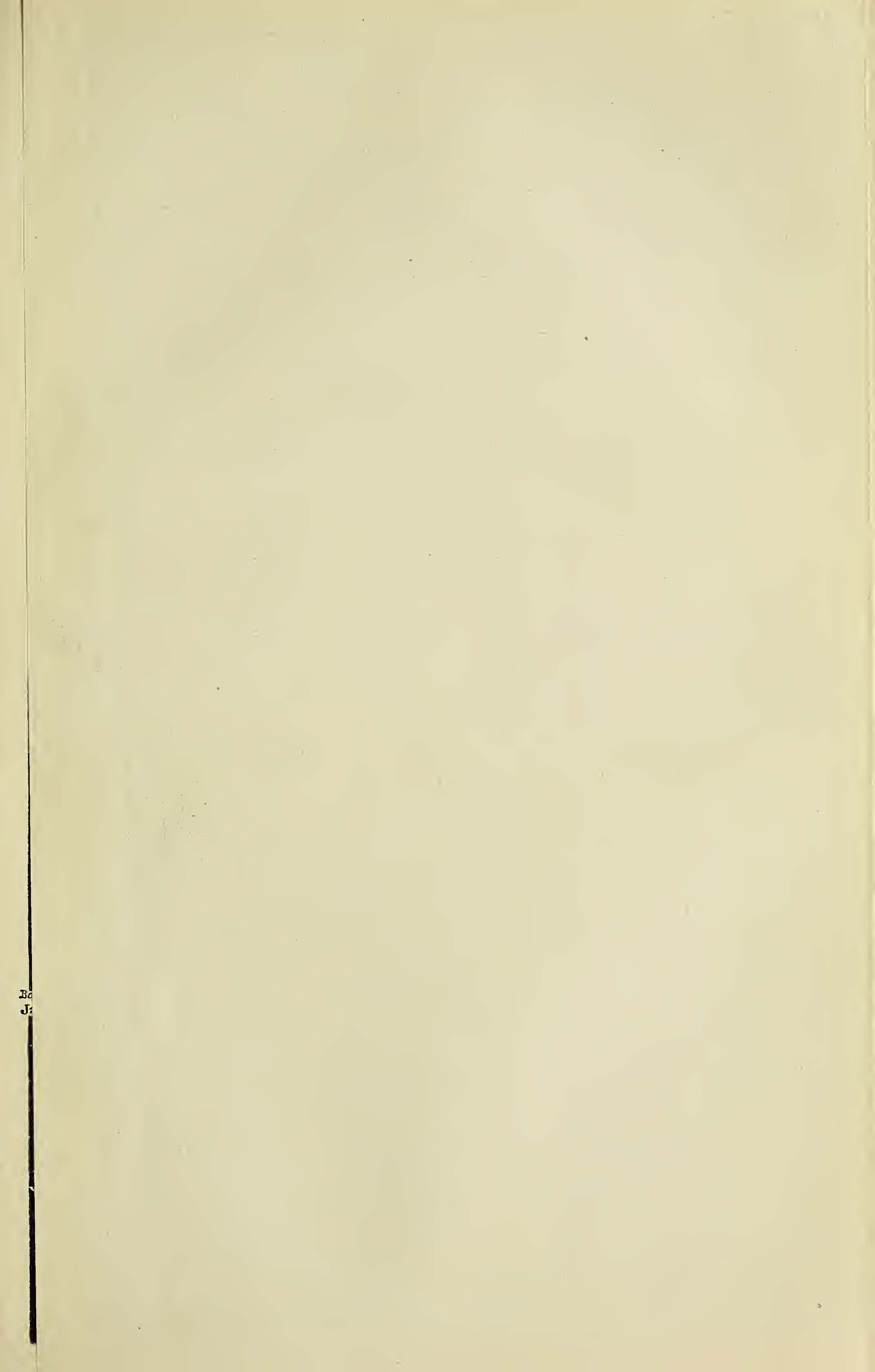
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



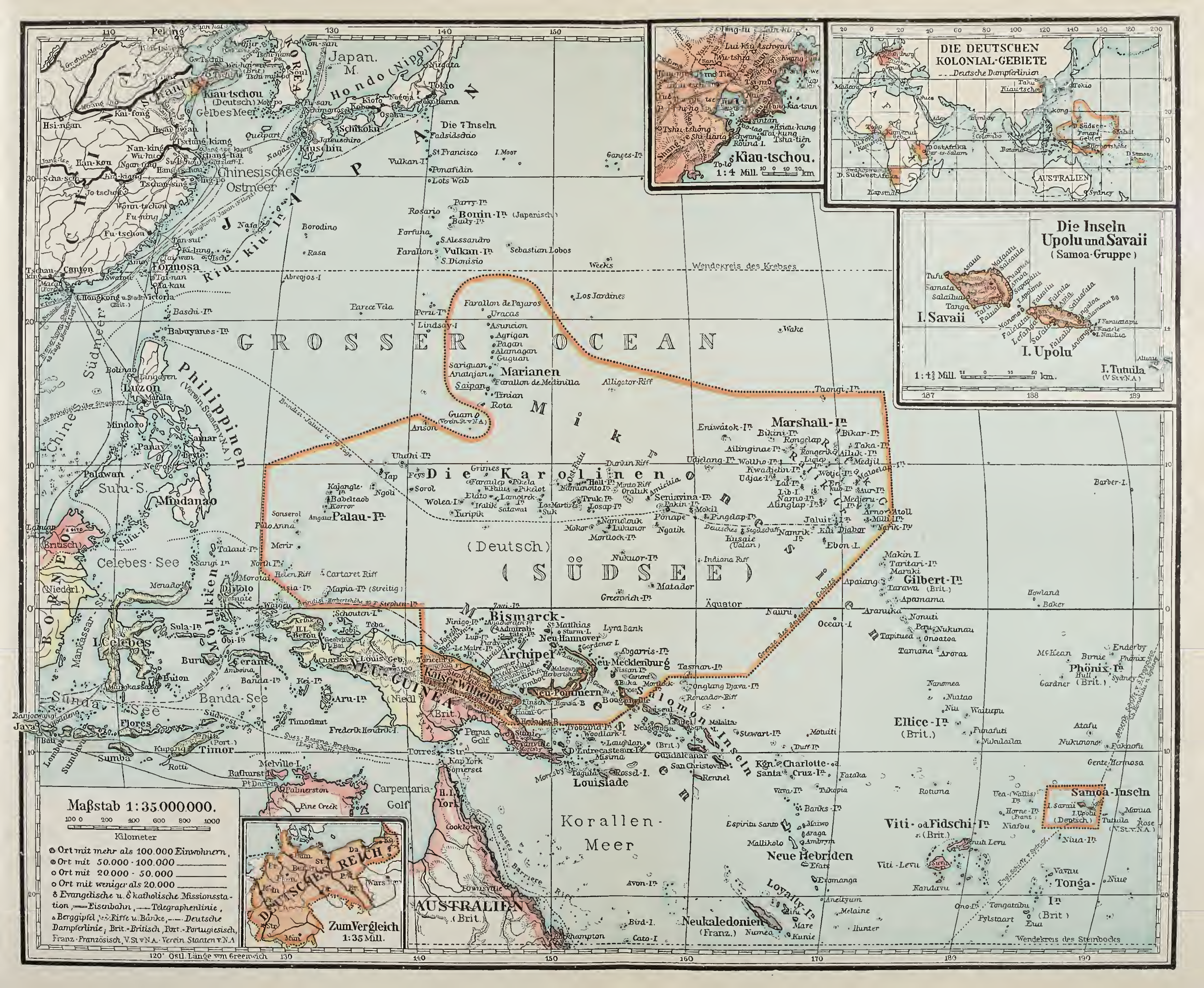



Togo und Kamerun.
MEERB. v. GUINEA
KAMERUN GEBIET
FRANZ. CONGO
SUDAN
BORGU
SOKOTO
HAUSSA STAATEN
ADAMAUA
BAGIRMI
Tsad See
Benin Bay
Biafra Bay
Fernando Po (Span.)
Zum Vergleich.
NORD-SEE
OSTO-SEE
DEUTSCHES REICH
Berlin
Maßstab für alle Kartons: 1:15.000.000.
Kilometer
○ Ort mit mehr als 20000 Einw., ○ Ort mit weniger als 20000 Ein.
Evangelische und Katholische Missionsstation, Eisenbahn
Eisenbahn im Bau od. projektiert, Telegraphenkabel
Deutsche Dampferlinie, Berggipfel, Fall. Höhen in Metern
Deutsch
(Brit.) Britisch
(Franz.) Französisch
Kongo-Staat
(Port.) Portugiesisch
Span.
Deutsch-Südwest-Afrika.
Portugiesischer Besitz
ATLANTISCHER OCEAN
Damara-Land
Gross Nama-Land
KAPLAND (Brit.)
BRITISCH-SAMBESIA
BRITISCH Wüste Kalahari
Brit-Betschuana Land
SÜDAFRIK.REP.
ORANJE-FREIST.
Walfisch-B (Brit.)
Lüderitz-B. (Angra Pequena)
10° Östl. Länge v. Greenwich
Deutsch-Ost-Afrika.
Bezirke: 1 Kilimandjaro, 2 Masinde, 3 Tanga, 4 Pangani, 5 Saadani, 6 Bagamoyo, 7 Dar-es-Ssalam, 8 Kilossa, 9 Mpapwa, 10 Kilimatinde, 11 Tabora, 12 Nyansa, 13 Udjidji, 14 Iringa, 15 Langenburg, 16 Magwangwara, 17 Kilwa, 18 Lindi, 19 Mikindani.
BRITISCH OST-AFRIKA
KONGO-STAAT
BRITISCH-CENTRAL-AFRIKA
INDISCHER OCEAN
Victoria-Nyansa
Tanganyika-See
Nyassa-See
UGANDA
Moçambique (Portugiesisch)
Comoren-In. (Franz.)
Stadt Sansibar
30° Östl. L. v. Gr.

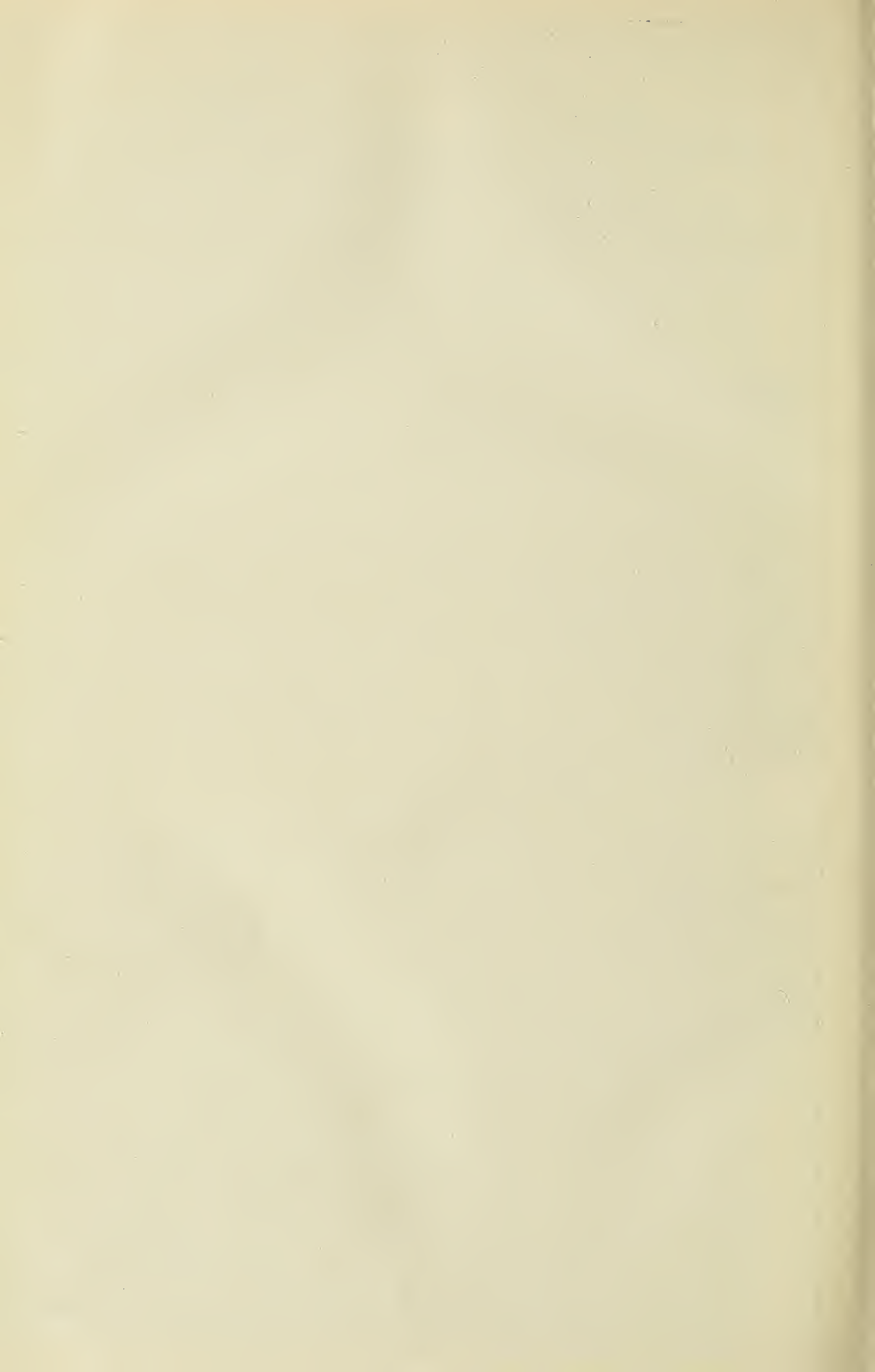








GROSSER OCEAN
Mikronesien
Die Karolinen
(Deutsch)
(SÜDSEE)
Marianen
Marshall-In
Palau-In
Bismarck-Archipel
Neu-Guinea
Kaiser-Wilhelms-Land
Neu-Pommern
Neu-Mecklenburg
Salomon-Inseln
Gilbert-In (Brit.)
Ellice-In (Brit.)
Phönix-In (Brit.)
Samoa-Inseln
Viti- od. Fidschi-In (Brit.)
Tonga-In (Brit.)
Neue Hebriden
Neukaledonien (Franz.)
Korallen-Meer
Louisiade
AUSTRALIEN (Brit.)
Carpentaria-Golf
Philippinen (Verein. Staaten v. N.A.)
Luzon
Mindanao
Celebes-See
Banda-See
Sulu-S.
Molukken
I. Celebes
BORNEO (Britisch) (Niederl.)
Java
Timor
Formosa
Chinesisches Ostmeer
Gelbes Meer
Kiau-tschou (Deutsch)
KOREA
Japan. M.
JAPAN
Hondo (Nipon)
Tokio
Kiuschiu
Schikoku
Riu-kiu-In
Bonin-In (Japanisch)
Wendekreis des Krebses
Wendekreis des Steinbocks
Äquator
Grenze des deutschen Gebiets
Die Deutschen Kolonial-Gebiete
Deutsche Dampferlinien
Kiau-tschou. 1:4 Mill.
Die Inseln Upolu und Savaii (Samoa-Gruppe)
I. Savaii
I. Upolu
I. Tutuila (V. St. v. N. A.)
1:4½ Mill.
Maßstab 1:35.000.000.
Kilometer
Ort mit mehr als 100.000 Einwohnern
Ort mit 50.000 - 100.000
Ort mit 20.000 - 50.000
Ort mit weniger als 20.000
Evangelische u. katholische Missionsstation, Eisenbahn, Telegraphenlinie, Berggipfel, Riffe u. Bänke, Deutsche Dampferlinie; Brit. = Britisch, Port. = Portugiesisch, Franz. = Französisch, V. St. v. N. A. = Verein. Staaten v. N. A.
DEUTSCHES REICH
Zum Vergleich 1:35 Mill.
120° Östl. Länge von Greenwich



Neuigkeit Weihnachten 1907

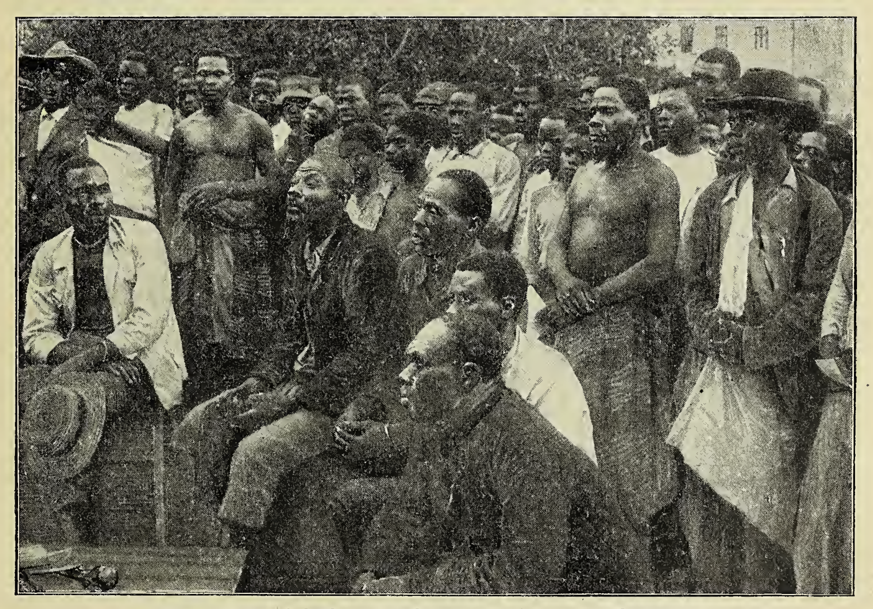
In vollständig neuer Bearbeitung und Ausstattung erschien soeben:

Das Buch von unsern Kolonien

von

Ottomar Beta

Mit 8 farbigen Bildern nach Originalen von Rud. Hellgrewe,
2 farbigen Karten der Deutschen Schutzgebiete und 89 erläuternden Textbildern.



Häuptlinge bei einer Gerichtsverhandlung in Kamerun.

Das Betasche Buch will eine zusammenhängende Übersicht über unsere Schutzgebiete geben. Der Verfasser beschränkt sich in der Neubearbeitung nicht auf einen historischen Abriß der Erwerbung des deutschen Kolonialbesitzes, er schildert vor allem seine heutige wirtschaftliche Bedeutung und begründet diese durch Darlegung der geographischen und politischen Verhältnisse der einzelnen Schutzgebiete. Die Mühen und Kämpfe unserer tapferen Truppen erfahren gerechte Würdigung. Zahlreiche, meist neuerworbene Photographien sowie 8 in feinstem Farbendruck ausgeführte Bilder des bekannten Orientmalers Hellgrewe helfen ein anschauliches Bild jeder einzelnen Besitzung zu entwerfen. Das Werk wird von der reiferen Jugend mit Interesse gelesen werden, es wendet sich aber auch an alle Kolonialfreunde und ist deshalb keineswegs als reine Jugendschrift zu betrachten.

In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Neuigkeit Weihnachten 1907

Deutschlands Ehr' im Weltenmeer

von R. von Werner, Vizeadmiral

Neubearbeitung von Konteradmiral z. D. Holzhauer

Mit 4 farbigen Bildern nach Originalen von Willy Stöwer und Johs. Gehrts, einem Durchschnitt des Linienschiffes Lothringen, 2 farbigen Flaggentafeln und 96 Kopfleisten und Bildern im Text.



Turnen an Bord.

Das dem Titel nach nicht unbekannte Werk erscheint in völlig neuer Gestalt. Eine durchgreifende bis auf die letzte Zeit ergänzte Bearbeitung und ein zum größten Teil erneuter moderner Bilderschmuck wirken zusammen, um ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes neues Flottenbuch zu schaffen, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile des Buches wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt von den Zeiten der Wikinger bis auf unsere Tage in lebendiger aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist dagegen im zweiten Teile der Darstellung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feierstunden. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg beschließen das Buch. Besondere Beachtung verdient die reiche und durchaus moderne Illustration. —

Wenn auch in erster Linie für die reifere männliche Jugend bestimmt, eignet sich das Buch seiner ganzen Anlage nach für die weitesten Kreise.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 4 Mark

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund 1/4 Million Exemplare.

Das Ahnenschloß

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten

In neuen Einbänden und mit neuen Bildern von Johannes Gehrts

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs** (Aus dem Reformationszeitalter)
II. „ **In heimlichem Bunde** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges)
III. „ **Zwei Riesen der Garde** (Aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade)
IV. „ **Deutsche Treue, welsche Tücke** (Aus der Zeit der Befreiungskriege)

Im „Ahnenschloß" hat Höcker überaus gewandt die Entwicklung deutschen Volks- und Fürstenlebens mit den Geschicken zweier Familien aus dem Elsaß verflochten. Den Nachkommen dieser Familien begegnen wir immer wieder in den einzelnen Erzählungen, deren jede einen wichtigen Geschichtsabschnitt umfaßt, wie dies die vorstehenden Titel kennzeichnen. Es ist dem Verfasser in dieser Jugendschriftenreihe meisterhaft gelungen, im Rahmen fesselnder Erzählungen die Jugend mit wichtigen, noch für uns bedeutungsvollen Ereignissen aus der Geschichte der letzten vier Jahrhunderte vertraut zu machen.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Der Sieg des Kreuzes

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian)
II. „ **Durch Kampf zum Frieden** (Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian)
III. „ **Zwei Streiter des Herrn** (Aus der Zeit der Merowinger)
IV. „ **Ein deutscher Apostel** (Aus der Zeit des heiligen Bonifatius)
V. „ **Wodans Ende** (Aus der Zeit Karls des Großen)

Die „Bilder", die hier auf Grund der zuverlässigsten Quellen geboten werden, sind keine kurzen, zusammenhangslosen Schilderungen. Nach wohlüberlegtem Plane entwickelt der Verfasser, berufen wie kaum ein anderer Jugendschriftsteller, in fesselnden Erzählungen die unaufhaltsame Ausbreitung der Lehre Christi bis zu ihrer festen Begründung auch im Nordwesten unseres Vaterlandes, bei den kernigen, halsstarrigen Sachsen. Jeder Band behandelt einen bestimmten Zeitabschnitt des Beginns unserer Kirchengeschichte.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund 1/4 Million Exemplare.

Merksteine deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus Mittelalter und Neuzeit

I. Band: **Die Brüder der Hansa** (Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes)
II. „ **Auf der Wacht im Osten** (Aus den Zeiten der Polenkämpfe im 14. Jahrh.)
III. „ **Stegreif und Städtebund** (Zeit der Gründung des Rheinischen Städtebundes)
IV. „ **Im goldenen Augsburg** (Blütezeit des Handels und Gewerbes im Mittelalter)
V. „ **Im Zeichen des Bären** (Aus Berlins Vergangenheit)

Während der Hohenstaufen-Kriege und vor allem in der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit" war im Reiche große Verwilderung und Rechtlosigkeit eingerissen. Rudolf von Habsburg führte zwar vorübergehend bessere Zustände herbei; unter seinen Nachfolgern jedoch fühlte der Bürgerstand wieder die Gewalttaten mächtiger Frevler. So wurden die Städte zur Selbsthilfe gedrängt; sie vereinigten sich zu großen Bündnissen, die am kraftvollsten an der Ostsee waren, und hier sich im Hansabunde zusammengeschlossen hatten. Aber nirgends wurde auch deutsche Sitte, deutsches Recht, deutsche Wahrhaftigkeit so hoch gehalten, wie in den Städten der Hansa, deren Macht vom Rhein bis zur Wolga herrschte, deren Schwert in England ebenso gefürchtet wurde wie in Norwegen und Dänemark. So war die Hansa in den Zeiten, da die deutschen Kaiser an den Nordgrenzen des Reiches machtlos waren, das sicherste Bollwerk deutschen Unternehmungsgeistes. Dieses Wirken der Hansa, die freilich auch gegen ihre eigenen Führer, wenn sie schuldig erschienen, mit blutiger Strenge vorging, schildert Höcker im ersten Bande: **„Die Brüder der Hansa"**. (Man wolle auch beachten S. 16: **Die deutsche Hanse** von **Prof. Th. Lindner.)**

Im zweiten Bande: **„Auf der Wacht im Osten"** versetzt er uns in die Kämpfe deutscher Bürger gegen polnische Übergriffe. Der Schauplatz dieses Ringens ist vornehmlich Breslau, dessen handelsmächtige Patrizier in all den stürmischen Tagen deutsches Wesen kraftvoll zu schützen, deutschem Handel neue Bahnen zu eröffnen wußten. Die Sicherung Schlesiens vor polnischen Herrschgelüsten war die schönste Frucht dieses Kämpfens.

Der dritte Band: **„Stegreif und Städtebund"** schildert die Gründung des Städtebundes am Rhein. Hier, in den gesegnetsten Gauen unseres Vaterlandes, erwuchsen während der letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts dem friedlichen Bürger die schlimmsten Feinde in den Raubrittern. Endlich schlug auch hier die Stunde der Vergeltung, und auch hier fanden die Bürger der Städte in festem Zusammenschlusse die sichere Abwehr der Gewalttaten.

Im vierten Bande: **„Im goldenen Augsburg"** wird uns ein Bild von dem großartigen Handel Süddeutschlands entrollt. Hier hob sich vor allem Augsburg empor, mit dessen Aufschwung das Wirken des Fuggerschen Hauses eng verbunden ist. Wir lesen in diesem Bande von der Tatkraft der Fugger und von den weitausgedehnten Unternehmungen dieser klugen Kaufherren und ihren Verbindungen, namentlich mit Venedig.

Der fünfte Band: **„Im Zeichen des Bären"**, Oskar Höckers letztes Werk, versetzt uns in verhältnismäßig nahe Zeiten: unsere Reichshauptstadt Berlin kann nicht auf eine Blütezeit im Mittelalter zurückblicken. Aber auch ihr fehlt es keineswegs an fesselnden Erinnerungen, und sie spielt in den Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle in der Entwicklung unseres Volkes. Die Erzählungen dieses letzten Bandes behandeln Ereignisse und Zustände aus den Tagen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms III.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark



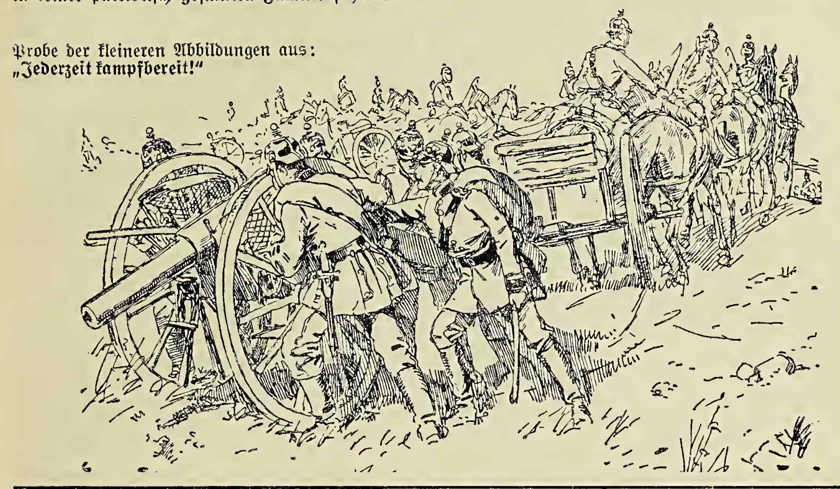
Probe der neuen Bilder aus: **Höcker, Deutsche Treue, welsche Tücke.** S. Seite 3.

Für die reifere männliche Jugend

Jederzeit kampfbereit! Geschichtliche und militärische Bilder von der Entwicklung der deutschen Wehrkraft. Unter Mitwirkung militärischer Fachmänner geschildert von **Oskar Höcker** und **Arnold Ludwig.** Mit vielen Abbildungen und Schlachtplänen sowie einem Anhang von Armeemärschen. 2. Auflage. In Prachtband 8 Mark, geheftet 6 Mark.

Se. Majestät der Kaiser hat das Buch in großer Zahl zu persönlichen Geschenken verwandt; es sollte in keiner patriotisch gesinnten Familie fehlen.

Probe der kleineren Abbildungen aus: „Jederzeit kampfbereit!"



Der Königsurlauber Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Jung und alt gewidmet von **Paul Arnold.** Mit vielen Abbildungen. 8. Auflage. Gebunden 1,60 Mark, geheftet 1 Mark.

Friedrich der Dritte, **Deutscher Kaiser und König von Preußen.** Ein Lebensbild, jung und alt gewidmet von D. **Bernhard Rogge,** Kgl. Hofprediger. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen andern Abbildungen. 5. Auflage. Reich gebunden 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Unter der Geißel des Korsen **Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands.** Nach den Erinnerungen seines Großvaters erzählt von **M. Hübner.** Mit Bildern von A. v. Roeßler. 2. Auflage. Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Für Kaiser und Reich Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der Zeit Kaiser **Heinrichs IV.** von **Ferdinand Sonnenburg.** Mit vielen Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. Zwei selbständige Bände. In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark.

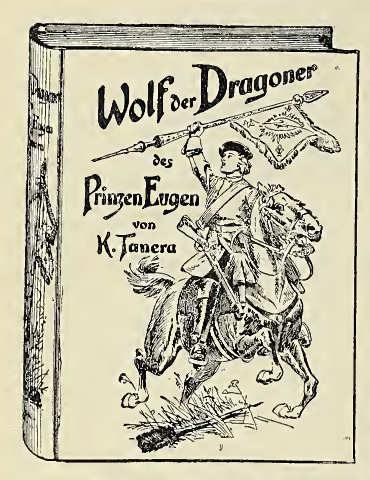
I. Band: **Berthold der Getreue.** Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt.
II. „ **Irnfried und Erwin.** Wie dem Kaiser die Treuen dienten in den Harzbergen und am Rheinstrom.

Heinz Treuaug **Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat.** Der heranwachsenden Jugend geschildert von **A. Helms.** Mit vielen Bildern. 5. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Kynstudt **Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens.** In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt von **J. Pederzani-Weber.** Mit vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Rinold und Tuiskomar Erzählung aus des Vaterlandes Vorzeit. Der reiferen Jugend gewidmet von **F. Stilke.** Mit 10 Vollbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Schriften von Karl Tanera



Neuigkeit Weihnachten 1907

Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer.

Dieses Buch bildet eine Fortsetzung zu der 1906 erschienenen Jugendschrift:

Wolf der Junker Kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **6. Auflage.**

Die Kriegserzählung ist von jeher das ureigenste Schaffensgebiet Taneras gewesen, und auf ihm hat er die höchsten Lorbeeren als Schriftsteller errungen. Dies beweist auch die Neuherausgabe der vorliegenden beiden Erzählungen, die vor längeren Jahren als Romanserie unter dem Titel „Durch ein Jahrhundert" erschienen. In dem ersten Bande „Wolf der Junker" bildet eine der trübsten Episoden der heimischen Geschichte, die Besetzung der Rheinlande und die Zerstörung der unglücklichen Stadt Speyer durch die Truppen Ludwigs XIV. den Hintergrund zu einer spannenden Erzählung. Der zweite Band „Wolf der Dragoner" zeigt uns den Sohn des Helden der ersten Erzählung, wie er unter dem ritterlichen Prinzen Eugen kämpft und reiche Lorbeeren erntet. Ein dritter (Schluß-) Band soll 1908 erscheinen.

In Prachtband je 3,50 Mark, geheftet je 2,50 Mark

Der Freiwillige des Iltis Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **10. Auflage.**

Aus der Prima nach Tientsin Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **5. Auflage.**

Auch in diesen beiden Werken hat sich das Erzählertalent Taneras trefflich bewährt: vielseitige, geradezu unerschöpfliche Gestaltungskraft in Anlage, Fortführung und Abschluß der Handlung und ein warmer vaterländischer Hauch treten in den Erzählungen aufs glänzendste hervor. — „Aus der Prima nach Tientsin" bildet eine völlig selbständige Fortsetzung der Erzählung: „Der Freiwillige des Iltis"; beide Bücher ergänzen die auf Seite 6 angezeigte bekannte Sammlung **Oskar Höckers: „Unsere Deutsche Flotte".**

Heinz der Brasilianer Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer, H. Deppermann, H. M. Lemme. **2. Auflage.**

Raupenhelm und Pickelhaube Kriegserzählung aus den Jahren 1866, 1870/71. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. **4. Auflage.**

Die besonderen Vorzüge dieser Erzählungen beruhen teils auf der strengen Wahrheit des Geschilderten, da der Verfasser nur Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes gibt, teils auf der Frische und Lebendigkeit, mit der die Personen und Ereignisse dem Leser entgegentreten. Durch diese Vorzüge haben die vorstehenden Erzählungen des leider zu früh verstorbenen Verfassers in den weitesten Kreisen ungeteilte Anerkennung gefunden.

Die vorstehenden 4 Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark



Probeabbildung aus:
Tanera, Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen.

Für die reifere männliche Jugend

Im Banne des Scherifen



Eine Erzählung aus Marokko von

Dr. Alfred Funke

Mit 8 Vollbildern von Johs. Gehrts. 2.—4. Auflage.

Neuigkeit Weihnachten 1906

Das Land des „Scherifen" hält fortgesetzt die europäische Welt in Spannung. Immer von neuem macht sich der Haß der fanatischen Mauren gegen die „Christenhunde" in blutigen Taten Luft. Auf dem Schauplatz der jüngsten Unruhen, in Casablanca, beginnt die spannende Erzählung, die uns auf Grund authentischer Aufzeichnungen des jetzt wieder viel genannten Dr. Jannasch von den Erlebnissen der ersten deutschen Handelsexpedition nach Marokko, von ihren unsäglichen Leiden bei den wilden Stämmen der Kabylen, von glücklich überstandenen Gefahren und ihrer endlichen Rettung berichtet. Dabei erfahren wir viel Interessantes von dem Leben und Treiben in den Hafenstädten und am Hofe des jetzigen und des vorigen Sultans; insbesondere greift der durch die jüngsten Ereignisse bekannt gewordene Kaid Mac Lean, der Gefangene Raisulis, wesentlich in den Gang der Handlung ein.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Der Letzte der Mohikaner

Nach J. F. Cooper frei für die deutsche Jugend bearbeitet von A. Helms. Mit 12 Tonbildern und sehr vielen Textabbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Ausstattung und Bearbeitung sind bei dieser Ausgabe des unvergänglichen Werkes besonders wertvoll; bei Bestellung wolle man deshalb ausdrücklich angeben: Verlag von Hirt, Leipzig.

Das Goldland am Klondike

Erlebnisse eines Deutschen in Alaska. Von J. Pederzani-Weber. Mit 6 Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Kalulu, Prinz, König und Sklave

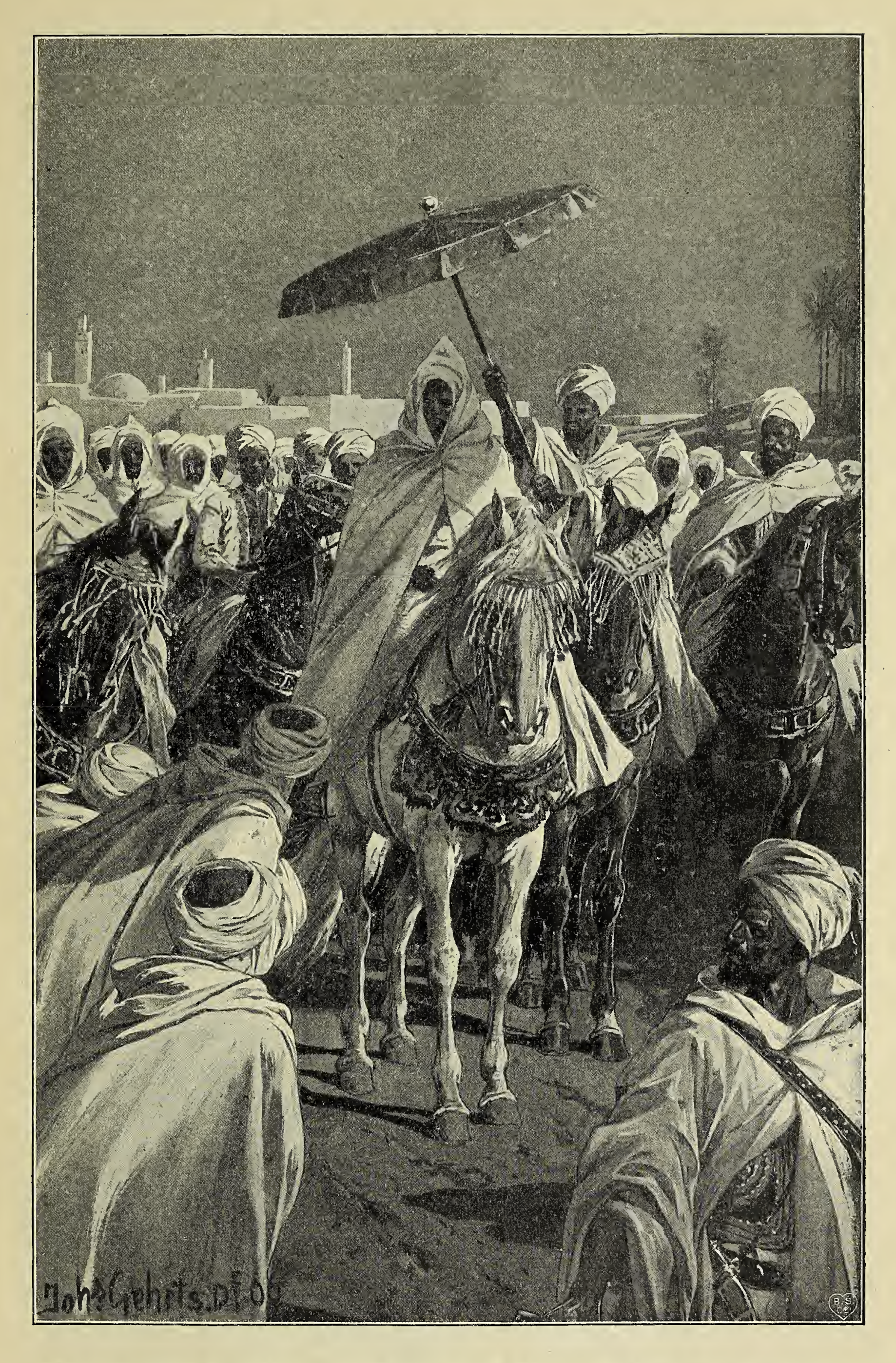
Szenen aus dem Leben in Zentral-Afrika von H. M. Stanley. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit 17 Tonbildern. 7. Auflage. Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

In dem Stanleyschen Buche werden die „Schwarzen" nach ihren guten und schlechten Eigenschaften geschildert, auch die Araber und ihre greuelvollen Sklavenjagden lernen wir kennen. Ein großer Teil der Gebiete, in denen die Erzählung spielt, ist inzwischen unter deutsche Schutzherrschaft (Deutsch-Ostafrika) gekommen.

Mali der Schlangenbändiger

Szenen aus dem ostindischen Leben von L. Rousselet. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit zahlreichen Bildern. 4. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

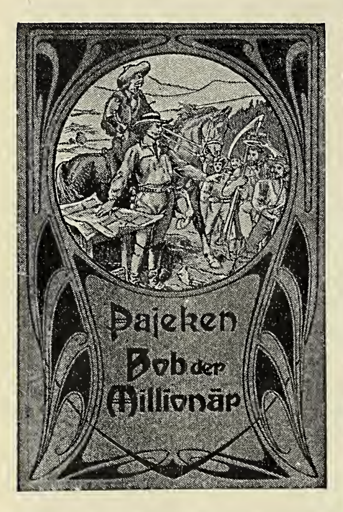
Rousselets „Mali" versetzt uns in die wichtigste überseeische Besitzung der Engländer. Die geschichtliche Grundlage, auf der die Erzählung sich aufbaut, bildet der furchtbare Aufstand, den der berüchtigte Nena Sahib im Jahre 1857 hervorrief. So findet die deutsche Jugend in dem Buche einerseits ein sonst bei uns weniger bekanntes Stück der Weltgeschichte, anderseits wird ihr darin die fremdartige Wunderwelt Indiens mit seinen Riesenbergen, seinen geheimnisvollen Urwäldern, seinem unerschöpflichen Tierleben, seinen prachtschimmernden Städten am heiligen Ganges in farbenreichen Bildern dargestellt.



Auf einem prächtigen Schimmel ritt Sultan Muley Abdelasis in das Lager der Tolba ein.

Probeabbildung aus: Funke, Im Banne des Scherifen.

Schriften von Friedr. J. Pajeken



Bob der Fallensteller 6. Auflage
Bob der Städtegründer 5. Aufl.
Bob der Millionär 3. Auflage
Ein Held der Grenze 4. Auflage

Mit vielen Tonbildern in Holzschnitt nach Zeichnungen von Johs. Gehrts

Vier selbständige Erzählungen aus Nordamerika

Pajeken, der viele Jahre unter den Indianern gelebt, mit ihnen verkehrt, sie mit scharfem Auge beobachtet hat, schildert uns wirkliche Rothäute, wie sie denken und handeln. Wahrheitsgetreu, wie das Leben und Tun der Indianer, malt uns Pajeken auch das der Weißen im fernen Westen, wo mancher ein verfehltes Dasein mit Schrecken beschließt, wenn es ihm nicht gelingt, durch eiserne Willenskraft sich emporzuringen. Die spannenden Erzählungen beruhen streng auf Wahrheit, — ein besonderer Vorzug gegenüber zahlreichen Büchern ähnlichen Inhalts.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Schriften von Bruno Garlepp

Jenseit der Grenzpfähle

Kulturbilder aus weniger bekanntem Volksleben, besonders Europas

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Johannes Gehrts

I. Band: **Durch Steppen und Tundren** Erzählung aus Südrußland und Ostsibirien. Mit farbigem Titelbild und 6 Tonbildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage.
II. „ **Halbmond und Griechenkreuz** Erzählung aus der Türkei und Griechenland. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts. 2. Auflage.
III. „ **Heiduckenkämpfe** Erzählung aus dem Balkanleben der Neuzeit. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts.
IV. „ **Der Pußtenkönig** Erzählung aus dem ungarischen Steppenleben. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts.

Die russische Revolution sowie die politischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel und den angrenzenden Ländern lenken von neuem die Aufmerksamkeit auf die fesselnden Erzählungen Garlepps, die uns ein anschauliches Kulturbild jener Länder geben und uns deren Bewohner mit ihren Vorzügen und Fehlern, ihren Sitten und Gebräuchen in greifbarer Klarheit vor Augen führen.

In 4 selbständigen, einzeln käuflichen Bänden: In Prachtband je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Flodatto

Alpenzauber Lustige und ernste Geschichten aus den deutschen Alpen. Mit 8 Separatbildern und zahlreichen Abbildungen im Text von Hugo Engl. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Die große und stetig wachsende Vorliebe, welche heutzutage für die Schönheiten der Hochgebirgswelt vorhanden ist, hat der Erzählung „**Alpenzauber**" zahlreiche Leser zugeführt. Der Umstand, daß auch der unerschöpfliche, harmlos neckische Humor der Alpenbewohner zur vollen Geltung kommt, verleiht dem Buche einen ungemein frischen Zug, der den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt.

Durch Dahome Ernste und heitere Erlebnisse, Reise- und Jagdabenteuer. Mit 6 Tonbildern von Johannes Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

In die Nachbarschaft einer unserer westafrikanischen Kolonien versetzt uns die Erzählung „**Durch Dahome**". Ein köstlicher, gesunder Frohsinn durchdringt alle Abschnitte des Buches, und zwar nicht allein die, welche sich im schönen Bayerlande abspielen, sondern auch diejenigen, die das ferne Afrika zum Schauplatz haben.

Schriften von J. H. O. Kern

In Sturm und Not Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nacherzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemännischen Ausdrücke und vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 6. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Sorgfältig ausgewählte Schilderungen aus dem Leben der Seeleute enthält „**In Sturm und Not**". Ob im Kampfe mit Sturm und Wellen oder mit habgierigen Seeräubern, immer und überall treffen wir auf kernige, wetterfeste Gestalten, die teilweise freilich noch manchmal in sonderbarem Aberglauben befangen sind, trotz der wohlüberlegten Maßregeln und Kunstgriffe, welche die Kapitäne anwenden, um ihre Leute scheinbar ganz ohne Absicht eines Besseren zu belehren. So gewinnt der Leser ein treues Bild des Lebens der Seefahrer.

Die Geißel der Südsee Leben und Taten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 3. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Was uns in der „**Geißel der Südsee**" erzählt wird, liest sich wie Märchen, wie Gestaltungen einer lebhaften Einbildungskraft, die mit Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Und doch ist der Inhalt des außerordentlich spannenden Buches Wahrheit, er beruht auf festgestellten Tatsachen; der belesene und seekundige Verfasser erzählt uns getreu das Tun und Treiben eines Seeräubers der Südsee. Nebenher werden aber auch Land und Leute der Südsee-Inseln geschildert, insonderheit der nunmehr deutschen Samoa-Gruppe.

Schriften von S. Wörishöffer

Das Buch vom braven Mann Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit 16 Tonbildern von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Im „**Buch vom braven Mann**" folgen wir dem Helden der Erzählung von der deutschen Hafenstadt hinaus in die Nordsee und in den atlantischen Ozean, in die Mangroven-Dickichte und zu den Bewohnern des „Schwarzen Erdteils", um zuletzt das heldenmütige Wirken der braven Seeleute kennen zu lernen, die ihr Leben einsetzen, um das der Schiffbrüchigen zu retten.

Gerettet aus Sibirien Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Améro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit vielen Tonbildern und Textabbildungen. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

„**Gerettet aus Sibirien**" führt die jugendlichen Leser in die eisigen, menschenarmen Einöden Nordasiens. Die Schilderung der Schicksale unschuldig Verurteilter bringt besonders spannende Momente in die Erzählung.

Für die reifere männliche Jugend

Virtus Romana Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet von **Ludwig Gurlitt.** Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 2. Auflage.



Ausschnitt aus dem Bilde: **Eine stürmische Senatssitzung.**

Im Verlauf einer spannenden Handlung, deren Mittelpunkt der sittenstrenge aber vielfach angefeindete Censor Cato und dessen Sohn Markus bilden, führt uns der Verfasser in das Leben und Treiben der Glanzperiode des alten römischen Freistaates, in „Roms Heldenzeit" ein. Durchweg auf wissenschaftlicher Forschung und alter Überlieferung beruhend, bietet das Buch ein verläßliches Bild des bedeutendsten Staatsmanns und Redners seiner Zeit und fördert das allgemeine Verständnis für die römische Geschichte.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Für die Hausbibliothek

Neuigkeit 1907

Die Kunst des Porträts von Dr. **Wilhelm Waetzoldt.** Mit 80 Bildern. Geheftet ca. 10 M.; in Geschenkband ca. 12 M.

An einer kurzgefaßten Monographie über die Kunst des Porträts hat es bisher gefehlt. Das Buch wird daher nicht nur in den Kreisen der Künstler und Kunstgelehrten, sondern auch bei allen kunstliebenden Laien Anklang finden, namentlich auch mit Rücksicht auf den sachkundig ausgewählten Bilderschmuck, der 80 teils wenig bekannte Porträts in vorzüglicher Wiedergabe enthält.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.







